



MULTIPERSPEKTIVITÄT & INTERPRETATORISCHE RELEVANZ

Eine relevanztheoretisch-
literaturwissenschaftliche Untersuchung von
Peter Wawerzineks „Rabenliebe“ &
Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“

Anja Swidsinski

Multiperspektivität und interpretatorische Relevanz

Eine relevanztheoretisch-
literaturwissenschaftliche Untersuchung von
Peter Wawerzineks „Rabenliebe“ und Wolfgang
Herrndorfs „Arbeit und Struktur“

Dissertation

vorgelegt von

Anja Swidsinski

Verteidigt am 20.02.2020

Betreuer: Prof. Dr. Alexander Lasch, TU Dresden

Gutachter:

Prof. Dr. Alexander Lasch, TU Dresden

Prof. Dr. Dorothee Wieser, TU Dresden

Prof. Dr. Gudrun Loster-Schneider

Gewidmet Anneke Böse † 10.06.2015

Vorwort

Die vorliegende Arbeit ist eine leicht überarbeitete Fassung meiner Dissertation, die im August 2019 an der Fakultät Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaften der Technischen Universität Dresden eingereicht wurde.

Viele Menschen haben mich bei der Entstehung dieser Arbeit unterstützt. Danken möchte ich zunächst Prof. Dr. Gudrun Loster-Schneider, die sich des interdisziplinären Themas aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Sicht angenommen hat und gleichzeitig Prof. Dr. Alexander Lasch, der die Arbeit mit linguistischer Expertise betreut und geholfen hat, sie über die Zielgerade zu bringen. Weiterhin bedanken möchte ich mich bei Prof. Dr. Marina Münkler, die die Arbeit ebenfalls ein Stück Weges begleitet hat sowie Prof. Dr. Dorothee Wieser, nicht zuletzt für die Anregungen aus Gutachten und Disputation.

Die Arbeit ist größtenteils im Rahmen einer Promotionsstelle (2012 bis 2017) an der TU Dresden entstanden, die mir Kontakte mit vielen netten und hilfreichen Kollegen ermöglicht hat. Mein Dank gilt besonders Dr. Maike Nikolai-Frölich und Dr. Jakob Vetter, die viele erste Entwürfe gelesen haben. Gefördert wurde die Arbeit ebenfalls durch ein Abschlusstipendium der Graduiertenakademie der TU Dresden. Dafür sowie für die vielen exzellenten Weiterbildungs- und Beratungsangebote möchte ich mich ebenfalls bedanken.

Größter Dank gilt jedoch meinen Freunden und meiner Familie, die mir immer geholfen haben, einen Ausgleich zur Schreibtischarbeit zu finden. Besonders Daniel und Jaromir Pauling danke ich für ihre Unterstützung, Geduld und gute Laune.

Inhaltsverzeichnis

1	<u>EINLEITUNG</u>	<u>1</u>
2	<u>MULTIPERSPEKTIVITÄT AUS PRAGMATISCHER SICHT: ZUM STAND DER FORSCHUNG</u>	<u>10</u>
2.1	ZUR DEFINITION VON PERSPEKTIVE	13
2.1.1	WIRKLICHKEITSSICHT—EINE SEMANTISCHE BEGRIFFSBESTIMMUNG	14
2.1.2	KLASSIFIKATION—DIE NARRATOLOGISCHE BEGRIFFSBESTIMMUNG	17
2.1.3	ANTHROPOMORPHISIERBARKEIT — DIE KOGNITIONSWISSENSCHAFTLICHE BEGRIFFSBESTIMMUNG.....	20
2.2	BESCHREIBUNGSMODELLE DER PERSPEKTIVENINTERAKTION	28
2.2.1	NARRATOLOGIE.....	29
2.2.2	SEMANTISCH-SYNTAKTISCHER ANSATZ	32
2.2.3	MÖGLICHE-WELTEN-THEORIE	37
2.2.4	KOGNITIONSWISSENSCHAFTLICHE ANSÄTZE.....	41
2.3	ZUSAMMENFASSUNG DER DESIDERATE AUS PRAGMATISCHER SICHT	52
3	<u>VON DEN GRUNDLAGEN ZUR ANWENDUNG: ENTWICKLUNG EINES RELEVANZTHEORETISCH- LITERATURWISSENSCHAFTLICHEN BESCHREIBUNGSMODELLS FÜR MULTIPERSPEKTIVITÄT</u>	<u>58</u>
3.1	DIE LINGUISTISCHEN GRUNDLAGEN DER RELEVANZTHEORIE: SPERBER UND WILSON.....	64
3.2	LITERATURWISSENSCHAFTLICHE GRUNDLAGEN: ZUM STAND DER RELEVANZTHEORETISCHEN LITERATURWISSENSCHAFT	80
3.2.1	VERTRETER UND ERKENNTNISINTERESSEN	81
3.2.2	KONSTRUKTCHARAKTER	86
3.2.3	INFERENZEN.....	91
3.2.4	KONTEXT.....	96
3.2.5	RELEVANZPROFIL	103
3.2.6	SUCHREIHENFOLGE	113
3.2.7	INFERENZBEGRENZUNG.....	123
3.2.8	POETISCHE EFFEKTE	129
3.2.9	ZUSAMMENFASSUNG: DAS POTENZIAL RELEVANZTHEORETISCHER LITERATURWISSENSCHAFT FÜR DIE BESCHREIBUNG INFERENTIELLER LITERARISCHER KOMMUNIKATION	133
3.3	DIE ANWENDUNG: EIN RELEVANZTHEORETISCH-LITERATURWISSENSCHAFTLICHES BESCHREIBUNGSMODELL DER MULTIPERSPEKTIVITÄT	137
3.3.1	PERSPEKTIVE.....	138
3.3.2	PERSPEKTIVENINTERAKTION	150
3.3.3	KONTEXT.....	159
3.3.4	POETISCHE EFFEKTE	165
3.3.5	ZUSAMMENFASSUNG: SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR DIE ANALYSE.....	167

4	<u>DIE ANALYSE VON BEISPIELTEXTEN</u>	<u>171</u>
4.1	BEISPIELKONTEXT: EXKURS ZUR MODERNEN AUTOBIOGRAFIEFORSCHUNG	172
4.2	RABENLIEBE (2010)	184
4.2.1	PARATEXT. MULTIPERSPEKTIVITÄT UND AUTOBIOGRAFIE.....	184
4.2.2	WER SPRICHT WORÜBER? DIE EXTERNALISIERUNG VON GEFÜHLEN.....	190
4.2.3	KREISEN UM EIN LEERES ZENTRUM: STEUERUNG UND WERTUNG.....	197
4.2.4	THEMATISCHE ÄHNLICHKEITEN: FIGURENPERSPEKTIVEN ALS NORMATIVER KONTEXT	208
4.2.5	ZUSAMMENFASSUNG	221
4.3	ARBEIT UND STRUKTUR— (2013)	223
4.3.1	PARATEXT: DOKUMENTATION ODER KONSTRUKTION EINER POSTHUMEN IDENTITÄT	223
4.3.2	DER ANFANG – EIGEN- UND FREMDPERSPEKTIVE.....	236
4.3.3	AUFSPALTUNGEN DES SELBST: WALTHER WOLFGANG WILHELM	244
4.3.4	PROJEKT REGRESSION.....	255
4.3.5	ZUSAMMENFASSUNG	264
5	<u>FAZIT: POTENZIALE UND GRENZEN RELEVANZTHEORETISCHER LITERATURWISSENSCHAFT FÜR DIE ANALYSE VON MULTIPERSPEKTIVITÄT</u>	<u>265</u>
5.1	INFERENTIELLE LITERARISCHE KOMMUNIKATION	266
5.2	MULTIPERSPEKTIVITÄT	269
5.3	POETISCHE EFFEKTE.....	274
6	<u>LITERATURVERZEICHNIS</u>	<u>278</u>

1 Einleitung

Die Feststellung, dass Literatur häufig uneindeutig kommuniziert, ist ein Allgemeinplatz literaturwissenschaftlicher Forschung. Diese Eigenschaft wurde bereits als Qualitätskriterium schlechthin von Literatur gehandelt: „Polyvalenz gilt bei den literarischen Avantgarden um 1800 als Signum des Poetischen, [...] als zentraler Gestus der neu gewonnenen Autonomie der Literatur gegenüber regelpoetischen, aber auch allgemein moralischen und intellektuellen Rücksichten.“¹ Sie ist jedoch „keinesfalls eine Erfindung der Goethezeit, sondern darf wohl als kulturelle Universalie gelten.“²

Mehrdeutige, d.h. polyvalent oder ambigue kommunizierende Texte – das wird aus dem obigen Zitat deutlich – verhalten sich autonom gegenüber Regeln oder kulturellen Mustern. Dies bedeutet nicht, dass ihre Bedeutung beliebig von den Rezipienten³ festgelegt werden kann. Es deutet allerdings darauf hin, dass die Bedeutungsproduktion solcher Texte, in linguistischen Termini beschrieben, über das Codieren von Bedeutung hinausgeht.

Damit ist das Folgende gemeint: Ältere strukturalistische Kommunikationsmodelle haben noch eine relativ unproblematische Auffassung vom Vorgang des Kommunizierens. Unter diesen Modellen⁴ besteht Kommunikation aus dem Codieren von Propositionen⁵, d.h. Aussagen. Diese Aussagen werden in der Form von Zeichen durch einen Sender möglichst verlustfrei über ein Medium (Schallwellen oder gedruckte Buchstaben auf Paper) zu einem Empfänger übermittelt. Dieser decodiert die erhaltenen Zeichen und erhält daraus im Ergebnis die gesendete Proposition. Mehrdeutigkeit ist hier ein Randphänomen. Sie wird durch Prozesse wie

¹ Specht, Benjamin: Polyvalenz – Autonomieästhetik – Kanon. Überlegungen zum Zusammenhang von Textstruktur und historischer Ästhetik bei der Herausbildung des deutschsprachigen Literaturkanons. In: Matthias Beilein/Claudia Stockinger/Simone Winko (Hgg.), Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft. Berlin 2012 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 129), S. 19–40, S. 27f. Zum Begriff der Polyvalenz vgl. ebd., S. 22.

² Ebd., S.26f.

³ In dieser Arbeit werden sowohl männliche als auch weibliche Formen von Personenbezeichnungen als generische Geschlechtsbezeichnungen verwendet.

⁴ Vgl. „the coding-decoding model of Locke and Saussure, as developed in the twentieth century logic and philosophy in compositional theories of meaning and truth.“ Korta, Kepa/Perry, John: Pragmatics. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy. Winter 2012 o.J. Obwohl klassisch-strukturalistische Kommunikationsmodelle, nicht zuletzt wegen ihrer Bemühungen um terminologische Schärfe, durchaus ihre Verdienste haben, stellen sie, wenn man sich für die Rolle von Inferenzen in literarischen Kommunikationsprozessen interessiert, eine Einschränkung dar.

⁵ Propositionen sind „Prädikat-Argument-Strukturen, [also] Einheiten der semantischen Tiefenstruktur, die aus einem Prädikat (Zustände, Ereignisse, Eigenschaften) und den von ihm implizierten Argumenten (Objekte, Personen, Sachverhalte) bestehen.“ Christmann, Ursula: Kognitionpsychologische Ansätze. In: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hgg.), Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin, Boston 2015, S. 21–45, S. 28.

Desambiguierung (d.h. das Auflösen sprachlicher Mehrdeutigkeiten) oder das Entschlüsseln von Referenzen (etwa von Eigennamen oder Deiktika) eliminiert.

Literatur lässt sich wegen ihrer Mehrdeutigkeit mit auf Codes basierenden Modellen kaum abbilden. Dies wird am Beispiel der Multiperspektivität deutlich: Ob bei inhaltlich widersprüchlichen Perspektiven der einen, der anderen oder keiner von beiden Perspektiven mehr Glauben geschenkt werden darf, kann nicht durch Rekurs auf ein Regelwerk entschieden werden.

Multiperspektivität zieht ihre Effekte nicht aus der linearen Abfolge der explizit vermittelten Informationen. Stattdessen müssen Perspektiven untereinander in ein Verhältnis gesetzt werden. Das bedeutet, dass sie miteinander abgeglichen, einander gegenübergestellt und von den Rezipienten gegeneinander abgewogen werden müssen. Das Ergebnis dieser Schlussfolgerungen sind Bedeutungen, die über die Addition der im Text enthaltenen Informationen hinausgehen. Anders formuliert bedeutet dies, dass aus dem Zusammenspiel verschiedener Perspektiven neue, emergente Bedeutungen entstehen.

Der sehr treffende Emergenzbegriff ist von Marcus Hartner in die Multiperspektivitätsforschung eingebracht worden. Er bezeichnet „das Entstehen ‚neuer‘ semantischer Gehalte, die ihren Ursprung in der Perspektivenkorrelation [...] haben“⁶, darüber aber hinausgehen. Das heißt, dass das Zusammenspiel verschiedener Perspektiven neue, vorher nicht dagewesene und daher emergente Bedeutungen produziert. „Solche emergenten Informationen lassen sich nicht in den einzelnen, konstitutiven Perspektiven einer Konstellation verorten und können daher nicht als Ähnlichkeits- oder Differenzbeziehung derselben konzeptualisiert werden.“⁷

Um emergente Bedeutungen adäquat beschreiben zu können, ist es nötig, Bedeutungen zu erfassen, die über die in einem Text explizit enthaltenen Informationen hinausgehen. Dies ist mit Hilfe pragmatischer Theorien möglich. Anders als die Semantik beschreibt die Pragmatik nicht Codes, also konventionell festgelegte Regeln der Bedeutungszuweisung, sondern dynamischere Arten der Bedeutungsproduktion. Dazu gehört das Analysieren von Inferenzen, d.h. textgeleiteten Schlussfolgerungen und der Prinzipien, die diese leiten.

Pragmatics is usually thought to involve a different sort of reasoning than semantics. Semantics consists of conventional rules of meaning for expressions and their modes of combination. [...] In contrast, pragmatics involves perception augmented by some species of ‚ampliative‘ inference — induction, inference to the best explanation, Bayesian reasoning, or [...] special application of general principles special to communication.⁸

Betrachtet man die Multiperspektivitätsforschung, so fällt auf, dass der Aspekt pragmatischer Bedeutungsproduktion darin zwar betrachtet wird, jedoch noch nicht

⁶ Hartner, Marcus: Perspektivische Interaktion im Roman. Kognition, Rezeption, Interpretation. Berlin 2012 (Narratologia 32), S. 170.

⁷ Ebd.

⁸ Korta, Kepa/Perry, John (o.J.).

angemessen analytisch erfasst werden kann. Eine schon ältere Arbeit von Jürgen Lehmann⁹, die lange die einzige pragmatische Untersuchung auf diesem Feld darstellte, berücksichtigt zwar explizit pragmatische Aspekte wie die Rolle von Kontexten¹⁰ und Sprechhandlungen¹¹ am Beispiel der Autobiografik, ist aber insofern problematisch, als dass die darin verwendeten linguistischen Leittheorien mittlerweile als überholt gelten müssen.

Das gleiche Problem taucht auch in der Literaturwissenschaft auf. Noch um die Jahrtausendwende konnte beobachtet werden, dass die literaturwissenschaftliche Rezeption der Linguistik überwiegend bei der Rezeption von de Saussure stehen geblieben zu sein schien¹² bzw. „daß sich die Literaturwissenschaft immer noch häufig bei sprachwissenschaftlichen Theorien informiert, die in der Linguistik selbst seit Jahrzehnten überholt sind.“¹³ Dies ist in der Multiperspektivitätsforschung nicht anders. Hier konnte noch im Jahr 2003 festgestellt werden: „Eine rezeptionsästhetische, pragmatische oder kognitive Theorie multiperspektivischen Erzählens steht bisher [...] noch weitgehend aus.“¹⁴

Größtenteils unbeobachtet von der Literaturwissenschaft sind Linguistik wie Kognitionswissenschaft davon abgerückt, Kommunikation als Codierungsprozess zu begreifen. Stattdessen weisen sie verstärkt auf die Rolle von Inferenzen, d.h. Schlussfolgerungen hin, „mit denen die Leser/innen über die unmittelbar im Text enthaltene Information hinausgehen“¹⁵. Kommunikation beruht auf mehr als dem

⁹ Lehmann, Jürgen: *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*. Berlin, Boston 1988 (Studien zur deutschen Literatur 98).

¹⁰ „Pragmatics is sometimes characterized as dealing with the effects of *context*.“ Korta, Kepa/Perry, John (o.J.). Alle Hervorhebungen in Zitaten sind in dieser Arbeit, sofern nicht anders gekennzeichnet, aus den Originaltexten übernommen.

¹¹ Der Einfluss der Sprechakttheorie wird bereits im Untertitel von Lehmanns Arbeit „Bekennen – Erzählen – Berichten“ deutlich. Lehmann, Jürgen (1988).

¹² Dies wird um die Jahrtausendwende z.B. von Pilkington bemängelt, an dessen Befund sich in der Zwischenzeit allerdings nicht viel geändert hat. Pilkington, Adrian: *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective*. Amsterdam, Philadelphia 2000 (Pragmatics and Beyond 75).

¹³ Strasen, Sven: *Rezeptionstheorien. Literatur- sprach- und kulturwissenschaftliche Ansätze und kulturelle Modelle*. Trier 2008 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium Bd. 10), S. 131.

¹⁴ Surkamp, Carola: *Die Perspektivenstruktur narrativer Texte. Zu ihrer Theorie und Geschichte im englischen Roman zwischen Viktorianismus und Moderne*. Trier 2003 (ELCH: Studies in English Literary and Cultural History = ELK: Studien zur Englischen Literatur- und Kulturwissenschaft Bd. 9), S. 15.

¹⁵ Christmann, Ursula: *Lesen als Sinnkonstitution*. In: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hgg.), *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Berlin, Boston 2015, S. 169–184, S. 174. „As one of the basic forms of reasoning, inference can in general be defined as a process of accepting a statement or proposition (called the conclusion) on the basis of the (possibly provisional) acceptance of one or more other statements or propositions (called the premises). Construed thus, it includes deduction, induction, and abduction. It also includes entailment, presupposition, and implicature.“ Huang, Yan: 14. Types of Inference. Entailment, Presupposition, and Implicature. In: Wolfram Bublitz/Neal R. Norrick (Hgg.), *Foundations of Pragmatics*. Berlin, New York 2011, S. 397–421, S. 397. Zu Typen von Inferenzen nach dem Grad ihrer Unverzichtbarkeit im Leserverstehen sowie ihrer Inferenzweite vgl. Christmann, Ursula (2015b), S. 174. Zu den Besonderheiten von Inferenzen beim Lesen literarischer Texte vgl. ebd., S. 176.

Austausch von vollständigen Aussagen. Stattdessen sind darüber hinausgehende „Inferenzen [...] immer ein Teil der Verstehensleistung beim Lesen und zwar deshalb, weil grundsätzlich kein Text alle Inhalte und Relationen explizit macht.“¹⁶ Ein typisches Beispiel ist der Satz „Das Wasser ist zu kalt.“ Obwohl wir jedes einzelne Wort verstehen, können wir dem Satz keinen Sinn entnehmen, ohne als Rezipient selbst den Kontext des Satzes abzusuchen oder in Gedanken Weltwissen zu ergänzen, denn der Satz ist erst dann vollständig verstanden, wenn auch klar ist, wofür das Wasser zu kalt ist. Inferenzen sind also kein Sonderfall der Kommunikation, sondern ihr grundsätzlicher Bestandteil: „Inferenzen stellen zweifellos den Kernprozess des sinnorientierten Lesens dar und werden deshalb in sämtlichen in der Literatur entwickelten Modellen des Lesens berücksichtigt.“¹⁷

Die neuere Multiperspektivitätsforschung berücksichtigt die zentrale Rolle inferentieller Kommunikation bereits in Ansätzen. Hier wurden verschiedene theoretische Ansätze erprobt, um den inferentiellen Anteil multiperspektivischer Kommunikation beschreibbar zu machen. Dennoch werden pragmatische Prozesse häufig noch als Störfaktor betrachtet, der zu analytischer Unschärfe führt. Vera und Ansgar Nünning stellen beispielsweise fest, dass sich die pragmatische Dimension der Multiperspektivität empirischer Untersuchbarkeit entzieht.¹⁸ Tatsächlich ist der überwiegende Teil des narratologischen Instrumentariums, das zur Beschreibung multiperspektivischer Texte zur Verfügung steht, stärker dazu geeignet, positivistische Aussagen zu treffen (d.h. fertige und eindeutige Interpretationen abzubilden) als dafür, die mit inferentieller Kommunikation verbundenen Ambiguitäten und Polyvalenzen genau zu beschreiben.

Betrachtet man die vorhandene Multiperspektivitätsforschung unter der Frage, inwieweit sie pragmatische Aspekte bereits abbildet, wird deutlich, dass einerseits die Notwendigkeit, auch pragmatische Prozesse in die Analyse einzubeziehen, in der Multiperspektivitätsforschung immer deutlicher gesehen wird¹⁹, sich dies andererseits jedoch noch nicht ausreichend in der analytischen Praxis widerspiegelt. Dies ist aus zwei Gründen erstaunlich. Einerseits bietet sich gerade die Multiperspektivitätsforschung dafür an, inferentielle literarische Kommunikation zu beobachten, weil dort die hauptsächlich relevanten Kontexte im Text selbst enthalten sind. Andererseits sind in der für die Literaturwissenschaft traditionell wichtigen

¹⁶ Ebd., S. 174.

¹⁷ Ebd., S. 177.

¹⁸ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera: Von ‚der‘ Erzählperspektive zur Perspektivenstruktur narrativer Texte: Überlegungen zur Definition, Konzeptualisierung und Untersuchbarkeit von Multiperspektivität. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 3–38, S. 27.

¹⁹ Vertreter dafür sind Nünning und Nünning (Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hgg.): Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000); Surkamp, Carola (2003) und Hartner, Marcus (2012).

Hilfsdisziplin Linguistik elaborierte Instrumentarien vorhanden, um pragmatische Prozesse zu beschreiben.

Innerhalb der Pragmatik gilt die Relevanztheorie²⁰ als die momentan avancierteste Theorie²¹. Sie geht von der Auffassung aus, dass die Aussagen, die uns erreichen, prinzipiell immer unvollständig sind und ergänzt werden müssen. Inferenzen, d.h. die über die explizit vermittelten Informationen hinausgehenden Ergänzungsprozesse, werden nach Ansicht der Relevanztheorie von kognitiven Prinzipien gesteuert. Da kognitive Prinzipien für alle Kommunikationsteilnehmer gelten, sind die von ihnen gesteuerten Inferenzprozesse auch für alle Kommunikationsteilnehmer kalkulierbar. Nach Auffassung der Relevanztheorie ist inferentielle Kommunikation folglich präzise analysierbar — „vagueness can be precisely described.“²² Inferentielle Kommunikation wäre damit keineswegs so problematisch, wie in der Multiperspektivitätsforschung angenommen.

Es liegt also nahe, das Potenzial der Relevanztheorie für die Analyse von Multiperspektivität zu nutzen. Dies ist bisher noch nicht geschehen. Umfassende Anwendungen der Relevanztheorie auf andere Felder der Literaturwissenschaft liegen bereits seit 1996 vor.²³ Sie decken ein Spektrum literaturwissenschaftlicher Phänomene ab, das von kleinen Einheiten wie Tropen²⁴ bis hin zu so komplexen Kategorien wie Fiktionalität²⁵ reicht. Es ist also durchaus möglich, von einer beginnenden relevanztheoretischen Literaturwissenschaft zu sprechen. Multiperspektivität ist von der relevanztheoretisch inspirierten Literaturwissenschaft jedoch noch nicht betrachtet worden. Hier setzt die vorliegende Arbeit an. Sie hat zum Ziel, eine relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Heuristik für die Multiperspektivität zu entwickeln. Damit soll an einem weiteren Phänomen exemplarisch gezeigt werden, dass inferentielle literarische Kommunikation analytisch beschrieben werden kann.

Dabei soll jedoch ein anderer Weg eingeschlagen werden als bislang in der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft üblich. Bisherige literaturwissenschaftliche Adaptionen der ursprünglich aus der Linguistik stammenden Relevanztheorie adaptierten diese direkt auf literarische Phänomene. Ausgehend von einer Darstellung der Relevanztheorie wurden deren Kategorien auf die Analyse literarischer Texte übertragen. Diese Arbeit nähert sich der Multiperspektivität nicht von der fachfremden Theorie aus; stattdessen wird zunächst ein grundsätzliches Verständnis des aktuellen Standes der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft

²⁰ Vgl. Wilson, Deirdre: *Relevance and the Interpretation of Literary Works*. In: *UCL Working Papers in Linguistics*, H. 23, S. 69–80.

²¹ Zu Bewertungen der Relevanztheorie vgl. die Sammlung von Strasen, Sven (2008), S. 132 bzw. S. 172.

²² Sperber, Dan/Wilson, Deirdre: *Relevance. Communication and Cognition*. Oxford 1995, S. 59.

²³ Siehe dazu S. 81 dieser Arbeit.

²⁴ Pilkington, Adrian (2000).

²⁵ Walsh, Richard: *Rhetoric of Fictionality. Narrative Theory and the Idea of Fiction*. Columbus 2007.

entwickelt. Zu diesem Zweck werden alle bis dato vorliegenden literaturwissenschaftlichen Anwendungen der Relevanztheorie daraufhin befragt, welchen Beitrag sie zum Verständnis inferentieller Kommunikation in der Literatur leisten. Eine solche Zusammenschau der literaturwissenschaftlichen Adaptionen der Relevanztheorie lag bisher nicht vor. Auf ihrer Basis wird ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Modell inferentieller literarischer Kommunikation erstellt.

Dieses wird in einem zweiten Schritt zu einem Beschreibungsmodell von Multiperspektivität weiterentwickelt. Es adaptiert schon vorhandene Komponenten relevanztheoretischer Literaturwissenschaft, die in anderen Anwendungsgebieten als der Multiperspektivität entwickelt wurden, für diesen neuen Anwendungsbereich. Der aktuelle Wissensstand relevanztheoretischer Literaturwissenschaft wird also berücksichtigt, einschlägige Komponenten werden adaptiert und in ein eigenes Beschreibungsmodell multiperspektivischer Bedeutungskonstruktion integriert. Grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser Arbeit und der schon vorliegenden relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Forschung ist also, dass hier nicht die linguistische Relevanztheorie selbst auf neue literarische Phänomene angewendet wird. Stattdessen wird die Multiperspektivität mit Hilfe des aktuellen Standes relevanztheoretischer Literaturwissenschaft erschlossen. Dies stellt innerhalb der Literaturwissenschaft ein Novum dar.

Nicht zuletzt aufgrund dieser neuen Herangehensweise liegt ein weiterer Schwerpunkt dieser Arbeit darauf, den analytischen Mehrwert des hier entwickelten heuristischen Modells von Multiperspektivität zu erproben. Textanalyse erfolgt hier also nicht nur wie etwa bei Jannidis²⁶ in Form von in die Theoriedarstellung integrierten Textbeispielen, sondern in Form von eigenständigen Analysen. Als Gegenstände für die Textanalyse sind zwei aktuelle, durchaus als polyvalent rezipierte Einzeltexte ausgewählt worden: Peter Wawerzinek's „Rabenliebe“²⁷ sowie Wolfgang Herrndorf's „Arbeit und Struktur“²⁸. Sie stellen gerade deshalb ein interessantes Feld zur Erprobung dar, weil sie sich in der Spannung zwischen autobiografischer Betonung einer Perspektive und multiperspektivischer Auffächerung der Erzählung bewegen.

Autobiografische Texte zeichnen sich häufig dadurch aus, dass sie die Perspektive eines Individuums auf dessen eigenes Leben in den Mittelpunkt stellen. Dies ist unabhängig davon, wie hoch der Grad ihrer Fiktionalität ist. Gerade in der Moderne wurde dieses stilbildende Muster jedoch wiederholt unterlaufen. Christa Wolfs von ihr explizit als Roman bezeichnetes Werk „Kindheitsmuster“²⁹ ist als ein prägendes Beispiel dieser Entwicklung anzusehen. In dieser eindeutig autobiografische Muster bedienenden Erzählung ist die Hauptfigur in mehrere Instanzen aufgesplittet, die

²⁶ Jannidis, Fotis: *Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin 2004 (Narratologia 3).

²⁷ Wawerzinek, Peter: *Rabenliebe*. Roman. Berlin 2010. Alle folgenden Erwähnungen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

²⁸ Herrndorf, Wolfgang: *Arbeit und Struktur*. Berlin 2013. Alle folgenden Erwähnungen im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

²⁹ Wolf, Christa: *Kindheitsmuster*. Berlin, Weimar 1976 (Suhrkamp-Taschenbuch).

verschieden funktionalisiert sind³⁰. Lebensbeschreibungen, so scheint es, werden erzählerisch zunehmend als Mosaik verschiedener Stimmen vermittelt, so dass kein einzelner Sprecher als Autorität auszumachen ist. Dies trifft auch auf erfolgreiche Texte der Gegenwartsliteratur wie Peter Wawerzineks „Rabenliebe“ und Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zu.

Beide Texte befinden sich in einem Spannungsfeld zwischen zwei Gattungen, die jeweils einen anderen Umgang mit dem Text nahelegen: der Autobiografie und dem Roman. Beide wurden im Feuilleton für ihre literarischen Qualitäten³¹ gelobt, gleichzeitig aber auch von einem großen Teil der Öffentlichkeit als autobiografische Texte rezipiert³². Es scheint also einerseits, dass die Texte aus Sicht vieler Leser die Rekonstruktion der autobiografischen Weltsicht eines Autors erlauben. Andererseits

³⁰ „The narrator resolves the impossibility of writing and remembering in the first-person voice by splitting the narration between the *narrated subject* – Nelly, the child, the past, for whom she uses the pronoun *she*—and the *narrating subject*, herself in the present, reflecting on this past and on the process of writing and remembering, for whom she uses the pronoun *you*.“ Hell, Julia: Post-Fascist Fantasies. Psychoanalysis, History, and the Literature of East Germany. Durham 1997 (Post-Contemporary Interventions), S. 200.

³¹ Ulrich Greiner bezeichnet „Rabenliebe“ als „literarisches Kunstwerk.“ Greiner, Ulrich: Der Schrei nach der Mutter. Eine Provokation, ein literarisches Ereignis: Peter Wawerzineks Roman „Rabenliebe“. Online unter: <https://www.zeit.de/2010/34/L-Wawerzinek>, zuletzt geprüft am 27.11.2018. Michael Opitz geht in seinem Lob noch weiter: „Peter Wawerzinek, ein großartiger Erzähler, hat sich mit diesem beeindruckenden Roman über eine/seine „Rabenmutter“ eindrucksvoll zurückgemeldet. Es ist ein Glück für die Literatur, dass er wieder da ist.“ Opitz, Michael: Muttersuche und Mutterfindung. Online unter: https://www.deutschlandfunkkultur.de/muttersuche-und-mutterfindung.950.de.html?dram:article_id=139158, zuletzt geprüft am 27.11.2018.

Zu Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ schreibt beispielsweise Gerrit Bartels, dass „dieses Buch seinen Romanen und Erzählungen literarisch in nichts nachsteht.“ Bartels, Gerrit: Die Kraft der zwei Deckel. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. Online unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/wolfgang-herrndorfs-arbeit-und-struktur-die-kraft-der-zwei-deckel/9253034.html>, zuletzt geprüft am 27.11.2018. Jens Bisky bezeichnet Herrndorfs Buch als seinen „literarischen Schlusspunkt“. Bisky, Jens: Alle Fallen vermieden. „Arbeit und Struktur“ von Wolfgang Herrndorf. Online unter: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/arbeit-und-struktur-von-wolfgang-herrndorf-abschliessen-wollte-er-nicht-aufhoeren-1.1837839-2>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.

³² Vgl. dazu beispielsweise die „Rabenliebe“-Rezension von Jörg Magenau: „Es gibt Bücher, die nur schwer zu besprechen sind, weil alles, was sich gegen sie vorbringen lässt, zum Vorwurf gegen die Person des Autors zu werden droht. Das ist immer dann der Fall, wenn Erzähler und Autor identisch sind, wenn eine Lebensgeschichte ausgebreitet wird, die weniger literarisch zu bewerten, als unter biografischen Aspekten zur Kenntnis zu nehmen ist. [...] Ein solches Buch ist ‚Rabenliebe‘ von Peter Wawerzinek.“ Magenau, Jörg: Drama einer Kindheit. Wawerzinek-Roman „Rabenliebe“. Online unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/wawerzinek-roman-rabenliebe-drama-einer-kindheit/1905236.html>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.

„‚Arbeit und Struktur‘ ist nicht nur das Journal eines intellektuellen Künstlerlebens, ist nicht nur Werkstattbericht eines Erzählers und Frontbericht aus dem Medien- und Szenebetrieb Berlin-Mitte. Es ist vor allem der stellenweise erschütternde Bericht einer tödlichen Erkrankung, der Abschiedstext eines sein Schicksal irgendwie meisternden mittelalten Mannes, der am Leben hängt, aber an einem Glioblastom leidet: einem bösartigen Hirntumor.“ Andre, Thomas: „Ein Jahr in der Hölle, ein tolles Jahr“. Blog von Wolfgang Herrndorf. Online unter: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/tschick-autor-wolfgang-herrndorf-blog-arbeit-und-struktur-a-936937.html>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.

handelt es sich bei beiden Romanen um im literarischen Kontext publizierte Texte, die komplexe, multiperspektivische Erzählverfahren verwenden und weit davon entfernt sind, eindeutige oder eindimensionale Welten zu entwerfen. Der in beiden Büchern deutlich erkennbare erzählerische Schwerpunkt auf der Schilderung des Lebens einer Person steht in engem Zusammenhang mit einem dichten Netz an intratextuellen Referenzen auf weitere Perspektiven sowie intertextuellen Bezügen auf reale Texte, aber auch andere Textarten und Medien. Die Multiperspektivität dieser Texte soll mit Hilfe der in dieser Arbeit entwickelten Heuristik untersucht werden. Ziel ist dabei nicht eine Systemanalyse der Gesamttex-te, sondern die Untersuchung ihrer Verwendung von Multiperspektivität anhand ausgewählter Stellen.

Die Vorgehensweise dieser Arbeit ist wie folgt: Zunächst wird der aktuelle Forschungsstand zur Multiperspektivität in die Themenbereiche Perspektive (2.1) und Perspektiveninteraktion (2.2) unterteilt und daraufhin überprüft, inwiefern inferentielle Kommunikation dort bereits berücksichtigt ist. Die dabei aufgefundenen Desiderate werden am Kapitelende zusammengefasst (2.3).

Um diese zu adressieren, wird im folgenden Kapitel ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Beschreibungsmodell der Multiperspektivität entwickelt. Dazu werden zunächst die linguistischen Grundlagen der Relevanztheorie skizziert (Kapitel 3.1). Kernstück des vierten Kapitels stellt allerdings die systematische Zusammenschau aller bis dato vorliegenden literaturwissenschaftlichen Anwendungen der Relevanztheorie dar. Zweck dieser Zusammenschau ist es, ein spezifisch literaturwissenschaftliches Modell inferentieller Kommunikation zu entwerfen (Kapitel 3.2). Durch dieses Modell können erste, im Forschungsbericht zur Multiperspektivität offen gebliebene, Fragen adressiert werden.

Auf dieser Basis wird in Kapitel 3.3 eine Definition von Multiperspektivität als Spezialfall inferentieller Kommunikation entwickelt, die als Ausgangspunkt für das Beschreibungsmodell multiperspektivischer Kommunikation dient. Sie wird um in anderen Anwendungsfeldern entwickelte, relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Erkenntnisse angereichert, die als Bausteine für ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Modell der Multiperspektivität dienen können. Diese müssen allerdings, um auf die Multiperspektivität angewendet werden zu können, ergänzt bzw. angepasst werden. Am Ende des Kapitels werden die sich daraus ergebenden Schlussfolgerungen für die Analyse zusammengefasst.

Diese Heuristik soll in einem weiteren Kapitel an Beispieltex-ten erprobt werden. Es wird aufgrund der Spezifika der zur Analyse ausgewählten Texte mit einem Exkurs zur modernen Autobiografieforschung eröffnet (4.1) und enthält je vier Analyseexempel zu Peter Wawerzineks „Rabenliebe“ (4.2) und Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ (4.3). Wiewohl der Fokus dieser Arbeit theoretischer Art ist, die Analysen also vornehmlich der Demonstration der Heuristik dienen, wurde versucht, die Analyseteilkapitel so zu gestalten, dass sie auch eigenständig bzw. unter gezieltem Rückgriff auf das Heuristik-Kapitel (3.3.) lesbar sind.

Die Ergebnisse der Arbeit mit der Relevanztheorie sowie der Erprobung der Heuristik werden in einem abschließenden Fazit zusammengefasst (5). Hier werden Potenziale und Grenzen einer relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Betrachtung von Multiperspektivität beleuchtet sowie Überlegungen angestellt, an welchen Stellen Ergänzungsbedarf besteht, an denen weitere fachwissenschaftliche Forschung ansetzen könnte.

2 Multiperspektivität aus pragmatischer Sicht: Zum Stand der Forschung

Das Phänomen, das in diesem Kapitel vorgestellt werden soll, ist unter einer Reihe von Bezeichnungen bekannt: Polyphonie, Polyperspektivität, Multiperspektivität, Perspektivenstruktur oder perspektivische Interaktion sind einige der gängigen Bezeichnungen. Anhand dieser Fülle von terminologischen Angeboten lässt sich die Menge an theoretischen Ansätzen erahnen, die sich damit beschäftigen.

Gleichzeitig stellt die Anwesenheit von mehreren Perspektiven in einem Text einen quasi ubiquitären Zustand dar. Um eine eigene Bezeichnung mit einem Begriff zu rechtfertigen, wäre demnach zu klären, was die Besonderheit multiperspektivischer Erzählverfahren ausmacht.

Es scheint also geboten, zunächst einmal zu bestimmen, wie Multiperspektivität in der aktuellen Forschung seit dem Jahr 2000³³ definiert wird. Dies soll in zwei Schritten geschehen. Zunächst ist zu klären, was unter „Perspektive“ verstanden wird. Zweitens ist zu untersuchen, unter welchen Bedingungen von Multiperspektivität, d.h. von Perspektiveninteraktion gesprochen werden kann.

Multiperspektivität wird in dieser Arbeit als ein Phänomen verstanden, das erst dann interpretatorische Relevanz erhält, wenn sich aus den mittels verschiedener Einzelperspektiven dargebotenen semantischen Füllungen pragmatische Inferenzen ergeben. Da es sich bei Multiperspektivität um ein Erzählverfahren mit inferentielltem Charakter handelt, dessen Effekte weniger auf den einzelnen Aussagen als vielmehr auf den daraus entstehenden Inferenzen beruhen, sind die vorliegenden Theorieansätze daraufhin zu untersuchen, inwiefern sie diesen Aspekt überhaupt, möglicherweise aber unter anderen Bezeichnungen als Pragmatik, abbilden.

Dabei sollen gleichzeitig offene Forschungsfragen identifiziert werden, die in Zusammenhang mit dem pragmatischen Charakter von Multiperspektivität stehen. Viele der dargestellten Forschungsansätze berücksichtigen zwar den pragmatischen,

³³ Der Forschungsüberblick berücksichtigt Publikationen vom Umfang einer thematisch hauptsächlich mit Multiperspektivität befassten Monografie und die theoriebildenden, einen Sammelband einleitenden Aufsätze von Nünning & Nünning (Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b); Nünning, Ansgar/Nünning, Vera: Multiperspektivität aus narratologischer Sicht: Erzähltheoretische Grundlagen und Kategorien zur Analyse der Perspektivenstruktur narrativer Texte. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 39–77). Die aus weniger umfangreichen Publikationen (z.B. Bode, Christoph: Der Roman. Eine Einführung. Tübingen, Basel 2005, Schmid, Wolf: Narratology. An Introduction. Berlin, New York 2010 (De Gruyter graduate)) gewonnenen Erkenntnisse wurden zwar mit berücksichtigt, jedoch nicht gesondert besprochen. Für die ältere Multiperspektivitätsforschung sei auf den sehr umfassenden und detaillierten Forschungsbericht von Surkamp verwiesen. Vgl. Surkamp, Carola (2003), S. 9-19 bzw. 25-52.

d.h. inferentiellen Anteil multiperspektivischer Kommunikation als Unsicherheitsfaktor, sind aber noch nicht geeignet, die dabei ablaufenden regelhaften Prozesse adäquat zu erklären oder zu beschreiben.

Bevor ein von gezielten Forschungsfragen geleiteter Blick auf die neuere Forschung geworfen wird, sind noch einige Worte zum Feld der Multiperspektivitätsforschung allgemein nötig. Dieses wird überwiegend als höchst problematisch beschrieben: „Das Phänomen der Multiperspektivität [fand] in der Narratologie lange Zeit wenig eigenständige Beachtung“³⁴, so dass „die Forschungslage die zentrale Rolle des Phänomens [...] keineswegs wider[spiegelt].“³⁵ Eine allgemein akzeptierte Definition von Multiperspektivität ist nicht existent: „[S]tatt Klarheit herrscht begriffliche Anarchie, die aufgrund eines theoretischen Vakuums die Unverbindlichkeit des Konzepts der Multiperspektivität vorprogrammiert.“³⁶ Auch findet man „weder bei den ‚Hauptvertretern‘ der modernen Erzähltheorie [...] irgendwelche Konzepte oder Modelle zur Analyse von multiperspektivischen Texten noch bei [den] wegweisenden ‚Erneuerern‘ der Narratologie.“³⁷

Als Grund für die Vernachlässigung der Multiperspektivität in der narratologischen Forschung wird vermutet, dass „Multiperspektivität häufig nicht als eigenständiges Phänomen verstanden, sondern unter andere Schlagwörter (z.B. Polyphonie, Mehrsträngigkeit, Schlussgebung, Brief- oder Detektivroman) subsumiert und in angrenzenden Themenfeldern bzw. nur in Bezug auf einzelne Autoren diskutiert wird.“³⁸ In der für die Narratologie maßgeblichen englischsprachigen Forschung wird der von Neuhaus³⁹ geprägte Begriff überhaupt nicht verwendet⁴⁰, so dass der folgende Forschungsbericht ausschließlich deutschsprachige Publikationen beinhaltet.

³⁴ Hartner, Marcus (2012), S. 64.

³⁵ Surkamp, Carola: Die Perspektivenstruktur narrativer Texte aus der Sicht der possible-worlds theory: Zur literarischen Inszenierung der Pluralität subjektiver Wirklichkeitsmodelle. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 111–132, S. 9.

³⁶ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 14.

³⁷ Ebd. Vgl. dazu auch die Besprechung narratologischer Werke durch Surkamp, Carola (2000), Anm. 22 auf S. 9.

³⁸ Hartner, Marcus (2012), S. 64. Weitere Bezeichnungen nennt Surkamp. Vgl. dazu Surkamp, Carola (2003), Anm. 24 auf S. 10.

³⁹ Neuhaus, Volker: Typen multiperspektivischen Erzählens. Köln 1971 (Literatur und Leben 13). Zu einer Kritik der Arbeit von Neuhaus vgl. Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 16 bzw. Menhard, Felicitas: Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800. Trier 2009 (ELCH: Studies in English Literary and Cultural History = ELK: Studien zur Englischen Literatur- und Kulturwissenschaft Bd. 36), S. 9.

⁴⁰ „A final pragmatic reason may have to do with preference for the term ‚point of view‘ over ‚perspective‘ by narratologists in the English-speaking world. Here, unlike in the German academic context, the term multiperspectivity is rather unusual in academic discourse. As a result, multiperspective text structures are often either subsumed under the discussion of point of view or analyzed with reference to related theories like those of Mixail Bachtin.“ Hartner, Marcus: Multiperspectivity. In: Peter Hühn (Hg.), The Living Handbook of Narratology. Hamburg 2017.

Trotz der genannten Desiderate in der theoretischen Auseinandersetzung mit Multiperspektivität ist doch nicht zu übersehen, dass ein umfangreiches Feld an Einzelstudien⁴¹ zu diesem Phänomen existiert, das sich freilich nicht durchweg durch terminologische Schärfe auszeichnet. So verzichtet beispielsweise der Sammelband „Frühe Formen des mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert“⁴² explizit darauf, festzulegen, was unter Mehrperspektivität zu verstehen sei, da „die von verschiedener Seite gemachten Vorschläge zur terminologischen Vereinheitlichung keinen Konsens fanden.“⁴³ Stattdessen finden darin individuelle Setzungen statt: „Bei Auswahl und Textbeobachtungen ließen wir uns jeweils von dem leiten, was wir unter Perspektive verstanden.“⁴⁴

Einen Schwerpunkt im Feld der Einzelstudien stellen gattungstheoretische Untersuchungen zum Briefroman dar⁴⁵, vereinzelt wird jedoch auch nach den Funktionen von Multiperspektivität über den einzelnen Text hinaus gefragt⁴⁶ oder der diachrone Wandel von Formen und Funktionen von Multiperspektivität untersucht⁴⁷.

Die von der Multiperspektivitätsforschung seit dem Jahr 2000 immer wieder lamentierte fehlende theoretische Auseinandersetzung mit Multiperspektivität fand in den letzten Jahren vermehrt statt, so dass nun verschiedene Beschreibungs- und Erklärungsmodelle vorliegen.

Die folgende Untersuchung des aktuellen Stands der multiperspektivischen Forschung hat zum Ziel, den *common sense* der vorgestellten Forschung herauszuarbeiten. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit aus der bloßen Anwesenheit mehrerer Perspektiven ein eine eigene Bezeichnung verdienendes Erzählverfahren wird?

Die seit dem Jahr 2000 vorgelegten Vorschläge zur theoretischen wie heuristischen Erfassung von Perspektiven und deren Interaktion sollen in Folge dargestellt und

⁴¹ Auflistungen von Beispielen finden sich bei Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 5, S. 16; bei Surkamp, Carola (2003), Anm. 21 bzw. 23 auf S. 9 oder bei Hartner, Marcus (2012), S. 64.

⁴² Frank, Armin Paul/Mölk, Ulrich (Hgg.): Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriss. Berlin 1991.

⁴³ Mölk, Ulrich: Vorwort. In: Armin Paul Frank/Ulrich Mölk (Hgg.), Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriss. Berlin 1991, S. v–vii, S. v.

⁴⁴ Frank, Armin Paul: Nachwort. In: Armin Paul Frank/Ulrich Mölk (Hgg.), Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriss. Berlin 1991, S. 162–166, S. 162.

⁴⁵ Eine Auflistung findet sich bei Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), Anm. 25 auf S. 16.

⁴⁶ Vgl. z.B. Lindemann, Uwe: Die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: Polyperspektivismus, Spannung und der iterative Modus der Narration bei Samuel Richardson, Choderlos de Laclos, Ludwig Tieck, Wilkie Collins und Robert Browning. In: Kurt Röttgers/Monika Schmitz-Emans (Hgg.), Perspektive in Literatur und bildender Kunst. Essen 1999 (Philosophisch-literarische Reflexionen Bd. 1), S. 48–81. „In seinem ambitionierten Aufsatz [findet sich] eine Herausarbeitung von Dissonanzeffekten, der Versuch einer diachronen Katalogisierung von Multiperspektivität sowie eine Typologie der grundlegenden Konstellationen von Perspektiven, doch auch bei ihm bleibt der Begriff der ‚Perspektive‘ und damit der ‚Polyperspektive‘ letztendlich mehrdeutig und konzeptuell unscharf.“ Hartner, Marcus (2012), S. 66.

⁴⁷ Vgl. dazu Surkamp, Carola (2003) und Menhard, Felicitas (2009).

daraufhin untersucht werden, inwiefern die vorliegenden Modelle geeignet sind, den inferentiellen Charakter von Multiperspektivität abzubilden.

2.1 Zur Definition von Perspektive

Das Kompositum Multiperspektivität scheint in vermeintlich gradliniger Weise auf seinen Inhalt zu verweisen: Ein multiperspektivischer Text ist nicht nur aus einer Perspektive geschildert, sondern verfügt über multiple Perspektiven. So einfach ist es jedoch nicht, denn die dem Begriff Multiperspektivität implizite Verwendung des Konzepts Perspektive stellt schon die erste Herausforderung dar.

Es ist keineswegs eindeutig, welche Phänomene vom Begriff Perspektive abgedeckt werden.⁴⁸ In der Diskussion sind „Erzählinstanzen auf der extradiegetischen und/oder der intradiegetischen Erzählebene[,] Fokalisierungsinstanzen bzw. Reflektorfiguren[,] andere Textsorten [in Erzählungen mit montage- bzw. collagehafter Erzählstruktur]“⁴⁹, aber auch „Paratexte und analog dazu auch andere Rahmungselemente“⁵⁰. Dabei haben verschiedene Autorinnen jeweils verschiedene Antworten auf die Frage, was alles unter Perspektive zu subsumieren ist, gefunden.

Mit dem Begriff „Perspektive“ wird demnach eine ganze Bandbreite an Phänomenen bezeichnet: von fast unsichtbaren Erzählerstimmen (deren Geschlecht oder Klasse unbekannt ist) über in der Rahmengeschichte gut beschriebene Erzähler von Binnengeschichten, d.h. von Figuren bis hin zu Fokalisierungen und sogar gar nicht mehr anthropomorphen Perspektivträgern (wie Briefen, Schilderungen von visuellen Medien⁵¹ oder auch Titeln, Fußnoten). Es ist für eine Definition von Multiperspektivität daher unerlässlich, zunächst einmal zu klären, ob sich ein *common sense* in dieser Frage herauskristallisiert hat.

Als grundlegend dafür, wie der Begriff Perspektive im Rahmen der Multiperspektivitätsforschung definiert wird, kann die von Nünning & Nünning⁵² im Jahre 2000 vorgelegte Definition gelten, die den Ausgangspunkt für alle späteren

⁴⁸ „The idea of multiperspectivity, sometimes also called polyperspectivity, is conceptually related to the notion of perspective and point of view [...]. Most understandings imply a tacit definition of this underlying concept and consequently inherit the semantic vagueness, metaphoricity, and conceptual plurality generally connected with the notion of perspective.“ Hartner, Marcus (2017). Eine ausführliche Liste der als Perspektive bezeichneten Phänomene findet sich bei Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 10f.

⁴⁹ Ebd., S. 18.

⁵⁰ Wolf, Werner: Multiperspektivität: Das Konzept und seine Applikationsmöglichkeiten auf Rahmungen in Erzählwerken. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 79–110, S. 81. Zum Rahmungsbegriff, vgl. ebd. S. 79.

⁵¹ Zur Funktion von Gegenständen als Träger von Narrationen zweiter Ordnung vgl. Genette, Gérard: Die Erzählung. München 2010 (UTB 8083), S. 215.

⁵² Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b).

Definitionen darstellt. Ihr grundlegender Verdienst besteht darin, „Bausteine für eine Theorie, Typologie und Poetik des multiperspektivischen Erzählens“⁵³ entwickelt zu haben und gleichzeitig zu berücksichtigen, dass es dazu „eines theoretischen Bezugsrahmens [bedarf], der den Erkenntnissen der modernen Literatur- und Erzähltheorie Rechnung trägt.“⁵⁴ Dies war in der vorangehenden Forschung keineswegs selbstverständlich.⁵⁵

Charakteristisch für diese Definition sind drei Punkte, die von fast allen hier besprochenen späteren Multiperspektivitätsforschern übernommen werden. Es handelt sich dabei um die nähere Bestimmung der Wirklichkeitssicht der Perspektiven, ihre Klassifizierung sowie die Bedingung ihrer Anthropomorphisierbarkeit. Die Begründung dieser Kriterien sowie ihre Rezeption und Weiterentwicklung in der neueren Multiperspektivitätsforschung sollen im Folgenden dargestellt und auf ihr Potenzial zur Berücksichtigung und Beschreibung pragmatischer Kommunikationsprozesse hin befragt werden.

2.1.1 Wirklichkeitssicht—eine semantische Begriffsbestimmung

Erstens wird von Nünning & Nünning Perspektive als die psychologisch, emotional oder ideologisch eingefärbte individuelle Wirklichkeitssicht fiktiver Gestalten definiert. Als Perspektive lässt sich „die individuelle und stets mehr oder weniger begrenzte Wirklichkeitssicht jeder Figur [...] bezeichnen, [die] durch drei Faktoren determiniert ist: (1) den Informationsstand der Figur; (2) die psychologische Disposition der Figur; (3) die ideologische Orientierung der Figur.“⁵⁶

Dies stellt zunächst einmal eine Abkehr vom bis dato üblichen Sprachgebrauch dar. Angesichts der mit dem Begriff ‚Perspektive‘ sowie dem Konzept ‚point-of-view‘ verbundenen „babylonische[n] Sprachverwirrung“⁵⁷ stimmen Nünning & Nünning der von der strukturalistischen Narratologie vorgebrachten Kritik an der Begriffsverwendung zu. Sie übernehmen deren Vorschlag, die unscharfen Begriffe „Erzählerperspektive“⁵⁸ oder „Erzählsituation“⁵⁹ durch die von Genette entwickelten Kategorien Narration⁶⁰ und Fokalisierung⁶¹ zu ersetzen:

⁵³ Ebd., S. 5.

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Zu den Desideraten in der Multiperspektivitätsforschung vgl. ebd., S. 4f.

⁵⁶ Ebd., S. 48.

⁵⁷ Ebd., S. 11.

⁵⁸ Ebd., S. 13.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ Der Begriff Narration meint den „produzierenden narrativen Akt sowie im weiteren Sinne [die] reale[] oder fiktive[] Situation [...], in der er erfolgt.“ Vgl. dazu Genette, Gérard (2010), S. 16.

⁶¹ Der Begriff Fokalisierung bezeichnet „Einschränkungen des Feldes“ dessen, was eine narrative Instanz wahrnehmen kann. Vgl. dazu ebd., S. 138.

Während sich die Kategorie *narration* auf die textuellen Sprecher bezieht, die als Erzählinstanzen fungieren, bezeichnet Genette mit dem Begriff *focalization* bekanntlich diejenigen Aspekte, die sich auf die Instanzen beziehen, aus deren Perspektive die erzählte Welt ‚gesehen‘, d.h. wahrgenommen und erlebt, wird.⁶²

Diese Unterscheidung gehört mittlerweile zum Standard der internationalen Erzählforschung.⁶³

Nünning & Nünning empfehlen, „den Perspektivenbegriff auf die jeweils individuelle Wirklichkeitssicht der fiktiven Gestalten (Figuren und Erzählinstanzen) in narrativen Texten zu beziehen.“⁶⁴ Dies wird von ihnen in Anlehnung an sowohl die visuelle als auch die philosophische „Grundstruktur der Metapher ‚Perspektive‘“⁶⁵ sowie den von Pfister in der Dramentheorie geprägten Begriff „Figurenperspektive“⁶⁶ begründet.

Ihre Definition wird von Menhard übernommen⁶⁷, von Pätzold⁶⁸ jedoch stärker eingegrenzt. Sein „streng narratologischer Perspektivebegriff [bezeichnet ausschließlich] einen raum-zeitlichen Standpunkt der Narration bzw. der Wahrnehmung“⁶⁹. Seine Begriffsverwendung ist damit erheblich strenger als die von Nünning & Nünning vertretene, die sicherlich auch deswegen in der Multiperspektivitätsforschung eine größere Resonanz erfahren hat.

Deutlich wird, dass der Perspektivbegriff von Nünning & Nünning keine rein narratologische Kategorie darstellt, sondern um eine semantische Dimension ergänzt wird: Perspektivträger sind „keine bloßen Funktionsträger“⁷⁰, sondern werden darüber hinaus durch ihre „psychologischen, emotionalen oder ideologischen Merkmale“⁷¹ bestimmt. Eine Begründung, warum gerade diese Faktoren ausgewählt wurden und andere (z.B. die körperliche Verfasstheit der Figuren in Form ihrer Sehstärke) nicht, geben sie nicht. Die Berücksichtigung semantischer Faktoren ist allerdings insofern nicht unproblematisch, als dass darin stillschweigend Erzählweise und Erzählinhalte vermischt werden⁷².

⁶² Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 16f.

⁶³ Vgl. dazu auch Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie. Berlin 2014, S. 107.

⁶⁴ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 13.

⁶⁵ Ebd., S. 12.

⁶⁶ Ebd., S. 13 bzw. Pfister, Manfred: Studien zum Wandel der Perspektivenstruktur in elisabethanischen und jakobäischen Komödien. München 1974 (Münchener Universitäts-Schriften. Reihe der Philosophischen Fakultät), S. 16-27.

⁶⁷ Sie betrachtet Perspektive ebenfalls „als *innerhalb* der Figur selbst verortete Grundlage ihrer Wirklichkeitsapperzeption.“ Menhard, Felicitas (2009), S. 21.

⁶⁸ Pätzold, Torsten: Textstrukturen und narrative Welten. Narratologische Untersuchungen zur Multiperspektivität am Beispiel von Bodo Kirchhoffs „Infanta“ und Helmut Kraussers „Melodien“. Frankfurt am Main 2000 (Europäische Hochschulschriften Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 1779).

⁶⁹ Ebd., S. 24.

⁷⁰ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 21.

⁷¹ Ebd., S. 21.

⁷² Vgl. dazu die analoge Kritik von Wolff an Surkamp. Wolff, Martina: Die Perspektivenstruktur narrativer Texte. Zu ihrer Theorie und Geschichte im englischen Roman zwischen

Surkamp vertritt die über Nünning & Nünning hinausgehende Position, dass Perspektive „die Gesamtheit der persönlichen Merkmale einer Figur bzw. des Erzählers, die die Konstruktion individueller Wirklichkeitsmodelle in Erzähltexten beeinflussen“⁷³, bezeichnet. Um die Werte und Normen eines wahrnehmenden Subjekts determinieren zu können, sind soziokulturelle Informationen über dieses wichtig:

Das Wirklichkeitsmodell eines wahrnehmenden Subjekts [ist] in dessen eigenkultureller Lebenswelt gegründet. [...] Werte und Normen [sind] keine objektiven Größen, sondern sozio-kulturell bestimmte, historisch wandelbare und sich nach Alter, Geschlecht, Bildungsstand, Religion, Nation, Kultur usw. unterscheidende Konstrukte.“⁷⁴

Surkamp erweitert den Perspektivbegriff also um „Faktoren wie Alter, Bildungsstand, Religion, *sex* und *gender*, sexuelle Orientierung sowie Nationalität, kulturelle und ethnische Identität“⁷⁵ sowie eine Vielzahl weiterer individueller Komponenten.⁷⁶ Außerdem nimmt sie kollektive Deutungsschemata (bzw. Wirklichkeitskonzeptionen, Weltbilder) in die Liste der eine Perspektive beeinflussenden Faktoren mit auf.⁷⁷

Sehr treffend in Bezug auf die Fülle der von Surkamp in die Perspektivendefinition eingebrachten Faktoren ist der Einwand von Martina Wolff, die kritisiert, dass durch

Viktorianismus und Moderne. Rezension. In: Anglistik. Mitteilungen des deutschen Anglistenverbandes, 16. Jg., H. 2, S. 172–175, S. 173.

⁷³ Surkamp, Carola (2003), S. 36.

⁷⁴ Ebd., S. 39.

⁷⁵ Ebd., S. 39f.

⁷⁶ „Die Figurenperspektive umfaßt das Wirklichkeitsmodell einer literarischen Figur, d.h. die Gesamtheit aller inneren Faktoren (z.B. psychische Disposition, Werte, Deutungsschemata) und äußeren Bedingungen (z.B. biographischer Hintergrund, kulturelles Umfeld, situativer Kontext), die in die von dieser Figur entworfenen subjektiven Ansichten von der fiktionalen Welt und in jede ihrer Handlungen eingehen und die Motivationsstruktur, Bedürfnisse und Intentionen dieser Figur wesentlich bestimmen. Im einzelnen ist die Perspektive einer Figur durch die folgenden Faktoren determiniert, die von Text zu Text unterschiedlich ausgestaltet sein können:

- die Gesamtheit aller biographischer Hintergrundinformationen über die Figur, d.h. z.B. Alter, ihr biologisches und kulturelles Geschlecht, ihre sexuelle Orientierung, ihre Nationalität, ihre ethnische Identität, ihre Religionszugehörigkeit, ihr Beruf, ihre gesellschaftliche Stellung, ihr Bildungsstand, ihre politische Einstellung sowie ihre wirtschaftlichen Verhältnisse;
 - die physische und psychische Disposition der Figur;
 - die Werte und internalisierten Normen der Figur;
 - die Gesamtheit der lebensgeschichtlichen Erfahrungen und Handlungen der Figur, die sich in ihren Kenntnissen (d.h. in ihrem kulturellen, politischen und ökonomischen Wissen) und in ihren Fähigkeiten (d.h. in ihren kommunikativen, kognitiven und sozialen Kompetenzen) widerspiegeln;
 - kulturell geprägte Wahrnehmungs- und Deutungsschemata, Wirklichkeits- und Menschenbilder, die die Figur im Laufe ihres Sozialisationsprozesses internalisiert hat;
 - den Informationsstand einer Figur zu einem bestimmten Zeitpunkt im fiktiven Geschehen;
 - die Motivationen, Bedürfnisse, Intentionen, Wünsche, Verpflichtungen und Erwartungshaltungen der Figur im Geschehensverlauf;
 - den Schauplatz, an dem sich die Figur im Geschehen befindet, und den Zeitpunkt, zu dem eine Figur über das dargestellte Geschehen berichtet oder urteilt, d.h. ihren situativen Kontext.“
- Ebd., S. 40f.

⁷⁷ Ebd., S. 40.

die Erweiterung der Perspektivdefinition um individuelle und soziologische Faktoren „die formale über weite Strecken einer inhaltlichen Definition [weicht], es geht nicht mehr vornehmlich darum[,] wie etwas dargestellt wird, sondern darum, was dabei dargestellt wird.“⁷⁸ Dies aber vermischt zwei von der Narratologie traditionell getrennte Bereiche⁷⁹ und verführt darüber hinaus dazu, „Phänomene, die man gleichzeitig als erzähltheoretisch und semantisch definiert, stärker auf ihr semantisches Potenzial hin zu untersuchen.“⁸⁰

Die erhebliche inhaltliche Erweiterung um viele inhaltliche Faktoren wird von ihr kognitionswissenschaftlich hergeleitet. Sie verweist auf die Rolle realweltlicher Personenkonzepte. Surkamp argumentiert somit bereits pragmatisch, da die Textäußerungen in einem darüber hinausgehenden Kontext verortet werden müssen, um ihr volles Sinnpotenzial zu entfalten.

Grundsätzlich bleiben in Bezug auf Surkamps erweiterte Definition des Perspektivbegriffs noch einige Fragen offen. Unklar bleibt, welche soziokulturellen Faktoren für die analytische Erfassung von Perspektiven essentiell und welche optional sind bzw. ob es sich bei den von ihr benannten um eine geschlossene Liste handelt. Außerdem wird nicht deutlich, ob Surkamp davon ausgeht, dass jeweils die gesamte Liste an Kriterien an die Textanalyse angelegt werden muss. Ein solches Vorgehen scheint insofern problematisch, als dass die Leserinnen eines Texts wohl kaum immer alle der genannten Informationen präsent haben werden. Es scheint daher plausibler, davon auszugehen, dass für einen konkreten Text einige der von Surkamp aufgezählten Faktoren relevanter sein werden als andere. All diese Fragen gehören zum Kerngeschäft der Pragmatik und werden im folgenden Kapitel eine Rolle spielen.

2.1.2 Klassifikation—die narratologische Begriffsbestimmung

Weiterer Bestandteil der ursprünglich von Nünning & Nünning vorgeschlagenen Perspektivendefinition ist die nähere Bestimmung der verschiedenen Arten von Perspektivträgern. Sie orientieren sich dabei eng an narratologischen Kategorien wie der Unterscheidung zwischen Erzähler und Fokalisierung oder zwischen diegetischen Ebenen⁸¹, berücksichtigen aber zusätzlich auch den Faktor Medialität. Als Perspektivträger kommen „Erzählinstanzen auf der extradiegetischen und/oder der intradiegetischen Erzählebene“⁸², der „Blickwinkel von zwei oder mehreren

⁷⁸ Wolff, Martina (2005). 173.

⁷⁹ Ebd., S. 173.

⁸⁰ Ebd., S. 174.

⁸¹ So beobachten sie, „auf welcher Kommunikationsebene eine Erzählinstanz angesiedelt ist. Im Gegensatz zu extradiegetischen Erzählern die auf der Ebene der erzählerischen Vermittlung zusammen mit dem fiktiven Adressaten den Erzählvorgang konstituieren, sind erzählende Figuren (bzw. intradiegetische Erzähler) Teil der erzählten Geschichte.“ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 18.

⁸² Ebd., S. 18.

Fokalisierungsinstanzen bzw. Reflektorfiguren⁸³ sowie in „Erzählungen mit einer montage- bzw. collagehaften Erzählstruktur [...] andere Textsorten“⁸⁴ in Frage.

Auch bei Menhard wird mit den skizzierten Kategorien für Einzelperspektiven gearbeitet. Sie übernimmt von Nünning & Nünning ihre Auffassung von möglichen Perspektivträgern: „multiperspektivisch erzählte, fokalisierte und strukturierte bzw. collagierte Texte“.⁸⁵ Allerdings ergänzt sie die „bisher von der Forschungsliteratur weniger beachtete, gleichzeitig aber höchst reizvolle [...] Aufspaltung einer Vermittlungsinstanz in mehrere Perspektiventräger“.⁸⁶ Sie hat zur Folge, dass „Romane mit Erzählern, die ihr Selbst in verschiedene Stimmen fragmentieren, als Texte mit multiperspektivischer Struktur“⁸⁷ gelten. Dies dürfte Menhards Begriffsverwendung besonders für moderne Texte anschlussfähig machen.

Pätzold entwickelt zwar auf Basis der aktuellen narratologischen Forschung⁸⁸ eine alternative Klassifikation von Perspektiven in die Kategorien Fokalisierung⁸⁹, Narration⁹⁰ und Distanz⁹¹; diese bildet jedoch im Grunde dieselben narratologischen Differenzen ab wie die von Nünning & Nünning vorgeschlagenen.

Hartner wiederum scheint die Bedingung der Anthropomorphisierbarkeit strenger anzuwenden als Nünning & Nünning, denn die von diesen als mögliche Perspektivträger aufgeführten anderen Textsorten in Erzählungen mit montage- oder collageartiger Struktur werden von ihm nicht erwähnt. Stattdessen macht er überhaupt keine narratologischen Einschränkungen, sondern beschreibt „die potentielle Bedeutung aller individualisierten und mittels mentaler Modelle kognitiv verarbeiteten *fictional minds* eines narrativen Textes“⁹² für die

⁸³ Ebd.

⁸⁴ Ebd.

⁸⁵ Menhard, Felicitas (2009), S. 25.

⁸⁶ Ebd., S. 25.

⁸⁷ Kürschner, Manja: Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800. Rezension. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 43. Jg., H. 4, S. 281–284, S. 283.

⁸⁸ Surkamp bemerkt dazu sehr richtig, dass Pätzold „lobenswerterweise weit über den germanistischen Tellerrand hinaus[schaut], indem er auch alle wichtigen Arbeiten aus der Anglistik und der Romanistik zu diesem Themenkomplex einbezieht.“ Surkamp, Carola: Textstrukturen und narrative Welten. Narratologische Untersuchungen zur Multiperspektivität am Beispiel von Bodo Kirchhoffs „Infanta“ und Helmut Kraussers „Melodien“. Rezension. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 34. Jg., H. 3, S. 274–275, S. 275.

⁸⁹ Vgl. dazu Pätzold, Torsten (2000), S. 49–66 bzw. summarisch auf S. 155.

⁹⁰ Vgl. dazu ebd., S. 66–89 bzw. summarisch auf S. 155f. Ähnlich wie Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b) differenziert Pätzold zwischen der extradiegetischen und der intradiegetischen Ebene und berücksichtigt die Materialität des narrativen Kanals, die von Nünning & Nünning als montage- bzw. collagehaftigkeit von Perspektiven bezeichnet wurde. Die Kategorie umfasst bei Pätzold jedoch noch weitere Faktoren.

⁹¹ Vgl. dazu Pätzold, Torsten (2000), S. 91–119 bzw. summarisch auf S. 156f.

⁹² Hartner, Marcus (2012), S. 167.

Perspektivenkonstruktion. Er nennt in diesem Zusammenhang Figuren, bestimmte Erzählertypen, fiktive Adressaten sowie (implizite) Autoren⁹³.

Ähnlich argumentiert Surkamp, die als mögliche Perspektivträger „Figurenperspektive“, „Erzählerperspektive“ und „Perspektive des fiktiven Lesers“⁹⁴ aufzählt. Ein *common sense* in Bezug darauf, welche Entitäten üblicherweise als Perspektivträger betrachtet werden, scheint sich noch nicht entwickelt zu haben.

Aus dem Blickwinkel der Pragmatik interessant ist, dass über die narratologischen Kategorien hinaus weitere, streng genommen nicht mehr im Text enthaltene Perspektivträger identifiziert werden. Nünning & Nünning nennen en passant die fiktiven Adressaten eines Texts als mögliche Perspektivträger.⁹⁵ Dies wird von Menhard⁹⁶ und Surkamp⁹⁷ so übernommen. Surkamp weist darüber hinaus auf den inferentiellen Anteil bei der Konstruktion solcher Perspektivträger hin. Kognitive Schemata über das Erzählen, also „*storytelling frames*“⁹⁸, führen dazu, dass Leser „nicht nur *Personenvorstellungen*, sondern auch eine *Erzähler-* bzw. eine *Adressatenvorstellung*“⁹⁹ haben.¹⁰⁰ Auch Hartner ist der Ansicht, dass fiktive Adressaten als Perspektivträger fungieren können, nennt darüber hinaus aber auch noch implizite Autoren.¹⁰¹

Während fiktive Adressaten zumindest im Text selbst benannt und somit als anthropomorphe Entität erzeugt werden, stellen implizite Autorinnen zu einem viel größeren Anteil Konstruktionsleistungen der Rezipienten dar. Sie sind stärker das Produkt von Inferenzen als tatsächlicher Bestandteil des Textes.

⁹³ Ebd., S. 167. Zum impliziten Autor vgl. Schmid, Wolf: Implied Author. In: Peter Hühn (Hg.), *The Living Handbook of Narratology*. Hamburg 2017

⁹⁴ Surkamp, Carola (2003), S. 45.

⁹⁵ Nünning & Nünning nennen diese Möglichkeit nicht beim Besprechen ihrer Definition sondern deuten sie im Zuge ihrer Ausführungen zur Rezeptionslenkung an: „Im Kontext einer Theorie der Perspektivenstruktur narrativer Texte und der Techniken der Perspektivensteuerung ist der im Text oft mitartikulierte fiktive Leser [...] als ein textuelles Gestaltungsmittel aufzufassen, dem für die Rezeptionslenkung große Bedeutung zukommt. Letztlich bleibt es freilich dem realen Rezipienten überlassen, inwieweit er sich mit dem fiktiven Adressaten und dessen Perspektive identifiziert oder sich davon distanziert.“ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 50f.

⁹⁶ Sie spricht von der „Perspektive des Lesers“ Menhard, Felicitas (2009), S. 26.

⁹⁷ Ihre Definition von Perspektive beinhaltet nicht nur Figurenperspektiven, sondern auch Erzählperspektiven (Surskamp, Carola (2003), S. 43) und die Perspektiven von fiktiven Leserfiguren (ebd., S. 45).

⁹⁸ Ebd., S. 78.

⁹⁹ Ebd.

¹⁰⁰ Auch bei der Ausgestaltung der Perspektive von Erzählern bzw. fiktiven Lesern spielen „außertextuelle Bezugsrahmen wie z.B. Persönlichkeitstheorien eine Rolle. Diese sind jedoch aufgrund unterschiedlicher literarischer Konventionen nicht für alle Erzähler gleich.“ Ebd. So liegen über extradiegetisch-heterodiegetisch zu charakterisierende Erzählinstanzen üblicherweise wenig explizite Informationen vor, während ihnen gleichzeitig qua Konvention eine hohe Autorität zugeschrieben wird.

¹⁰¹ Hartner, Marcus (2012), S. 167.

Diesem Unterschied wird in der hier besprochenen aktuellen Multiperspektivitätsforschung allerdings kaum Rechnung getragen. Dies lässt sich nicht zuletzt daran ablesen, dass keine Konsequenzen für die Analyse von Texten daraus gezogen werden. Eine differenzierte Betrachtung des inferentiellen Anteils bei der Erzeugung von Perspektivträgern und die Entwicklung daran ausgerichteter Möglichkeiten zur Analyse stehen demnach noch aus.

2.1.3 Anthropomorphisierbarkeit – die kognitionswissenschaftliche Begriffsbestimmung

Bei der Begründung der Anthropomorphisierbarkeit als weiteres Merkmal für Multiperspektivität spielen kognitionswissenschaftliche Konzepte eine Rolle. Die kognitive Narratologie¹⁰² ist ein Teil des interdisziplinären Forschungsfelds, in dem Literatur mit kognitionswissenschaftlichen Methoden untersucht wird. Die kognitive Literaturwissenschaft „versucht, die kognitiven Grundlagen offenzulegen, auf denen ein literarischer Text errichtet ist und zudem die kognitiven Fähigkeiten explizit zu machen, die Autorinnen [...] bei der Textproduktion und Literaturwissenschaftlerinnen beim Analysieren literarischer Texte anwenden.“¹⁰³

Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie sowohl den Text als auch dessen Leserinnen in den Blick fasst, also „sowohl die Informationen und Merkmale des Textes als auch den Anteil der Leserin an der Bedeutungskonstitution in narrativen Texten untersucht.“¹⁰⁴ Anders als von Verfechtern des *close reading* unterstellt, sind Leser bei ihrer Interpretation multiperspektivischer Texte keineswegs frei, sondern werden von diesen gelenkt: „Vielmehr finden sich in vielen Texten Strategien der Perspektivensteuerung, die den Spielraum [...] bei der Sinnkonstitution deutlich einschränken können.“¹⁰⁵

Wichtig ist das grundsätzlich damit verbundene, so auch von der Pragmatik vertretene Konzept von literarischer Kommunikation: „Bei der Lektüre eines literarischen Textes

¹⁰² Vgl. dazu Herman, David: Cognitive Narratology. (revised). In: Peter Hühn (Hg.), The Living Handbook of Narratology. Hamburg 2017.

¹⁰³ Eder, Thomas: Kognitive Literaturwissenschaft. In: Hans Feger (Hg.), Handbuch Literatur und Philosophie. Stuttgart, Weimar 2012, 311-332, S. 311. Zur kognitiven Literaturwissenschaft vgl. ebenfalls Hartner, Marcus (2012), S. 13-56.

¹⁰⁴ Surkamp, Carola (2003), S. 69.

¹⁰⁵ Ebd., S. 68. Um Beliebigkeit bei der Interpretation solcher Texte zu vermeiden, ist es Surkamp zufolge wichtig, sowohl die „relevanten textuellen Signale[] für die Konstitution der Perspektivenstruktur [als auch] die Wechselwirkung zwischen diesen Signalen und individuellen Rezeptionsleistungen präzise“ (Ebd., S. 73.) zu beschreiben. Darüber hinaus können „historische Schemata“ aus der Zeit der Autorinnen sowie der Rezipienten des Texts zur Absicherung einer Interpretation herangezogen werden. Elementar zu diesem Zweck ist es darüber hinaus, bei der Analyse nicht von der Textbeschreibung direkt zur Beschreibung der (vermeintlichen) Effekte überzugehen, sondern „die einzelnen Aufgaben, die die Leserin bei der Konstitution und Relationierung der Perspektiven zu erfüllen hat, genauer modellhaft aufzuschlüsseln.“ (Ebd., S. 73).

wandern demnach nicht einfach Informationen und Bedeutungen von einer Senderin (der realen Autorin) zu einem Empfänger (dem realen Leser), sondern lediglich Signale,¹⁰⁶ die Anhaltspunkte für Informationen und Bedeutungen darstellen. Ein Leser weist „zur Beurteilung der fiktionalen Welt und der Figuren den von dem Text gesendeten Signalen Bedeutung zu [...], indem er auf außertextuelle Bezugsrahmen wie z.B. sein allgemeines Weltwissen, psychologische Schemata und literarische Konventionen rekurriert.“¹⁰⁷

Diese außertextuellen Bezugsrahmen sind wichtiger Bestandteil einer Argumentationslinie der Multiperspektivitätsforschung, die als Bedingung für die Konstruktion von Perspektiven die Bedingung sieht, dass die betreffenden, auf Basis des Texts konstruierten Entitäten anthropomorphisierbar sind. Mit anderen Worten: Signale aus dem Text werden von den Rezipienten dann als Perspektiven wahrgenommen, wenn es möglich ist, diese mit Hilfe von auf Menschen anwendbaren Mustern und Schemata zu verstehen.

Diese grundsätzliche Annahme¹⁰⁸ wird von den Vertretern kognitiv-narratologischer Argumentation unterschiedlich weit ausgelegt. Nünning & Nünning vertreten die aus literaturwissenschaftlicher Sicht erstaunliche Position, dass nicht literarische (also z.B. archetypische Figuren), sondern besonders lebensweltliche, also reale Personen betreffende Wissensbestände für die Analyse von fiktionalen Texten ausschlaggebend sind:

Da die Konzepte der Figurenperspektive und der Erzählerperspektive auf einer (stillschweigenden) Anthropomorphisierung textueller Phänomene beruhen, sind es lebensweltliche [Parameter], die die Wahrnehmung und Differenzierung der Einzelperspektiven sowie die Konstitution der Perspektivenstruktur prägen. Folgerichtig können die vorgestellten Analysekatoren nur so lange mit Gewinn angewendet werden, wie Romane im Kontext eines im weitesten Sinne ‚realistischen Bezugsrahmens‘ [...] rezipierbar, die Perspektiventräger anthropomorphisierbar und die Perspektiven sowie die Perspektivenstruktur nach lebensweltlichen Bezugsrahmen rekonstruierbar sind.¹⁰⁹

¹⁰⁶ Ebd., S. 69.

¹⁰⁷ Ebd., S. 70.

¹⁰⁸ Pätzold, Torsten (2000) äußert sich zu dieser Frage nicht und auch für Menhard spielt „die Anthropomorphisierung bei der Konstitution der Perspektivenstruktur eines narrativen Textes [...] keine entscheidende Rolle.“ Menhard, Felicitas (2009), S. 36. Sie weist allerdings, in der Folge von Surkamp, auf die Rolle kognitiver Schemata zu Personen hin. Die „Anwendung lebensweltlicher Schemata auf fiktionale Texte wird nicht zuletzt auch in der Anthropomorphisierung literarischer Figuren widerspiegelt, die sich dadurch von ihrem eigentlichen Status als semantische Konstrukte zu mehr oder weniger ‚körperhaften‘ Wesen erheben.“ Ebd., S. 112. Wie von den Rezipienten relevante Kontexte ausgewählt werden bzw. wie viel kontextuelle Information jeweils für den Rezeptionsprozess notwendig ist, erläutert Menhard genauso wenig wie Surkamp.

¹⁰⁹ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 73. Die konkreten lebensweltlichen Wissensbestände, die sie für relevant halten, werden von ihnen wie folgt zusammengefasst: „Dazu zählen zum einen explizite oder implizite Persönlichkeitstheorien, die bei der Wahrnehmung literarischer Figuren generell von Bedeutung sind. Zum anderen wird die Rekonstruktion der Einzelperspektiven und der Perspektivenstruktur sowohl durch moralische und ethische Maßstäbe, die in ihrer Gesamtheit das in einer Gesellschaft vorherrschende Werte- und Normensystem konstituieren, als auch durch das individuelle Werte- und Normensystem eines Rezipienten beeinflusst.“ Ebd., S. 73.

Sicherlich richtig und wichtig ist die Feststellung, dass sowohl Figuren- als auch Erzählerperspektive implizit anthropomorph konzipiert sind. Es ist allerdings nicht einsichtig, wieso dies automatisch zur Folge haben sollte, dass fiktionale Texte an realistischen Bezugsrahmen gemessen werden sollten. Schließlich existieren z.B. im Genre Märchen eine ganze Reihe literarischer Texte, in denen nicht-anthropomorphen Entitäten menschliche Eigenschaften zugeschrieben werden, die also den Eigenschaften entsprechen, die Nünning & Nünning bei Perspektivträgern vermuten (sie können Einstellungen und Werte vertreten, als Erzähler oder Figuren fungieren).

Außerdem qualifizieren für Nünning und Nünning selbst Rahmungen bzw. collageartige Textanteile als Perspektivträger. Auch diese können nur in besonderen Fällen (Vor- und Nachworte, Herausgeberfiktion) mit Weltwissen über reale Personen in Zusammenhang gebracht werden.

Nicht zuletzt beschreiben Nünning & Nünning für die von ihnen entworfene Kategorie der personalen Erzählsituation, dass „eine explizit ausgestaltete Erzählerperspektive fehlt und daß die Spuren der erzählerischen Vermittlung durch Zurücktreten einer expliziten Erzählinstanz auf ein Minimum reduziert werden.“¹¹⁰ Auch in diesem Fall ist zu vermuten, dass die Anwendung von literaturspezifischem Wissen über Gattungen oder literarische Schemata eine stärkere Steuerungsfunktion ausübt als realweltliche Wissensbestände.

Monika Fludernik kritisiert die von Nünning & Nünning postulierte Bedingung der Anthropomorphisierbarkeit noch grundsätzlicher: Bei Texten, die keine Determinierung von anthropomorphisierbaren Perspektiven mehr ermöglichen, bleiben „Nünning/Nünning [...] die Antwort schuldig, ob diese Texte dann auch keine Bedeutung mehr haben, oder ob ihre Bedeutungen nicht mehr anthropomorph sind.“¹¹¹ Solche Texte werden von ihnen jedoch explizit als nicht untersuchbar ausgeklammert:

Texte, die sich der Möglichkeit entziehen, aus den in ihnen enthaltenen Sätzen personalisierte, anthropomorphisierte und individualisierte ‚Figuren‘ und ‚Erzähler‘ zu konstruieren [...], markieren [...] für eine Theorie der Perspektivenstruktur gleichsam eine ‚natürliche‘ Grenze der Untersuchbarkeit.¹¹²

Grundsätzlich überzeugt aus pragmatischer Sicht der von Nünning & Nünning entwickelte Gedanke, dass Perspektiven mit Hilfe von Kontextwissen über Personen anthropomorphisiert werden. Es bleiben jedoch Fragen offen: Welche Kriterien dafür ausschlaggebend sind, dass eine Menge textueller Informationen von Lesern mental gebündelt und als anthropomorph eingestuft wird, machen Nünning & Nünning nicht

¹¹⁰ Ebd., S. 67.

¹¹¹ Fludernik, Monika: Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Rezension. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 53. Jg., H. 2, S. 262–267, S. 264.

¹¹² Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 74. Zur Frage der Anthropomorphisierbarkeit aus relevanztheoretischer Sicht vgl. S. 91 dieser Arbeit.

explizit. Hier wäre also noch weitere Theoriearbeit zu leisten. Auch ihre Beschränkung auf Weltwissen überzeugt im literaturwissenschaftlichen Kontext nicht.

Weiter als die von Nünning & Nünning vorgeschlagene Version der Bedingung der Anthropomorphisierbarkeit ist das von Surkamp vorgelegte Konzept. Wie Nünning & Nünning geht Surkamp davon aus, dass Perspektiven anthropozentrisch¹¹³, also an die „Wirklichkeitssicht eines wahrnehmenden Subjekts“¹¹⁴ gebunden wahrgenommen werden. Dieses im Text enthaltene Subjekt muss aber nicht menschlich sein, da ihrem Verständnis nach Leser sich auf Basis von textexternen Wissensbeständen über Personen „Personenvorstellungen‘ von Figuren und Erzählern bilden [,] auch Tiere in Fabeln oder Geister in Schauererzählungen anthropomorphisier[en] und [...] selbst in experimentellen Romanen zur Anthropomorphisierung textueller Elemente neigen.“¹¹⁵

Marcus Hartner, der das Kriterium der Anthropomorphisierbarkeit mit Hilfe der *blending-theory*¹¹⁶, einer spezielleren kognitionswissenschaftlichen Theorie, begründet, kommt zu derselben Auffassung. Einzelperspektiven werden von ihm als mentale Abbildungen der individuellen Perspektiven anthropomorphisierbarer fiktionaler Entitäten verstanden, wobei „alle anthropomorphisierbaren Instanzen eines literarischen Texts als potenzielle Bedeutungsträger fungieren können.“¹¹⁷

Surkamp beschreibt darüber hinaus den Prozess der Konstruktion von Perspektiven näher. Eine kognitionswissenschaftlich fundierte Grundannahme ist, dass Rezipienten Informationen zu literarischen Figuren auf Basis von Schemata, also „in Analogie zur Wahrnehmung von Personen in der Lebenswirklichkeit“¹¹⁸ verarbeiten.

Um dies zu tun, müssen die Leser zunächst „aus den Informationen des Textes, d.h. aus sprachlichen Zeichen, verschiedene ‚Personenvorstellungen‘“¹¹⁹ aufbauen. Als auslösende Signale für die Konstruktion von Personenvorstellungen nennt Surkamp lexikalische Marker, bleibt aber über die genauen Umstände im Unklaren: „Als Anreiz dazu reicht manchmal schon ein Eigenname oder ein Personalpronomen.“¹²⁰

Leider erklären weder Nünning & Nünning noch Surkamp oder Hartner, wie genau der Prozess der Anthropomorphisierung abläuft, wenn überhaupt nicht oder nur lückenhaft mit der Eigenschaft <menschlich> konnotierte Informationen zu mentalen Abbildungen von Perspektiven ergänzt werden.

Wichtig und überzeugend ist Surkamps Beobachtung, dass durch die Zuordnung der textuellen Informationen zu konstruierten anthropomorphen Perspektiven Orientierungszentren entstehen: „Die Leserin ordnet also zunächst einmal das

¹¹³ Surkamp, Carola (2003), S. 36.

¹¹⁴ Ebd., S. 36.

¹¹⁵ Ebd., S. 19f.

¹¹⁶ Zur *blending-theory* vgl. Hartner, Marcus (2012), S. 10.

¹¹⁷ Ebd., S. 193.

¹¹⁸ Surkamp, Carola (2003), S. 70.

¹¹⁹ Ebd., S. 73.

¹²⁰ Ebd., S. 74.

Wahrgenommene bzw. Erzählte verschiedenen wahrnehmenden bzw. erzählenden Ichs zu und identifiziert auf diese Weise unterschiedliche Figuren und Erzählinstanzen als perspektivische Orientierungszentren im Text.“¹²¹ Diese dienen insofern der Orientierung, als dass ihnen textuelle Informationen als von ihnen wahrgenommen oder erzählt zugeordnet werden.

In einem zweiten Schritt werden für die identifizierten Orientierungszentren eigene Perspektiven ausgestaltet, [d.h. alle] mentalen, emotionalen, normativen und biographischen Besonderheiten, die das Wirklichkeitsmodell einer Figur bzw. einer Erzählinstanz nachhaltig beeinflussen [berücksichtigt].¹²²

Grundlage der Perspektivenkonstruktion stellen „textuelle Informationen dar, insbesondere explizite und implizite Formen der Figurendarstellung.“¹²³ Darüber hinaus spielen „außertextuelle Bezugsrahmen“¹²⁴ zu Personen („personale Alltagstheorien“¹²⁵) eine wichtige Rolle: „Diese *frames* umfassen neben zeitbedingten Menschenbildern, Rollen- und Identitätstheorien, Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie Stereotypen, [also] implizite Persönlichkeitstheorien“¹²⁶. Sie fußen einerseits auf „individuellen Erfahrungen“¹²⁷ und andererseits auf kulturellen Mustern¹²⁸. „Die Konstitution der Figurenperspektiven stellt sich demnach nicht als Entweder-oder zwischen ‚bottom-up‘- (d.h. datengesteuerten) und ‚top-down‘- (d.h. konzeptgesteuerten) Leseprozessen dar, sondern als komplexes Zusammenspiel zwischen diesen.“¹²⁹

Unklar bleibt in Surkamps Darstellung, wie vorstellbar sein soll, dass Rezipienten jeweils die gesamte Menge der personenbezogenen Informationen zu einem Perspektivträger präsent behalten, so dass die daraus konstruierte Perspektive wie

¹²¹ Ebd.

¹²² Ebd.

¹²³ Ebd., S. 74. „Unter explizite Darstellungsformen fallen die sprachlichen Äußerungen und die über Bewußtseinsdarstellung vermittelten Gedanken einer Figur, in denen letztere Bestandteile ihres Wirklichkeitsmodells selbst thematisiert, Fremdkommentare, bei denen sich Figuren über die Perspektive einer anderen Figur äußern, und Erzählerkommentare, die sich auf das gesamte Wirklichkeitsmodell einer Figur beziehen können. Die Figurenäußerungen haben dabei immer einen doppelten Informationswert: Einerseits handelt es sich um explizit-figurale Selbst- bzw. Fremdcharakterisierungen; andererseits geben diese Äußerungen implizit Aufschluß über einzelne Parameter der Perspektive derprechenden Figur, z.B. über deren Wertesystem. Dies gilt im übrigen nicht nur für explizit verbalisierte Äußerungen, sondern auch für Textstellen, bei denen es um die wechselseitige Fokalisierung von Figuren geht. Als weitere implizite Informationsquellen, aus denen etwa die psychische Disposition oder die Wertvorstellungen einer Figur zu erschließen sind, können die Reflexionen, Gefühle, Phantasien und Intentionen der Figur, ihr verbales und non-verbales Verhalten, ihr Mentalstil, ihre Erzählweise (falls sie als erzählende Figur auftritt) sowie ihre Handlungen genannt werden.“ Ebd., S. 75f.

¹²⁴ Ebd., S. 74.

¹²⁵ Ebd.

¹²⁶ Ebd.

¹²⁷ Ebd.

¹²⁸ Ebd.

¹²⁹ Ebd., S. 76.

oben beschrieben als Orientierungszentrum für weitere textuelle Informationen dienen kann.

Sie weist zwar darauf hin, dass Perspektiven sequentiell konstruiert werden, so dass „die Reihenfolge der Informationen Einfluß auf die Ausgestaltung dieser Perspektive ausübt“¹³⁰ (besonders ersten und letzten Informationen kommt Surkamp zufolge eine privilegierte Stellung zu¹³¹); dennoch sammelt sich im Verlauf eines Texts eine erhebliche Menge an Informationen über eine erhebliche Menge an Perspektivträgern an, so dass es unwahrscheinlich scheint, dass zur Einordnung neuer Informationen aus dem Text alle diese Informationen gleichermaßen aktualisiert werden, um sie mit dem neuen Input abzugleichen. Ebenso bleibt unklar, welche Weltschemata angewendet werden bzw. wie entschieden wird, ob Literatur- oder Weltschemata einbezogen werden.

Auch von Hartner wird Perspektive als mentales Modell beschrieben, in dem alle figurenrelevanten Informationen abgelegt werden. Er behandelt allerdings das in der Diskussion von Surkamps Modell angesprochene Problem der großen Menge an figurenbezogenen Informationen näher: Da den individuellen Perspektiven im Text eine erhebliche Menge an Informationen zugeordnet werden kann, ist prinzipiell zu klären, wie die mentale Abbildung dieser Menge praktisch denkbar ist. Hartner verweist in diesem Zusammenhang auf die Schematheorie, die auch von anderen hier besprochenen Autoren mit Multiperspektivität in Verbindung gebracht, jedoch nicht so eindeutig wie bei Hartner funktionalisiert wurde:

Aufgrund der Einsicht, dass die ungeordnete Ablage von ‚Informationsbrocken‘ angesichts begrenzter kognitiver Kapazitäten keine effiziente und plausible Form der Gedächtnisorganisation darstellt, wurde die sog. Schematheorie entwickelt, nach der Wissen in netzwerkartig miteinander verbundenen ‚Blöcken‘ organisiert ist.¹³²

Schemata speichern „archivierte Datenstrukturen wie z.B. das Schema Bibliothek.“¹³³ Auf ihrer Basis können bei der Verarbeitung von neuen Informationen mentale Modelle gebildet werden, die kognitiv einfacher zu verarbeiten sind als ungeordnete Datenmengen. Sie stellen „die mentale Repräsentation einer komplexen Begebenheit“¹³⁴ dar. Hartner zufolge wird die mentale Abbildung von Figurenperspektiven ebenfalls auf Basis „mentaler Modelle“¹³⁵ erstellt:

¹³⁰ Ebd., S. 77.

¹³¹ Vgl. ebd. Zur Rolle von *primacy* bzw. *recency* (Erst- bzw. Letztnennung) bei der Textwirkung vgl. Hovland, Carl Iver (Hg.): *The Order of Presentation in Persuasion*. New Haven 1957

¹³² Hartner, Marcus (2012), S. 90.

¹³³ Ebd., S. 92.

¹³⁴ Ebd.

¹³⁵ Ebd., S. 93.

Im Kontext kognitiver Textverarbeitung kann das mentale Figurenmodell damit als der konzeptuelle Ort identifiziert werden, an dem alle figurenrelevanten Informationen abgelegt, verarbeitet und in ein dynamisches Netzwerk von Verbindungslinien zu weiteren mentalen Modellen und Schemata integriert werden. Die Informationsstruktur des Figurenmodells muss aus diesem Grund auch als die Grundlage der kognitiven Konstruktion jeglicher Art von (Figuren)perspektive verstanden werden.¹³⁶

Mentale Modelle verknüpfen nicht nur Figureninformationen untereinander, sondern stellen auch den Ort der Interaktion textueller Informationen mit dem (schematischen) Kontextwissen der Rezipienten dar. Zur Rezeption literarischer Texte ist Hartner zufolge sowohl literarisches als auch nicht-literarisches Kontextwissen nötig. Dies wurde zwar von seinen Vorgängern vereinzelt schon angesprochen, allerdings erst von Hartner in ein umfassendes Modell kognitiver Textverarbeitung integriert.

Es bedarf z.B. sozialen, kulturellen oder historischen Wissens [...]. Ferner spielen Persönlichkeitstheorien und Personenkategorien eine wichtige Rolle, auf die bei der Charakterisierung [...] oder der schnellen und unaufwendigen Kategorisierung von Nebenfiguren zurückgegriffen werden kann. Auch literarisches Wissen zum Genre der Erzählung oder die Kenntnis anderer Romane [derselben Autoren] kann z.B. als Grundlage von Inferenzbildungen oder der Aufstellung von Handlungshypothesen dienen. In diesem Kontext spielen desgleichen literarische Konventionen und formale Strukturen eine wichtige Rolle.¹³⁷

Neben Weltwissen¹³⁸ und Wissen über die Literatur, die bereits von anderen Autoren mit Rezeptionsprozessen multiperspektivischer Texte in Verbindung gebracht wurden, nennt Hartner noch einen weiteren Wissensbestand: Emotionen¹³⁹. Es „muss davon ausgegangen werden, dass neben mentalen Wissensstrukturen auch Emotionen einen fundamentalen Bestandteil der kognitiven Verarbeitung von literarischen Texten darstellen.“¹⁴⁰ Einerseits kann der Rezeptionsvorgang Emotionen hervorrufen (z.B. Ablehnung oder ästhetischer Genuss), andererseits können Rezipienten affektiv auf Elemente der erzählten Welt reagieren¹⁴¹.

¹³⁶ Ebd. „Dabei handelt es sich um ein leistungsfähiges semantisches Repräsentations- und Speicherformat, das gewissermaßen den konzeptuellen Ort bezeichnet, der aus der Integration aller figurenrelevanten Informationen (bottom-up & top-down) entsteht. Hier verschränken sich textuelle Daten mit Rezeptionsemotionen und dem Weltwissen des Rezipienten und bilden die Grundlage für alle weiteren figurenbezogenen kognitiven Operationen. Eine Figurenperspektive ist in diesem Kontext als integraler, aber heuristisch isolierbarer Teil der mentalen Gesamtrepräsentation einer literarischer [sic!] Figur zu begreifen, sie stellt ein holistisch semantisches Verständnis der spezifischen Weltsicht eines fiktionalen Akteurs dar und lässt sich kognitionspsychologisch als eigenständiges mentales (Teil)modell des jeweiligen Figurenmodells konzeptualisieren.“ Ebd., S. 150.

¹³⁷ Ebd., S. 95.

¹³⁸ „Grundsätzlich lässt sich damit festhalten, dass praktisch das gesamte Weltwissen des Lesers potentiell in die Figurenrezeption einfließen kann.“ Ebd., S. 96.

¹³⁹ Zu Emotionen aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht vgl. auch S. 130 dieser Arbeit.

¹⁴⁰ Ebd., S. 96.

¹⁴¹ Ebd.

Entscheidend ist, dass Wertungen, ästhetisches Vergnügen und empathische Involviertheit nicht nur das phänomenologische Beiwerk des eigentlichen, informationsgeleiteten Leseprozesses darstellen, sondern sich auf verschiedenen Ebenen der kognitiven Textverarbeitung als bedeutsam erweisen. Rezeptionsemotionen können z.B. starken Einfluss auf die Verfügbarkeit von Informationen im Langzeit- oder Arbeitsgedächtnis ausüben.¹⁴²

Zusammenfassend lässt sich sagen, das kognitionswissenschaftliche Modell von Perspektive mit einigen pragmatischen Grundannahmen übereinstimmt. Die darin als prinzipiell anthropomorph konzipierten Einzelperspektiven werden als kontextdependent begriffen. Für die Konstruktion von Perspektiven sind also nicht nur textuelle Informationen ausschlaggebend, sondern auch in Form von Schemata oder dynamisch gebildeten mentalen Modellen vorliegende Kontextinformationen wie das Literatur- und Weltwissen der Leserinnen sowie deren Emotionen¹⁴³. Wie der Einfluss dieser Kontextinformationen konkret vorstellbar ist, d.h. wie viele Kontextinformationen eingebunden werden oder wie entschieden wird, ob literarisches oder Weltwissen einer Rolle spielt, wird allerdings nicht deutlich.

Ein weiteres Verdienst kognitionswissenschaftlicher Ansätze besteht darin, darauf hinzuweisen, dass die inhaltliche Ausgestaltung der einzelnen Perspektiven eines Texts untrennbar von der Betrachtung ihres Zusammenspiels ist. Dies wird allerdings verschieden hergeleitet. Hartner geht auf Grundlage der *blending-theory* davon aus, dass die Betrachtung der Einzelperspektiven nicht von der Perspektivenstruktur insgesamt getrennt werden kann: „Die individuellen Perspektiven anthropomorphisierbarer fiktionaler Entitäten werden [...] als mentale Modelle konzeptualisiert, deren Zusammenwirken als Interaktionsprozess innerhalb einer netzwerkartig organisierten Gesamtperspektivenstruktur modelliert werden kann.“¹⁴⁴

Surkamp begründet das damit, dass „eine literarische Instanz mit ihrer individuellen Perspektive immer in einer bestimmten Relation zur dargestellten Wirklichkeit steht.“¹⁴⁵ Eine Perspektive entsteht also erst dann, wenn die individuellen Eigenschaften eines Perspektivträgers auf einen Objektbereich bezogen sind. Eine reine Analyse der individuellen Eigenschaften wäre schließlich deckungsgleich mit einer Charakterisierung.¹⁴⁶

¹⁴² Ebd., S. 97.

¹⁴³ Um „Aspekte des semantischen Gehalts oder des gefühlsbezogenen Gewichts einer Information“ (ebd., S. 109) theoretisch abbilden zu können, beschäftigt sich Hartner mit weiteren mentalen Mechanismen der Informationsverarbeitung. Vgl. dazu den Abschnitt zu Basisoperationen der Figuren- und Perspektivenkonstruktion (*theory of mind*, Metarepräsentation und *preference rules*). Ebd., S. 109-125.

¹⁴⁴ Ebd., S. 10f. Er begründet dies rezeptionspsychologisch mit der Ähnlichkeit der kognitiven Vorgänge beim Verarbeiten von auf Personen bzw. auf Figuren bezogenen Informationen: „Der konstante Nachvollzug der epistemischen und emotionalen Standpunkte sowohl von Personen als auch von Figuren [gehört] zu den elementarsten Voraussetzungen einer ‚erfolgreichen‘ kognitiven Navigation realer und fiktiver Welten.“ Ebd., S. 150. Vgl. dazu auch Hartners „Exkurs: Personen- und Figurenwahrnehmung“. Ebd., S. 103-108.

¹⁴⁵ Surkamp, Carola (2003), S. 47.

¹⁴⁶ „Um den Objektbereich darf demnach keineswegs gekürzt werden, sonst läuft das Perspektivenkonzept Gefahr, nicht über eine- wenn auch sehr ausdifferenzierte - Beschreibung

Aus der Relationalität von Perspektiven folgt als weitere essentielle Eigenschaft ihre Subjektivität¹⁴⁷, die allerdings nur in der Zusammenschau mit allen weiteren Perspektiven des Texts intelligibel wird. „Durch die perspektivisch gebrochene Darstellung entstehen nämlich so viele subjektive und mehr oder weniger unterschiedliche Ansichten des Gegenstandes wie Perspektiventräger vorhanden sind.“¹⁴⁸ Diese existieren „nicht isoliert voneinander [...], sondern [...] ergänzen, korrigieren und relativieren oder widersprechen“¹⁴⁹ sich gegenseitig. Das heißt, dass Informationen über die erzählte Welt nur durch eine Vielzahl von Einzelperspektiven gebrochen verfügbar sind. Die erzählte Welt kann erst dann erfasst werden, wenn die Einzelperspektiven im Rezeptionsprozess ins Verhältnis gesetzt werden.

Eine von Surkamp nicht gezogene Konsequenz ist es, in einem nächsten Schritt zu fragen, inwiefern der Bezug von Informationen über Perspektivträger auf einen Objektbereich bzw. die Synthese von Einzelperspektiven Bedeutung produzieren, indem die Informationen addiert werden (semantische Bedeutungsproduktion), oder ob über eine Kombination der Einzelbereiche hinausgehende Bedeutungen entstehen (pragmatische Bedeutungsproduktion). Wiewohl aus dem Blickwinkel dieser Arbeit viel dafür spricht, Relationalität und Subjektivität als pragmatische Phänomene zu betrachten, die Inferenzen produzieren, ist zu vermuten, dass Surkamp sie semantisch beschreiben würde, denn Surkamp beschreibt selbst die Perspektivenstruktur, also die „Gesamtheit der Relationen zwischen allen Einzelperspektiven“¹⁵⁰, als die „semantischen Relationen zwischen den Figurenperspektiven, der/den Erzählerperspektive/n und der/den fiktiven Leserperspektiven“¹⁵¹.

2.2 Beschreibungsmodelle der Perspektiveninteraktion

Die zweite dem Begriff Multiperspektivität inhärente Herausforderung ist es, die Multiplizität näher zu bestimmen, die die Perspektiven betrifft. Seit der Jahrtausendwende sind umfangreiche Vorschläge vorgelegt worden, Multiperspektivität auf eine ihrer Komplexität angemessene Art und Weise heuristisch zu fassen.

der inneren und äußeren Gegebenheiten einer Figur, einer Erzählinstanz oder des fiktiven Lesers hinauszugehen.“ Ebd., S. 46.

¹⁴⁷ „Da die auf der Basis einer bestimmten Perspektive vorgenommene Vermittlung oder Wahrnehmung eines Objekts nicht nur einen bestimmten Ausschnitt dieses Objekts erfasst, sondern vielmehr eine bestimmte Interpretation des Betrachters liefert [...], geht es bei diesem Aspekt weniger um das Objekt der Darstellung selbst als um die Beschaffenheit des subjektiven Bildes, das sich ein Perspektiventräger von diesem Objekt macht, bzw. um das kognitive Modell, das er von ihm entwirft.“ Ebd., S. 47f.

¹⁴⁸ Ebd., S. 48.

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ Ebd., S. 49.

¹⁵¹ Ebd., S. 51.

Diese stimmen darin überein, dass sie Multiperspektivität für ein rezipientenseitiges Phänomen halten, das nicht Merkmal des Texts ist, sondern sich erst im Rezeptionsprozess realisiert.¹⁵² Das bedeutet, dass die Leserinnen über den Text hinausgehend Bedeutungsanteile inferieren müssen.

Dabei lassen sich in der Multiperspektivitätsforschung verschiedene Argumentationsansätze unterscheiden, die teilweise auch in Kombination auftreten. Es handelt sich dabei um narratologische, semantische und kognitionswissenschaftliche Ansätze. Sie sollen im Folgenden skizziert und daraufhin untersucht werden, inwieweit sie geeignet sind, die inferentiellen Aspekte dieser Erzählweise zu berücksichtigen.

2.2.1 Narratologie

Ein narratologischer Ansatz wird von Pätzold vertreten. Dieser unterscheidet prinzipiell zwischen einer Oberflächenstruktur (welche die Einzelperspektiven betrifft) und einer Tiefenstruktur, die von ihm auch als das Werkganze bezeichnet wird. Die Tiefenstruktur bildet die Interaktion der Perspektiven ab. Sie besteht aus den hierarchisch gedachten Beziehungen von Erzählsträngen untereinander.

Seine eigentliche Definition von Multiperspektivität ist eng an narratologischen Kategorien ausgerichtet. Damit von Multiperspektivität gesprochen werden kann, sind seiner Meinung nach sowohl verschiedene Fokalisierungen als auch mehrere Erzähler notwendig: „Multiperspektivität liegt dann vor, wenn der narrative Diskurs durch unterschiedliche Fokalisierungen *und* durch verschiedene narrative Instanzen vollzogen wird.“¹⁵³ Die Definition von Multiperspektivität erfolgt also nicht über den Objektbereich (etwa Abbildung desselben Geschehens durch verschiedene Perspektiven) sondern über die Typen der vorhandenen Einzelperspektiven (sowohl Fokalisierungsinstanzen als auch narrative Instanzen).

Sie deckt trotz der Eingrenzung noch eine erhebliche Menge an Texten ab, so dass fraglich ist, ob es sich tatsächlich um eine Einschränkung des Normalfalls handelt. Außerdem ist Surkamps Kritik an Pätzold zuzustimmen, dass

die Ausgrenzung von rein intradiegetisch fokalisierten Texten bzw. von Texten mit mehreren Erzählinstanzen aus der Definition [...] deswegen problematisch [ist], weil auf diese Weise viele, allgemein als multiperspektivisch erachtete Romane [...] nicht mehr unter das Etikett ‚multiperspektivischer Erzähltext‘ fallen.¹⁵⁴

¹⁵² Vgl. dazu S. 30 und 40 dieser Arbeit.

¹⁵³ Pätzold, Torsten (2000), S. 35. Pätzold führt noch zwei weitere Begriffe ein: Multifokalisierung und Polyphonie. „Liegen der Realisierung einer Geschichte lediglich verschiedene Fokalisierungen zugrunde, liegt multifokales Erzählen bzw. Multifokalisierung vor; im Gegensatz dazu wird unter Polyphonie eine Erzählung verstanden, die durch mehrere narrative Instanzen generiert wird.“ Ebd., S. 35f.

¹⁵⁴ Surkamp, Carola (2001), S. 274.

Was Pätzolds Definition von Multiperspektivität überdies nicht leistet, ist zu erklären, wie das pragmatische Zusammenspiel der verschiedenen durch Erzählinstanzen oder Fokalisierungen angebotenen Perspektiven zu denken ist. Lediglich das zur Untersuchung der Tiefenstruktur entwickelte Modell der Handlungsebenen berührt die Frage der Interaktion von Perspektiven, indem es das „Verhältnis von Haupt- zu Nebensträngen“¹⁵⁵ in den Blick nimmt.

Pätzold geht, das ist ihm auch selbst bewusst, über narratologische Untersuchungen hinaus, um das Werkganze zu ermitteln: „Die Ermittlung des Werkganzen [kann] nicht ohne Weiteres zur narratologischen Untersuchung gerechnet werden.“¹⁵⁶ Er schlägt in diesem Zusammenhang ein „Modell der Handlungsebenen“¹⁵⁷ vor, das Kategorien beinhaltet, die einerseits die „hierarchische Logik der Geschichte“¹⁵⁸ und andererseits die „ontologische Beziehung von Kern- und Satellitenebenen“¹⁵⁹ beschreiben. Die in beiden Bereichen vorgeschlagenen Kategorien beziehen sich jedoch auf das „Arrangement der Handlungsführung“¹⁶⁰, betrachten also ausschließlich die „semantische Textebene“¹⁶¹ der vermittelten Handlung. Inferenzen können so nicht beobachtet werden. Pätzold beschreibt zwar eine „kommunikative Verbindung“¹⁶² zwischen Subebenen und Basisebenen, kann jedoch nicht erklären, wie diese entsteht oder beschaffen ist.

Pätzolds Modell enthält noch weitere Hinweise auf ein Bewusstsein für den pragmatischen Charakter multiperspektivischer Erzählverfahren. Dies hat jedoch keine Auswirkungen auf seine Definition von Multiperspektivität. So wird die Tiefenstruktur von Pätzold beispielsweise als Rezeptionsphänomen beschrieben. Seine Überlegungen fußen auf der Prämisse, dass ein narrativer Text¹⁶³ als Kommunikationssystem verstanden werden muss, in dem „verschiedene Adressatinnen und Adressaten ausgemacht werden [können,] die eine jeweilige Kommunikationsebene des Textes erzeugen.“¹⁶⁴ Dem Autor steht der Leser, dem impliziten Autor der implizite Leser, der narrativen Instanz der narrative Adressat und den erzählenden Figuren der Geschichte stehen zuhörende Figuren innerhalb der Geschichte gegenüber.¹⁶⁵ Die

¹⁵⁵ Pätzold, Torsten (2000), S. 11.

¹⁵⁶ Ebd., S. 47.

¹⁵⁷ Vgl. dazu ebd., S. 120-154 bzw. summarisch auf S. 157.

¹⁵⁸ Ebd., S. 120ff.

¹⁵⁹ Ebd., S. 128ff. Die von Pätzold in diesem Zusammenhang vorgeschlagenen Kategorien basieren auf der literaturwissenschaftlichen Mögliche-Welten-Theorie in Anlehnung an Ryan. Vgl. dazu Ryan, Marie-Laure: *Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory*. Bloomington 1992.

¹⁶⁰ Pätzold, Torsten (2000), S. 157.

¹⁶¹ Ebd., S. 120.

¹⁶² Ebd., S. 157.

¹⁶³ Pätzolds Verständnis von narrativen Texten ist das folgende: „Als narrative Literatur bzw. als narrative Texte sollen literarische Prosawerke fiktionalen Charakters verstanden werden und sich somit von dramatischen oder lyrischen Texten unterscheiden lassen; narrative Literatur wird hier demnach als ‚erzählende‘ Literatur verstanden“. Ebd., S. 11.

¹⁶⁴ Ebd., S. 37.

¹⁶⁵ Ebd., S. 38.

Berücksichtigung des Kommunikationssystems stellt durchaus einen Anknüpfungspunkt an eine pragmatische Auffassung von Kommunikation dar, welche die Rolle der Kommunikationssituation berücksichtigt. Sie wird in der Folge jedoch nur punktuell in Pätzolds Modell der Tiefenstruktur eingebunden.¹⁶⁶

Auch die folgende Beschreibung von Multiperspektivität weist eigentlich auf die Berücksichtigung von Inferenzen hin: Pätzold bezeichnet erst die im Rezeptionsprozess generierte Interaktion der eben genannten Elemente als das „Werkganze“¹⁶⁷: „Der Leser interpretiert einen Text und erzeugt seinerseits das Werkganze“¹⁶⁸, also eine virtuelle Struktur aus „Kontrast- und Korrespondenzrelationen [...], die erst im Rezeptionsprozeß realisiert wird, indem der Leser Beziehungen zwischen den Bestandteilen eines Textes konstituiert.“¹⁶⁹ Es wird allerdings nicht klar, inwiefern das Werkganze tatsächlich inferentiell zu denken ist, also mehr als die Summe seiner Einzelbestandteile enthält.

Pätzolds Hinweis, dass der Prozess der Entstehung des Werkganzen nicht beliebig ist, sondern sowohl auf Seiten der realen Autorin als auch auf Seiten der realen Leser von „Kodierungssystemen beeinflusst“¹⁷⁰ wird, spricht durch seinen Verweis auf Codes allerdings eher gegen eine pragmatische Auffassung von Perspektiveninteraktion.

Mit dem Rückbezug auf das kommunikative Modell, dem Verweis auf das Werkganze und die kommunikative Verbindung zwischen Ebenen weist Pätzolds Modell tatsächlich über die Narratologie und dem seinen Ausführungen eigenen Fokus auf die Einzelperspektive hinaus, kann aber zentrale Fragen zur Perspektiveninteraktion noch immer nicht klären: Zwar beschreibt er verschiedene Arten der Integration von Handlungsebenen wie Interferenzen, Parallelität oder Bezugnahmen¹⁷¹, erklärt jedoch nicht, wie die Rezipienten auswählen, welche Handlungsebenen sie mit welchen anderen Handlungsebenen in Zusammenhang bringen. Eine ständige rezipientenseitige Verknüpfung jeder neuen Information mit allen bekannten Informationen ist sehr unwahrscheinlich, da sie wenig effektiv wäre und den Leseprozess erheblich behindern würde.

Er differenziert zwar prinzipiell die Beschaffenheit der einzelnen Ebenen, die Integrationsarten sowie die Funktionen verschiedener Konstellationen¹⁷²; es wird allerdings nicht klar, wie die Beziehung zwischen den drei genannten

¹⁶⁶ Vgl. dazu ebd., S. 137.

¹⁶⁷ Ebd., S. 45.

¹⁶⁸ Ebd.

¹⁶⁹ Nünning, Ansgar: Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phänomen? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des *implied author*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 67. Jg., S. 1–25, S. 19.

¹⁷⁰ Pätzold, Torsten (2000), S. 45.

¹⁷¹ Ebd., S. 157.

¹⁷² Ebd. bzw. ebd., S. 139ff.

Analysekategorien (Beschaffenheit, Integrationsart und Funktion) systematisch zu erfassen ist und wie auf ihrer Basis eine Interpretation entsteht.¹⁷³

Aus der Betrachtung des von Pätzold vertretenen narratologischen Ansatzes wird deutlich, dass eine rein narratologische Untersuchung von Multiperspektivität bei der Erfassung der Interaktion von Perspektiven an ihre Grenzen gerät. Insgesamt scheint Pätzolds Modell noch stark dem Code-Modell von Kommunikation verpflichtet.

2.2.2 Semantisch-syntaktischer Ansatz

Die von Vera und Ansgar Nünning¹⁷⁴ vorgelegte Definition der Perspektiveninteraktion beinhaltet auch narratologische Kategorien; sie berücksichtigt verschiedene Ebenen der Perspektivierung wie Stimme, Modus und Textsorte. Hauptsächlich vertreten Nünning & Nünning aber einen semantisch- syntaktischen Ansatz, d.h. die Nünning'sche Argumentation ist, wie Marcus Hartner sehr richtig zusammenfasst, hauptsächlich mit der Analyse des semantischen Gehalts von Perspektiven befasst. „Arguing that adequate terminology for the analysis of point of view on the level of narrative transmission already exists, their approach exclusively focuses on the semantic relationship between the perspectives of a text's fictional entities, i.e. characters and overt narrators.“¹⁷⁵

Ihr Ansatz hat zum Ziel, die Relationierung und Hierarchisierung der Einzelperspektiven beobachten zu können¹⁷⁶, die im Rezeptionsprozess erfolgt.¹⁷⁷ Nünning & Nünning beschreiben, dass damit Multiperspektivität wirksam wird, die Leserinnen die von einer Einzelperspektive vermittelten Informationen nicht nur decodieren, sondern vor dem Hintergrund der durch andere Perspektivträger vermittelten Informationen (über den gemeinsamen Bezugspunkt) verarbeiten müssen. Sie müssen „die unterschiedlichen Versionen und Perspektiven einander zuzuordnen.“¹⁷⁸ Multiperspektivität wird von Nünning & Nünning also eigentlich als pragmatisches

¹⁷³ Auch die von ihm postulierte Notwendigkeit, „die drei Bereiche Beschaffenheit, Integrationsarten und Funktionen von Handlungsebenen miteinander in Beziehung zu setzen, da die jeweilige Realisierung dieser Dreieit einen entscheidenden Einfluss auf die Interpretation der Beobachtungen ausübt“ (ebd., S. 157.) erhellt diesen Gegenstand nicht ausreichend.

¹⁷⁴ Der von Ansgar und Vera Nünning herausgegebene Sammelband „Multiperspektivisches Erzählen“ (Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hgg.) (2000)) stellt insofern einen Meilenstein dar, als dass der Großteil der späteren in diesem Kapitel besprochenen Monografien diesen zum Ausgangspunkt ihrer Forschung nehmen. Er versammelt nicht nur theoretische, historische und interdisziplinäre Beiträge zum Thema, sondern schickt diesen in den zwei Beiträgen der Herausgeber eine systematisch-narratologische Untersuchung dessen voraus, was unter Multiperspektivität überhaupt zu verstehen ist. Vgl. dazu Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b) sowie Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a).

¹⁷⁵ Hartner, Marcus (2017).

¹⁷⁶ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 13.

¹⁷⁷ Ebd., S. 22.

¹⁷⁸ Ebd., S. 20.

Phänomen beschrieben, bei dem Äußerungen in ihrem situativen Kontext betrachtet werden.

Auch die folgende Passage deutet auf ein pragmatisches Verständnis von Multiperspektivität hin. Sie thematisiert, wie Perspektiven durch ihre Kombination zu multiperspektivischen Strukturen als sekundäre Zeichen fungieren, beschreibt also Inferenzen:

Durch die Kontrastierung unterschiedlicher Perspektiven auf dasselbe Geschehen verlagert sich der Akzent von der Darstellung der fiktiven Welt auf die Perspektiventräger und ihre Relationen zueinander. In solchen Fällen ist also die Mitteilung von Informationen über ein Ereignis, einen Ort, einen Sachverhalt oder ein Thema nicht mehr Selbstzweck.¹⁷⁹

Sie übernehmen diesen Gedankengang von Lindemann, der die Perspektivenstruktur als hierarchische Ordnung konzipiert. Ihm zufolge betont Multiperspektivität „die Dominanz der Wirklichkeit zweiter Ordnung (jener der Interpretationen) gegenüber der Wirklichkeit erster Ordnung (jener der Fakten).“¹⁸⁰

Nünning & Nünning machen wiederholt deutlich, dass es, um Multiperspektivität adäquat zu beschreiben, unumgänglich ist, das Zusammenspiel der Perspektiven analytisch zu fassen¹⁸¹, was ebenfalls auf ein Bewusstsein für die pragmatische Natur dieser Erzählform hindeutet. Ihre Theorie der Perspektivenstruktur narrativer Texte fragt dann auch „sowohl nach der Art und Weise der narrativen Vermittlung der Inhalte bzw. Perspektiven als auch nach der semantischen Gestaltung der Perspektiventräger und ihrer Relationierung.“¹⁸² Gleichzeitig jedoch legen sie – das zeigt das obige Zitat – großes Gewicht auf die semantische Dimension. Sie betonen, „daß die Probleme des multiperspektivischen Erzählens nicht allein auf das ‚Wie‘ der erzählerischen Vermittlung beschränkt sind, sondern daß es [...] um das ‚Was‘ der erzählten Inhalte bzw. dargestellten Perspektiven geht.“¹⁸³

Pragmatische Aspekte sind zwar Teil ihres Modells, werden der semantischen Dimension jedoch klar untergeordnet¹⁸⁴. Dies liegt sicherlich darin begründet, dass Nünning & Nünning eine fundamentale Skepsis gegenüber der Analysierbarkeit der pragmatischen Dimension von Multiperspektivität hegen¹⁸⁵. Sie nennen für diese

¹⁷⁹ Ebd., S. 19.

¹⁸⁰ Lindemann, Uwe (1999), S. 63.

¹⁸¹ „Mit der Ignorierung der Auswahl und Relationierung verschiedener Perspektiven in narrativen Texten verschüttet die Erzähltheorie [...] ein zentrales Gestaltungsmittel der Erzählkunst, das ins Bewußtsein zu heben und analytisch zu erfassen eigentlich ihre ureigenste Aufgabe sein müßte.“ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 15.

¹⁸² Ebd., S. 20.

¹⁸³ Ebd.

¹⁸⁴ Beide Aspekte, also die semantische Dimension sowie die pragmatische Dimension sind in ihrer Darstellung 2 Dimensionen von insgesamt 8 Dimensionen. Vgl. dazu ebd., S. 20ff.

¹⁸⁵ „Gerade im Bereich der pragmatischen Dimension [gibt es] einige Unsicherheitsfaktoren [...], die alle Aussagen über die Wirkungen und Funktionen multiperspektivischen Erzählens gleichsam unter Vorbehalt stellen.“ Ebd., S. 27. Sie warnen allerdings, dass es wichtig ist, „sich zwar der Aufgabe der Erforschung so komplexer Fragen zu stellen, aber zugleich die Grenzen der Untersuchbarkeit zu markieren.“ Ebd.

Skepsis zwei Gründe: „Erstens unterliegen Wirkungen und Funktionen literarischer Darstellungsverfahren selbst historischer (und sozialer, kultureller usw.) Variabilität; zweitens entziehen sie sich – im Gegensatz etwa zur Beschreibung von Textstrukturen – weitgehend empirischer Überprüfbarkeit.“¹⁸⁶

Wiewohl die tatsächliche Wirkung pragmatischer Erzählverfahren nicht beobachtbar ist, kann Nünning & Nünning zufolge ihr „Wirkungs- und Funktionspotential, das bis zu einem gewissen Grad vom Text selbst festgelegt ist, theoretisch modelliert und durch Textanalysen eingegrenzt werden.“¹⁸⁷

Zusätzlich identifizieren Nünning & Nünning für die Untersuchung des Funktionspotenzials multiperspektivischer Texte eine potentielle Quelle. Es handelt sich dabei um die „Fülle von Sekundärliteratur“¹⁸⁸, die von der Literaturkritik hervorgebracht wurde und deren Interpretationen enthält. Problematisch an diesem Ansatz ist jedoch, dass wenig oder gar nicht beforschte Texte damit nicht in den Blick genommen werden können.

Trotz ihrer Skepsis bieten Nünning & Nünning „einige der möglichen Funktionen des multiperspektivischen Erzählens stichwortartig an“¹⁸⁹ bzw. klassifizieren Arten der Relationierung¹⁹⁰ von Perspektiven. Diese bezeichnen aber jeweils nur den Endpunkt von komplexeren Inferenzprozessen. So muss z.B. der Beurteilung, ob Perspektiven sich additiv oder kontradiktiv¹⁹¹ aufeinander beziehen, die Feststellung vorausgehen, welche der über einen Text verteilten Perspektiven über welche der vielen möglichen Bezugspunkte überhaupt sinnvoll aufeinander bezogen werden sollen. Darüber hinaus wurde von Fludernik darauf hingewiesen, „daß der Nutzen des Modells [der Kategorien und Unterkategorien zur Textanalyse] z.T. in akribischer Textanalyse mit wenig aufsehererregenden Resultaten liegt.“¹⁹²

Auch Hartner kritisiert diese Art der Klassifikation. Er hält es für wenig sinnvoll, Taxonomien aufzustellen, d.h. „nach den spezifischen (strukturellen) Eigenschaften eines multiperspektivischen Textes an sich zu suchen“¹⁹³, da „das Zusammenspiel

¹⁸⁶ Ebd. Die Variabilität wird von ihnen noch weiter aufgeschlüsselt. Sie ist einerseits bestimmt vom „jeweiligen Rezipienten, seinem Voraussetzungssystem (den Interessen, Bedürfnissen, Erfahrungen usw.) und seinem Erwartungshorizont, zum anderen von zeitbedingten bzw. mentalitätsgeschichtlichen Gegebenheiten wie dem jeweiligen Werte und Normensystem, kollektiven Denkweisen, Gefühlen, Überzeugungen und Einstellungen sowie ästhetischen und literarischen Vorstellungen.“ Ebd., S. 27f. Nünning's Skepsis gegenüber der empirischen Beforschbarkeit der Wirkung von Texten wird von der empirischen Kommunikationswissenschaft nicht geteilt, sie ist dennoch wenig beforscht worden. Vgl. dazu Bonfadelli, Heinz: Sozial- und Kommunikationswissenschaftliche Ansätze. In: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hgg.), Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin, Boston 2015, S. 63–84, S. 74f.

¹⁸⁷ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 22.

¹⁸⁸ Ebd., S. 28.

¹⁸⁹ Ebd., S. 29.

¹⁹⁰ Für eine Übersicht der Arten der Relationierung vgl. ebd., S. 60.

¹⁹¹ Ebd.

¹⁹² Fludernik, Monika (2003), S. 267.

¹⁹³ Hartner, Marcus (2012), S. 247.

individueller Perspektiven im Roman [sich] als zu vielschichtig und multifunktional [erweist], um mittels Typologien oder einer Auflistung häufiger Interaktionsformate befriedigend erfasst zu werden.“¹⁹⁴

Ihre eigentliche Definition von Multiperspektivität ist folgerichtig semantisch argumentiert. Sie beinhaltet zwei Bedingungen: Damit die bloße Existenz von mehreren Perspektiven, wie Fludernik formuliert, „heuristische Relevanz“¹⁹⁵ erhält und somit mehr als einen rein „numerische[n] Effekt“¹⁹⁶ darstellt, müssen verschiedene Perspektivträger „dasselbe Geschehen jeweils von ihrem Standpunkt aus in unterschiedlicher Weise schildern“¹⁹⁷, wobei stärkere inhaltliche Differenzen zu stärkerer Relevanz führen.

Eine multiperspektivische Auffächerung eines Geschehens gewinnt insbesondere dann an Relevanz, wenn es deutliche Divergenzen in der Beurteilung derselben Ereignisse, Figuren, Räume, Sachverhalte, Themen oder Weltanschauungen gibt und die Einzelperspektiven deshalb nicht ohne weiteres synthetisierbar sind.¹⁹⁸

Die enge Orientierung an demselben Geschehen als gemeinsamem Bezugspunkt wird, wie Fludernik zeigt¹⁹⁹, in dem von Nünning & Nünning's Theorieüberlegungen eingeleiteten und von ihnen herausgegebenen Sammelband selbst nicht von allen Beiträgern beachtet.

Zwar hilft diese Definition bei der Eingrenzung des Phänomens auf bestimmte Fälle, leider jedoch stellen beide der von ihr postulierten Bedingungen laut Christoph Bode „Stolpersteine“²⁰⁰ dar: Die mehrfache Schilderung desselben Geschehens, also mit Genette formuliert die „repetitive Erzählung“²⁰¹, stellt zwar einen auffälligen Gebrauch von Multiperspektivität dar, schließt aber „ohne Not definitorisch gerade jene Texte aus[...], bei denen sich der Leser mit Recht fragt, in welchem Sinne hier eigentlich noch ‚dasselbe‘ Geschehen geschildert wird, ob es zwischen den verschiedenen Erzählungen überhaupt noch einen gemeinsamen Bezugspunkt gibt“.²⁰² Bode argumentiert von der

¹⁹⁴ Ebd., S. 285.

¹⁹⁵ Fludernik, Monika (2003), S. 264.

¹⁹⁶ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 18.

¹⁹⁷ Die ausführliche Definition ist die folgende. Als multiperspektivisch gelten: „(1) Erzählungen, in denen es zwei oder mehrere Erzählinstanzen auf der extradiegetischen und/oder der intradiegetischen Erzählebene gibt, die dasselbe Geschehen jeweils von ihrem Standpunkt aus in unterschiedlicher Weise schildern; (2) Erzählungen, in denen dasselbe Geschehen alternierend oder nacheinander aus der Sicht bzw. dem Blickwinkel von zwei oder mehreren Fokalisierungsinstanzen bzw. Reflektorfiguren wiedergegeben wird; (3) Erzählungen mit einer montage- bzw. collagehaften Erzählstruktur, bei der personale Perspektivierungen desselben Geschehens aus der Sicht unterschiedlicher Erzähl- und/oder Fokalisierungsinstanzen durch andere Textsorten ergänzt oder ersetzt werden.“ Ebd., S. 18.

¹⁹⁸ Ebd., S. 19.

¹⁹⁹ Fludernik, Monika (2003), S. 265.

²⁰⁰ Bode, Christoph (2005), S. 250.

²⁰¹ „N-mal erzählen, was einmal passiert ist (nE/IG).“ Genette, Gérard (2010), S. 82f.

²⁰² Bode, Christoph (2005), S. 251.

Rezeption der Texte durch die Leserinnen ausgehend, dass auch Schilderungen derselben erzählten Welt multiperspektivisch seien.

Der Leser nimmt doch verschiedene Erzählperspektiven auch dann schon wahr, wenn sie sich generell auf eine gemeinsame erzählte Welt beziehen und nicht erst, wenn ein und dasselbe Geschehen oder Ereignis, wie von verschiedenen Kamerapositionen im Stadion aus aufgenommen, danach wiederholt aus verschiedenen Blickwinkeln gezeigt wird.²⁰³

Nach der Nünning'schen Definition gelten jedoch nur solche Passagen als multiperspektivisch, die repetitiv im Genette'schen Sinne erzählt sind. Damit umgeht sie, wie Marcus Hartner analysiert, „die Notwendigkeit einer normativen Bestimmung der Kriterien unterschiedlichen Schilderns [...]: Bei einer Präsentation mehrerer Versionen eines Geschehens führt der Wiederholungscharakter der Darstellung zwangsläufig zu einer Semantisierung dieser Darstellungsform“.²⁰⁴

Bodes weitere Kritik an der von Nünning & Nünning vorgelegten Definition bezieht sich auf die Bedingung, das Geschehen müsse „in unterschiedlicher Weise“²⁰⁵ geschildert werden. Er stellt die Frage, an welchen Kriterien die Unterschiedlichkeit von zwei im Text angelegten Perspektiven festzumachen sei, wenn „die Versionen sich gar nicht wesentlich voneinander unterscheiden“²⁰⁶, ohne „normativ-präskriptiv zu werden“.²⁰⁷ Bode wertet Texte, die aus verschiedenen Perspektiven das gleiche Geschehen bzw. dieselbe erzählte Welt schildern, zwar qualitativ ab, möchte sie aber dennoch nicht ausschließen: „Auch schlecht realisierte Multiperspektivität ist immer noch Multiperspektivität – zwar ein Fall bedauerlichen Versagens, aber so etwas soll vorkommen.“²⁰⁸

Gegen diese Art von Ausweitung der Definition scheint jedoch „die gängige Verwendung des Begriffs“²⁰⁹ Multiperspektivität zu sprechen, die von Werner Wolf und anderen²¹⁰ mit dem Kriterium der Relevanz begründet wird:

Im engeren Sinn wird also narratologische ‚Multiperspektivität‘ aus Gründen der interpretatorische Relevanz sich vornehmlich auf Werke konzentrieren, in denen eine Mehrzahl an Perspektiven derart valorisiert ist, daß dem Leser nicht nur kon-, sondern auch und besonders divergierenden Ansichten zu denselben Sachverhalten oder Themen geboten werden.²¹¹

Das von Wolf vorgebrachte Argument der mangelnden interpretatorischen Relevanz von übereinstimmenden Perspektiven ist allerdings wenig stichhaltig, wie Carola Surkamp und Felicitas Menhard demonstrieren. Beide erweitern die von Nünning &

²⁰³ Ebd.

²⁰⁴ Hartner, Marcus (2012), S. 272.

²⁰⁵ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 18.

²⁰⁶ Bode, Christoph (2005), S. 251.

²⁰⁷ Ebd.

²⁰⁸ Ebd.

²⁰⁹ Wolf, Werner (2000), S. 87.

²¹⁰ Auch Monika Fludernik spricht von „heuristische[r] Relevanz“. Fludernik, Monika (2003), S. 264.

²¹¹ Wolf, Werner (2000), S. 87.

Nünning vorgelegte Definition dahingehend, dass die Referenz auf denselben fiktionalen Erfahrungsraum, d.h. dieselbe erzählte Welt ausreichend ist, um Multiperspektivität zu erzeugen. Sie untersuchen Texte mit Hilfe der *possible worlds theory* auf ihre semantische Dimension und deren Funktionalisierung.

2.2.3 Mögliche-Welten-Theorie

Dies Mögliche-Welten-Theorie, ein ursprünglich aus der „analytischen Philosophie“²¹² in die Literaturwissenschaft²¹³ übernommener Ansatz, zeichnet sich dadurch aus, dass mit seiner Hilfe die Modalstruktur von Perspektiven – also der jeweilige ontologische Status einer Perspektive – als wahr oder falsch im Verhältnis zu den anderen Perspektiven im Text beschrieben werden kann.

Gemäß der PWT [*possible worlds theory*] generieren Figuren in fiktionalen Texten durch ihre verbalen Beschreibungen sowie durch alle Perzeptiven, kognitiven und emotionalen Vorgänge individuelle bzw. subjektabhängige Modelle von der fiktionalen Wirklichkeit, die gegenüber der tatsächlichen Textwelt den Status möglicher Welten besitzen.²¹⁴

Diese Theorie wird von Surkamp²¹⁵ zur Entwicklung ihres Modells von Multiperspektivität herangezogen, das sie allerdings erstaunlicherweise als semantisch verstanden wissen will. Die Perspektiveninteraktion wird von ihr als „Semantik der Perspektivenrelationierung in Erzähltexten“²¹⁶ beschrieben.

²¹² Surkamp, Carola (2003), S. 51. „Im Anschluß an das von Leibniz 1710 im Rahmen seiner Metaphysik geprägte Konzept der ‚möglichen Welten‘ wird die Wirklichkeit als modales System angesehen, das aus einer Vielzahl von unterschiedlichen Welten besteht: aus einer tatsächlichen Welt (*actual world*), d.h. der Welt, in der wir leben, und nicht-aktualisierten, d.h. virtuellen Welten (*possible worlds*), welche die tatsächliche Welt als mögliche Alternativen ‚umkreisen‘.“ Ebd., S. 54.

²¹³ Vgl. dazu z.B. Doležel, Lubomír: *Heterocosmica. Fiction and Possible Worlds*. Baltimore 2010 (Parallax) und Ryan, Marie-Laure (1992).

²¹⁴ Surkamp, Carola (2003), S. 56.

²¹⁵ Carola Surkamps Werk „Die Perspektivenstruktur narrativer Texte. Zu ihrer Theorie und Geschichte im englischen Roman zwischen Viktorianismus und Moderne.“ hat, wie der Titel schon zeigt, ein zweifaches Anliegen. Es geht ihr einerseits darum, im Rahmen einer kulturwissenschaftlich orientierten Erzählforschung (ebd., S. 6) „anhand exemplarischer Textanalysen ein[en] literaturgeschichtlichen Überblick über den Wandel der Ausprägungen und Funktionen der Perspektivenrelationierung im englischen Roman“ (ebd., S. 21) zu erstellen. Zweiter Schwerpunkt und Grundlage für dieses ambitionierte Vorhaben ist andererseits ein von ihr entwickeltes Modell, das nicht nur streng literaturwissenschaftliche Erkenntnisse berücksichtigt, sondern auch solche, die interdisziplinär entstanden sind. Konkret heißt das, Surkamp entwirft „unter Rückgriff auf Einsichten der *possible worlds theory*, der kognitiven Narratologie und der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung ein Modell zur Beschreibung der semantischen, pragmatischen und funktionalen Dimension der Perspektivenrelationierung in Erzähltexten.“ (ebd., S. i)

²¹⁶ Ebd., S. 2. Sie macht dies explizit: „Weniger der Modus der fiktionalen Wirklichkeitsdarstellung, d.h. Aspekte des ‚Wie‘ der erzählerischen Vermittlung des Geschehens durch mehrere Erzähl- und/oder Fokalisierungsinstanzen, als vielmehr die Relationen zwischen den Perspektiven und die durch unterschiedliche Perspektiventräger

In ihrem Modell stellt jede von Figuren, Erzählern oder fiktiven Lesern vertretene Wirklichkeitssicht eine eigene Welt dar. Eine gemeinsame Struktur ergibt sich aus der Referenz auf gemeinsame Inhalte (dies stellt eine Erweiterung gegenüber der von Nünning & Nünning vorgelegten Definition dar, die nur Referenzen auf dasselbe Geschehen gelten lassen):

Innerhalb der Theorie der Perspektivenstruktur narrativer Texte sollen daher unter möglichen Welten die auf der Basis subjektiver Figuren-, Erzähler- und fiktiver Leserperspektiven entworfenen Ansichten in Bezug auf dasselbe Ereignis, dieselbe Figur, denselben Sachverhalt usw. der tatsächlichen Textwelt verstanden werden.²¹⁷

Die von Perspektiven entworfenen möglichen Welten lassen sich nach ihrer Nähe zu einem „tatsächliche Textwelt“ genannten ontologischen Zentrum²¹⁸ hierarchisieren. Im Unterschied zu der oben angesprochenen Ansicht von Wolf²¹⁹ vertritt Surkamp die Ansicht, dass nicht nur Differenzen, sondern auch Übereinstimmungen von Weltsichten interpretatorisch signifikant sein können. Surkamps Ergebnisse zeigen, dass eine „Homogenisierung der Einzelwelten“²²⁰ zur Darstellung von „kollektiven Wirklichkeitsmodell[en]“²²¹ dienen kann. Dies spricht dafür, dass bestimmte Texte, in denen unterschiedliche Perspektivträger in hohem Grade übereinstimmende Schilderungen von Geschehen oder Sachverhalten der erzählten Welt anbieten, ebenfalls als multiperspektivisch einzustufen sind, da diese Art der Textgestaltung sowohl auffällig als auch bedeutungstragend ist.

Der Fokus der *possible worlds theory* auf die Modalstruktur der als Welten konzipierten Perspektiven zeigt Ansätze eines Bewusstseins für pragmatische Bedeutungsbildungsprozesse, die über die bloße Addition textueller Informationen

vermittelten Versionen des Geschehens, d.h. Aspekte des ‚Was‘ multiperspektivischen Erzählens [sollen] ins Zentrum der Untersuchung gestellt werden.“ (Ebd., S. 2f).

²¹⁷ Ebd., S. 60.

²¹⁸ Es muss aber nicht in jedem Text gegeben sein, dass eine tatsächliche Textwelt mit aller Sicherheit auszumachen ist. Es ist möglich, dass „die in multiperspektivischen Texten generierte facettenartige Aufbrechung des Geschehens in unterschiedliche Versionen auf semantischer Ebene in einem gleichwertigen Nebeneinander der Wirklichkeitsansichten und damit in einer Pluralität der Weltauslegung resultiert oder [dass] einer dieser Versionen der Status der ‚tatsächlichen Textwelt‘ zugesprochen werden kann.“ Ebd., S. 61.

²¹⁹ Vgl. dazu S. 56 dieser Arbeit.

²²⁰ Ebd., S. 127. Damit ist gemeint, dass wenn die Weltsichten mehrerer Perspektivträger übereinstimmen, daraus (für die Rezipienten) eine geteilte tatsächliche Welt entsteht. Die Perspektivträger sind dann durch „eine gemeinsame, intersubjektive Vorstellung von der fiktionalen Wirklichkeit im Sinne einer ‚shared actual world‘“ (Ebd., S. 63) verbunden.

²²¹ Ebd., S. 127. „Die Etablierung einer Modalstruktur in multiperspektivischen Texten impliziert jedoch nicht ausschließlich eine Hierarchisierung der dargestellten Welten auf semantischer Ebene, sondern kann auch zu einer Homogenisierung der Einzelwelten führen – ein Aspekt, der bisher in diesem Zusammenhang innerhalb der PWT [*possible worlds theory*] noch nicht bedacht wurde. Teilen die Figuren in einem narrativen Text gemeinsame Wissensbestände und Wertüberzeugungen und können sie auf eine große Zahl gemeinschaftlicher Erfahrungen und Sinnmuster zurückgreifen, so dominiert insgesamt ein kollektives Wirklichkeitsmodell gegenüber den individuellen Einzelwelten.“ Ebd.

hinausgehen. Ihre Abbildung als Modalstruktur weist allerdings noch einige Unbestimmtheitsstellen auf, die in Surkamps Adaption bestehen bleiben:

Auffällig ist, dass mit Hilfe der Mögliche-Welten-Theorie die semantisch-ontologische Struktur von Perspektivenwelten zwar beschrieben, aber nicht erklärt werden kann, wie sie zustande kommt bzw. wie sie Bedeutung produziert. Nicht deutlich wird z.B., inwiefern alle im Text vorhandenen Perspektiven gleichermaßen zur Perspektivenstruktur beitragen oder ob diese von bestimmten Konstellationen dominiert wird. Auch ob im Falle von vielen inhaltlich übereinstimmenden Welten in Kombination mit einer abweichenden Welt deren Inhalte durch die Konstellation privilegiert, ausgegrenzt oder hinterfragt werden, ist durch die Mögliche-Welten-Theorie selbst nicht zu klären, sondern muss über zusätzliche hermeneutische Schritte ermittelt werden. Insgesamt verschiebt sich, wie Wolff richtig bemerkt, „der Schwerpunkt der Deutung der narrativen Struktur von der erzählerischen Vermittlung hin zu den verschiedenen Ansichten der Figuren.“²²² Surkamps eigentliches Verdienst ist es daher, eindrücklich demonstriert zu haben, dass Kontrast- oder Korrespondenzbeziehungen nicht eindeutig semantisiert sind.

Eine weitere Vertreterin aktueller Multiperspektivitätsforschung, die mit dieser Theorie arbeitet, ist Felicitas Menhard.²²³ Auch Menhard ist bewusst, dass „die Präsentation multipler und unter Umständen voneinander divergierender Wirklichkeitsentwürfe ein inhärentes Merkmal fiktionaler Texte ist,“²²⁴ Multiperspektivität jedoch nur dann vorliegt, wenn „die Repräsentation dieser Spiegelungen oder Zerrbilder *thematisch* für den jeweiligen Text wird, sich also als zentraler Bedeutungsfaktor innerhalb seines narrativen und semantischen Wirkungspotentials manifestiert.“²²⁵

Ihre Definition von Multiperspektivität besagt, so wie dies schon von Bode gefordert wurde, dass sich „verschiedene Erzählperspektiven [...] auf eine gemeinsame Welt beziehen“²²⁶, die somit einen „kollektiven Bezugspunkt [darstellen], um den alle perspektivisch gebrochenen Darstellungen kreisen.“²²⁷

²²² Wolff, Martina (2005), S. 154.

²²³ Felicitas Menhard geht in ihrer Monografie „Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800“ von der sicherlich auch für deutschsprachige Texte geltenden Beobachtung aus, dass „in multiperspektivischen Romanen strukturell immer schon [die] Frage nach der Verbindlichkeit einzelner Perspektiventräger“ (Menhard, Felicitas (2009), S. 2.) thematisiert wird. Sie interessiert sich speziell für die Frage, ob die Unzuverlässigkeit von Perspektiven tatsächlich durch das Erzählverfahren Multiperspektivität bedingt sind, wie häufig vorschnell angenommen (ebd., S. 4f), d.h. „ob sich die Unzuverlässigkeit einer Einzelperspektive nur aus dem Moment der Kontrastierung mit anderen Perspektiven ergibt oder ob einzelne Perspektiven auch schon in sich unzuverlässig sind“ (ebd., S. 4). Sie untersucht Texte daher „sowohl hinsichtlich [ihrer] Gesamtperspektivenstruktur als auch hinsichtlich der Relationierung zuverlässiger und unzuverlässiger Perspektiven innerhalb dieser Struktur.“ Ebd.

²²⁴ Ebd., S. 21.

²²⁵ Ebd., S. 24f.

²²⁶ Bode, Christoph (2005), S. 251.

²²⁷ Menhard, Felicitas (2009), S. 23.

Ein überzeugender Vorteil dieser Erweiterung ist, dass während „bisher vorherrschend die divergierende Darstellung eines Ereignisses interessierte, [...] nun auch der Aspekt der Selektion des zur Verfügung stehenden Materials durch unterschiedliche Perspektiventräger ins Blickfeld“²²⁸ tritt, der wiederum zur Evaluation der Glaubwürdigkeit von Einzelperspektiven funktionalisiert werden kann²²⁹.

Diese Betrachtung unzuverlässigen Erzählens im multiperspektivischen Roman stellt den Schwerpunkt ihrer Arbeit dar. Menhard geht davon aus, dass eine tatsächliche Textwelt erkennbar ist, die als Orientierungszentrum für die Bewertung der Glaubwürdigkeit der übrigen Perspektiven dient: „Die Differenzierung der im Text entworfenen Weltbilder in ‚tatsächliche‘ und ‚mögliche‘ Welten ermöglicht auf höchst effektive Weise die Bewertung fiktionaler Aussagen hinsichtlich ihres Wahrheitsgehaltes, und zwar in Referenz zum jeweiligen Wirklichkeitsbegriff des einzelnen Textes.“²³⁰

Damit ist allerdings noch nicht die Frage beantwortet, wie Texte Perspektiven überhaupt in Zusammenhang bringen, so dass sich aus deren Zusammenspiel Bedeutung ergibt (d.h. für Menhards Fragestellung Aussagen über die Kreditibilität oder die Unglaubwürdigkeit von Perspektiven), bzw. welche Perspektiven in Zusammenhang gebracht werden. Außerdem, so kritisiert Müller, wird dem Begriff der tatsächlichen Textwelt „eigentlich nur eine axiomatische Funktion zugewiesen [...]. In ihren Fallstudien macht sie von dem Konzept aber keinen heuristischen Gebrauch.“²³¹ Aus pragmatischer Sicht weist Menhards Ansatz demnach Lücken auf.

Auch wenn Menhard nicht explizit von Pragmatik spricht, geht für sie die Analyse multiperspektivischer Texte über die Betrachtung der Einzelperspektiven im Text hinaus. Ihr ist bewusst, dass die Begegnung mit multiperspektivischen Texten sowohl eine „Strukturierung der Einzelperspektiven [als auch eine] Erfassung deren Dynamik“²³², d.h. der sich daraus ergebenden Perspektivenstruktur erfordert.

Menhard unterstreicht außerdem die Rolle der Rezipienten bei der Konstruktion der Perspektivenstruktur, die besonders „in multiperspektivischen und zugleich

²²⁸ Ebd., S. 23. „Welche Ausschnitte der Romanwelt geben die einzelnen Perspektiventräger aus ihren unterschiedlichen Blickwinkeln wieder? Welche ignorieren sie dagegen, welche heben sie besonders hervor oder stellen sie gar in Frage?“ Ebd.

²²⁹ „Diese Selektionsentscheidungen geben dem Leser nicht nur Aufschluss über die individuelle Haltung der jeweiligen Vermittlungsinstanz zur Romanwelt und deren Figuren, sondern auch über den Grad ihrer narrativen *reliability*; je weiter sich eine einzelne Version vom Gesamtbild der fiktionalen Wirklichkeit entfernt, je selektiver und restriktiver sie den Textraum also darstellt, desto eher muss die Zuverlässigkeit ihrer Vermittlungsinstanz in Frage gestellt werden.“ Ebd.

²³⁰ Ebd., S. 122.

²³¹ Müller, Wolfgang G.: Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800. Rezension. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, 52. Jg., S. 483–487, S. 485. Die Funktion besteht darin, „als Garant einer unhintergehbaren textuellen Wirklichkeit zu dienen und damit subjektive Perspektivität und Unzuverlässigkeit erkennbar zu machen. Ebd., S. 485.

²³² Menhard, Felicitas (2009), S. 122.

unzuverlässig erzählten Romanen [...] eine entscheidende Intensivierung“²³³ erfährt: „Nur durch die Beteiligung des Rezipienten an der Erfassung und Strukturierung aller in einem Roman enthaltenen Perspektiven realisiert sich nämlich deren Zusammenspiel als mehr oder weniger ausgeprägtes polyphonisches Textgebilde.“²³⁴ Insgesamt scheinen die Rezipienten für Menhard jedoch einen Unsicherheitsfaktor darzustellen. Sie warnt davor, dass „die Individualität der leserseitigen Synthetisierungsleistungen in multiperspektivischen Texten nicht unterschätzt werden“²³⁵ dürfe.

Auch die Rolle des Kontexts wird von ihr berücksichtigt. Die Konstruktion der Perspektivenstruktur wird Menhard zufolge einerseits von gattungsspezifischen, para- und peritextuell erzeugten Rezeptionserwartungen²³⁶ und andererseits von aus der Lebenswelt abgeleiteten Erwartungen nach Kohärenz gesteuert:

Das Streben nach Kohärenz und Eindeutigkeit in der Abgleichung aller Einzelperspektiven, die ein in sich stimmiges oder aber zersplittertes Bild der fiktionalen Wirklichkeit abgeben können, prägt nicht nur unseren Umgang mit Texten, sondern auch die Wahrnehmung der uns umgebenden Realität.²³⁷

Welche Kontexte jeweils aktiviert werden und in welchem Maße kontextuelle Informationen zur Textinterpretation herangezogen werden, beantwortet sie allerdings nicht.

2.2.4 Kognitionswissenschaftliche Ansätze

Einen letzten zentralen Theoriehintergrund für die Multiperspektivitätsforschung stellen kognitionswissenschaftlich inspirierte Ansätze dar, wie sie von Nünning & Nünning, Surkamp und Hartner vertreten werden. Diese stellen die Rezeptionsleistung der Leserinnen noch stärker als die anderen in den Mittelpunkt.

Nünning & Nünning versuchen beispielsweise eine „kognitiv-narratologische[] Neukonzeptualisierung der Perspektivenstruktur“²³⁸, um die bei der Rezeption multiperspektivischer Texte ablaufenden Prozesse besser nachvollziehen zu können. Sie gehen von der Annahme aus, dass die Perspektivenstruktur eines multiperspektivischen Texts keine Eigenschaft des Texts, sondern eine von den Leserinnen bei der Rezeption des Texts konstruierte Abbildung der darin enthaltenen

²³³ Ebd., S. 104.

²³⁴ Ebd., S. 13.

²³⁵ Ebd., S. 33.

²³⁶ Ebd., S. 107. Zur Unterscheidung zwischen Para- und Peritext vgl. Anm. 978 dieser Arbeit.

²³⁷ Ebd., S. 108. Menhard präzisiert, „Eindeutigkeit und Kongruenz [lösen] in der Regel Befriedigung, Mehrdeutigkeit und Ambivalenz hingegen Unbehagen oder gar Frustration im Rezipienten aus.“ Ebd., S. 108. Zum Zusammenhang zwischen Kohärenzexpectationen und Unzuverlässigkeit siehe auch Ebd., S. 110f.

²³⁸ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 70.

Informationen darstellt: „Die Perspektivenstruktur eines narrativen Textes [ist] kein feststehendes Textmerkmal oder Merkmalbündel, sondern ein Phänomen, das erst im Rezeptionsprozeß aktualisiert wird.“²³⁹ Die Annahme, dass es sich bei Multiperspektivität um ein rezipientenseitiges Phänomen handelt, wird auch von anderen²⁴⁰ vertreten.

Surkamp bemerkt in diesem Zusammenhang sehr richtig, dass es „keine eindeutige Korrespondenz zwischen narrativen Formen und deren Funktionen im Sinne eines form-to-function mapping gibt.“²⁴¹ Wiewohl dieser Feststellung zwar prinzipiell zuzustimmen ist, bleibt doch angesichts der Beobachtung, dass verschiedene Rezipienten zu ähnlichen Interpretationen desselben Textes kommen, die Frage bestehen, wie die Steuerung des individuellen Rezeptionsprozesses mittels textueller Signale in Kombination mit außertextuellen Wissensbeständen im Einzelnen vor sich geht.

Auch Hartner betrachtet Multiperspektivität als Rezeptionsphänomen, das durch Strategien der Aufmerksamkeitslenkung ausgelöst wird, lenkt den Fokus aber noch auf einen weiteren wichtigen Aspekt:

(Multi)Perspektivität ist, mit anderen Worten, eine Lese­phänomen, das sich aus der (Re)Konstruktion von Perspektiven ergibt, das allerdings nur in solchen Fällen auftritt, in denen entweder eine einzelne Perspektive oder das perspektivische Zusammenspiel in einem Text in das besondere Aufmerksamkeitsfeld des Rezipienten tritt. (Multi)Perspektivität ist damit keine Textstruktur, sondern ein vom Leser realisiertes Produkt textueller Strategien der Aufmerksamkeitslenkung.²⁴²

Mit anderen Worten liegt Multiperspektivität seiner Meinung nach dann vor, wenn die Leserinnen darauf aufmerksam werden. Die für Hartners Definition von Multiperspektivität so zentrale Kategorie der Aufmerksamkeitslenkung ist ihm zufolge jedoch unbestimmbar. Sie kann auf „unterschiedlichsten Ebenen der Textverarbeitung“²⁴³ angesiedelt sein, lässt sich „nicht in präzise festgelegte Kategorien bannen [,] da sich Texte üblicherweise einer Kombination unterschiedlicher Strategien bedienen“²⁴⁴ und ist „nicht zuletzt vom (individuellen) Leser, d.h. von Aspekten wie etwa Wissensstrukturen, Lektüreerwartungen, Lesekompetenz oder emotionaler Anteilnahme“²⁴⁵ abhängig. Diese von Hartner neu in die Multiperspektivitätsforschung eingebrachte Kategorie wird von ihm also eher wie eine ex-post-Kategorie verwendet, die Interpretationsergebnisse abschließend zusammenfasst, ohne dass jedoch die Voraussetzungen des Interpretationswegs hinreichend offengelegt wären.

²³⁹ Ebd.

²⁴⁰ Vgl. dazu S. 30 und 40 dieser Arbeit.

²⁴¹ Surkamp, Carola (2003), S. 128.

²⁴² Hartner, Marcus (2012), S. 279.

²⁴³ Ebd.

²⁴⁴ Ebd.

²⁴⁵ Ebd.

Eine Folge der mit kognitionswissenschaftlichen Ansätzen verbundenen stärkeren Aufmerksamkeit für die Rolle der Rezipienten ist ein verändertes Verständnis vom Text selbst. Dessen Inhalte werden nicht als statisch fixiert, sondern als dynamische Konstrukte begriffen.²⁴⁶ Nünning & Nünning beobachten in multiperspektivischen Texten, dass das Verhältnis der Perspektiven zueinander erst von den Leserinnen im Rezeptionsprozess realisiert und im Verlauf der Lektüre dynamisch angepasst wird:

Die Kontrast- und Korrespondenzrelationen, die die Perspektivenstruktur konstituieren, bilden eine virtuelle Struktur, die im Rezeptionsprozeß realisiert wird, indem der Leser Beziehungen zwischen den Einzelperspektiven eines Textes herstellt. Zweitens handelt es sich bei der Perspektivenstruktur eines narrativen Textes nicht um ein statisches oder feststehendes System, sondern um ein dynamisches und variables Konstrukt, das sowohl im Verlauf eines Textes als auch während der Rezeption in der Regel Veränderungen unterliegt.²⁴⁷

Die dynamische Natur des Rezeptionsprozesses hat zur Folge, dass „sich sowohl die Konkretisierung von ‚Personenvorstellungen‘ [...] als auch die Koordination der Einzelperspektiven fortlaufend im Lesevorgang verändern, [so dass] dem *primacy effect* und dem *recency effect* besondere Bedeutung zukommt.“²⁴⁸ Dieser Zusammenhang wird auch von Surkamp beschrieben.²⁴⁹

Konkret bedeutet dies, so wird das auch von Surkamp gewertet, dass die Perspektivenstruktur eines Textes nicht ein statisches System, sondern ein dynamisches Konstrukt darstellt.²⁵⁰ Dieser Hinweis kann jedoch weder erklären, wie die große Menge an involvierten kontextuellen Informationen bewältigt werden kann, noch überzeugt der Hinweis auf die Reihenfolge der in einem Text angebotenen Perspektiven als hinreichende Erklärung dafür, wie eine Perspektivenstruktur entsteht. Müssen restlos alle in einem Text vorhandenen Perspektiven ins Verhältnis gesetzt werden, oder findet eine (von Kriterien geleitete) Auswahl statt?

Die Beschreibung der Multiperspektivität als Rezeptionsphänomen hat zur Folge, dass bei der Analyse nicht nur der Text selbst (z.B. die Reihenfolge der Informationen), sondern auch die Besonderheiten der kognitiven Kapazitäten von Lesern betrachtet werden müssen. Nünning & Nünning versuchen dies mit Hilfe der kognitiven Entwicklungspsychologie. Sie beziehen sich auf die von Edelstein, Keller und Wahlen beschriebenen Erkenntnisse zur Perspektivenübernahme, bei der drei Formen des Umgangs mit Perspektiven unterschieden werden können:

(a) Perspektivendifferenzierung, d.i. das Wissen um die Differenz zweier Perspektiven; (b) Perspektivenübernahme, d.i. die inhaltliche Ausgestaltung der fremden Perspektive und (c) Perspektivenkoordinierung, d.i. die auf einer Meta-Ebene vollzogene Integration inhaltlich unterschiedlicher Perspektiven.²⁵¹

²⁴⁶ Hartner formuliert beispielsweise, der Interaktionsprozess sei nicht linear, sondern als „dynamisch interagierendes Netzwerk“ zu denken. Ebd., S. 132.

²⁴⁷ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 70.

²⁴⁸ Ebd., S. 72. Vgl. dazu auch Anm. 131 dieser Arbeit.

²⁴⁹ Surkamp, Carola (2003), S. 82f.

²⁵⁰ Ebd., S. 83.

²⁵¹ Edelstein, Wolfgang/Keller, Monika/Wahlen, Karl: Entwicklung sozial-kognitiver Prozesse: eine theoretische und empirische Konstruktion. In: Dieter Geulen (Hg.),

Nünning & Nünning leiten daraus ab, dass alle Leser beim Prozess der mentalen Abbildung der Perspektivenstruktur zunächst Perspektiven identifizieren, dann differenzieren (a) und koordinieren (c): „Die Konstitution der Perspektivenstruktur eines narrativen Textes lässt sich somit beschreiben als die Identifizierung, Differenzierung und Koordinierung der in einem Werk entworfenen Figuren- und Erzählerperspektiven während des Rezeptionsprozesses.“²⁵² Es fällt auf, dass die von ihnen aus dem zitierten Modell abgeleitete Beschreibung der Konstitution einer Perspektivenstruktur nur zwei der drei ursprünglichen Kategorien übernimmt (die Perspektivübernahme (b) entfällt), dafür aber eine weitere ergänzt, die dort nicht angesprochen ist (die Identifikation von Perspektiven). Dass dieser freie Umgang mit dem Ursprungsmodell notwendig ist, zeigt, dass mit diesem Modell aus der Entwicklungspsychologie noch kein optimales Beschreibungsmodell vorliegt, das einfach übernommen werden könnte.

Außerdem problematisch an der Verwendung dieses entwicklungspsychologischen Modells ist, dass es als Ursprung der darin beschriebenen kognitiven Entwicklung die völlige Identität von Eigen- und Fremdperspektive vermutet (Egozentrismus)²⁵³. Auch dieser Punkt scheint schwer auf die Literaturrezeption übertragbar, da die Leserinnen multiperspektivischer Texte üblicherweise das früheste Kindesalter überschritten haben²⁵⁴ und diese Phase beim Lesen wohl auch nicht noch einmal simulieren. Die Anwendung der von Nünning & Nünning ausgewählten Elemente der kognitiven Entwicklungspsychologie auf die Multiperspektivität scheint folglich eher problematisch als sinnvoll.

Vielversprechender als die von Nünning & Nünning vorgenommene Adaption von Erkenntnissen der kognitiven Entwicklungspsychologie ist die von ihnen vorgeschlagene Einbindung der kognitiven Narratologie. Diese geht davon aus, dass „die Koordination der Einzelperspektiven keineswegs willkürlich erfolgt, sondern sich an Modellen oder Szenarien orientiert, die aus der Lebenswelt vorgegeben sind und die (in den meisten Fällen wohl unbewusst) auf einen Text projiziert werden.“²⁵⁵ Das heißt konkret, dass die Textrezeption nicht unabhängig vom Kontext, sondern von diesem gesteuert stattfindet:

Perspektivenübernahme und soziales Handeln. Texte zur sozial-kognitiven Entwicklung. Frankfurt am Main 1982 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 348), S. 181–204, S. 184.

²⁵² Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 71.

²⁵³ Edelstein, Wolfgang/Keller, Monika/Wahlen, Karl (1982), S. 185.

²⁵⁴ Natürlich ist es denkbar, dass Kinder im frühesten Kindesalter, deren *theory of mind* („Die Fähigkeit, sich in die Gedanken anderer hineinversetzen zu können, d. h., die Gedanken und Überzeugungen anderer logisch erschließen zu können.“ Stangl, W.: *Theory of Mind*. Online unter: <http://lexikon.stangl.eu/511/theory-of-mind/>, zuletzt geprüft am 13.03.2018.) noch nicht voll ausgebildet ist oder Menschen deren kognitiven Entwicklung sich in einem ähnlichen Zustand befindet, mit multiperspektivischen Texten konfrontiert werden. Es dürfte sich jedoch um den geringeren Teil der Fälle handeln.

²⁵⁵ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 72.

Im Zuge der Projektion solcher lebensweltlichen Schemata bzw. kognitiven Bezugsrahmen auf textuelle Phänomene wird allgemeines Weltwissen mit den vom Text vorgegebenen ‚Daten‘ in Zusammenhang gebracht, um die Perspektiven nach bestimmten Lebenserfahrungen und Maßstäben zu relationieren, koordinieren und hierarchisieren.²⁵⁶

Surkamp verwendet ebenfalls die kognitive Narratologie, um diese pragmatische Dimension der Perspektivenstruktur zu betrachten und geht wie Nünning & Nünning davon aus, dass „lebensweltliche[] Parameter“²⁵⁷ die Relationierung von Perspektiven beeinflussen. Sie weist in diesem Zusammenhang jedoch besonders darauf hin, dass die Textbedeutung deswegen zwar „historisch, kulturell und individuell variieren“²⁵⁸ kann, dennoch aber keineswegs kontingent ist: „Die relativistische Konsequenz eines Werte- und Normenpluralismus auf Rezipientenseite, der zu einer Beliebigkeit in der Relationierung der Perspektiven eines Textes führen und damit intersubjektiv nachvollziehbaren Textanalysen entgegenlaufen würde, ist [...] vermeidbar.“²⁵⁹ Dies ist deswegen der Fall, weil bei multiperspektivischen Texten „die Einzelperspektiven und deren Relationierung durch Zeichen vermittelt und in eine gewisse Kommunikationssituation eingebettet sind“.²⁶⁰

Diese Kommunikationssituation – also der Kontext der Zeichen – ist nach Ansicht der kognitiven Narratologie beobachtbar. Sie besteht sowohl aus Welt- als auch aus Literaturwissen. Nünning & Nünning nennen als Beispiele für kontextuelles Weltwissen alltägliche Erfahrungen wie beispielsweise die, „daß es von ein und demselben Ereignis unterschiedliche Versionen gibt, die ein Individuum gegeneinander abwägen muß, um die Perspektiven in Einklang zu bringen.“²⁶¹ Außerdem vermuten sie einen Einfluss „spezifische[r] kognitive[r] Bezugsrahmen bzw. frames“.²⁶² Auch hier nennen sie Beispiele: „In multiperspektivischen Romanen sind es v.a. zwei Bezugsrahmen, die oft als kulturelle Modelle der Synthesebildung fungieren und bei Rezipienten konkrete frames aufrufen: das ‚Szenario eines Geschworenengerichts‘ [...] und der Versuch des Historikers, auf der Grundlage der unterschiedlichen Perspektiven der historisch Beteiligten ein vergangenes Geschehen zu rekonstruieren.“²⁶³

Surkamp spricht in diesem Zusammenhang von „außertextuelle[n] Bezugsrahmen“²⁶⁴, für die sie einige sehr abstrakte Beispiele nennt:

²⁵⁶ Ebd., S. 72.

²⁵⁷ Surkamp, Carola (2003), S. 72. „Schreibt die Leserin z.B. aufgrund ihres lebensweltlichen Vorverständnisses einem der textuellen Perspektiventräger eine moralische Autorität hinsichtlich der Darstellung und Bewertung des Geschehens zu, so nimmt dessen Perspektive gegenüber den anderen Perspektiven eine Sonderstellung ein, was insgesamt zu einer Hierarchisierung der Einzelperspektiven führt.“ Ebd.

²⁵⁸ Ebd.

²⁵⁹ Ebd., S. 73.

²⁶⁰ Ebd.

²⁶¹ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 72.

²⁶² Ebd.

²⁶³ Ebd., S. 72.

²⁶⁴ Surkamp, Carola (2003), S. 80.

(a) Auf der Suche nach der richtigen Version eines Ereignisses kann aus der Vielzahl an kontrastierenden Perspektiven eine Perspektive als verbindlich ausgewählt werden, der die anderen Perspektiven dann untergeordnet werden; (b) die einzelnen Perspektiven lassen sich zwei gegensätzlichen und gleichermaßen fehlorientierten Extrempositionen zuordnen, so daß sich die ‚goldene Mitte‘ als Lösungsweg des Konflikts ergibt; (c) die divergierenden Perspektiven können durch Kompromißbildung untereinander oder Synthetisierung durch einen Außenstehenden in einen gemeinsamen Fluchtpunkt integriert werden; (d) aufgrund von weitgehenden Korrespondenzen lassen sich einige Perspektiven im Sinne einer ‚Kollektivperspektive‘ bündeln, mit der z.B. eine isolierte Einzelperspektive als Außenseiterposition kontrastiert wird; (e) die Konkurrenz der Perspektiven ist weder reduzier- noch entscheidbar.²⁶⁵

Die genaue Herkunft dieser Liste wird von Surkamp nicht weiter erläutert, Aussagen über ihre Vollständigkeit werden nicht gemacht. Sie charakterisiert die besprochenen *frames* lediglich als „aus alltäglichen Situationen hervorgehende Zuordnungsmuster“.²⁶⁶ Für die von ihr ebenfalls als kontextueller Einflussfaktor auf die Relationierung der Perspektiven genannten „Techniken der Sympathie lenkung“²⁶⁷ gibt sie leider keine Beispiele an.

Neben dem Weltwissen ist auch Literaturwissen zentral für die Steuerung des Rezeptionsprozesses. Nünning & Nünning nennen in diesem Zusammenhang „spezifisch literarische Bezugsrahmen – allen voran Gattungskonventionen.“²⁶⁸ Surkamp ist ebenfalls der Meinung, dass gattungsspezifisches Wissen die „Einzelperspektiven im Rezeptionsprozeß prospektiv oder retrospektiv strukturiert“²⁶⁹ und begründet dies damit, dass „verschiedene Gattungen mit unterschiedlichen Perspektivenstrukturen einhergehen“.²⁷⁰

Ausgelöst wird die Steuerung durch den literarischen Kontext anhand von Signalen im Text: „Gattungssignale (z.B. in Form von Titeln, Untertiteln, bestimmten Figuren, Schauplätzen, Motiven usw.) [rufen] Gattungsmuster (wie typische Figurenkonstellationen oder gattungsspezifische Eigenschaften literarischer Figuren)“²⁷¹ auf und nehmen so Einfluss auf die Relationierung der Einzelperspektiven. Man denke beispielsweise an die mit der Gattung Detektivroman verbundenen Rollenmuster des Verbrechers oder des Detektivs und deren Einfluss auf die Glaubwürdigkeit der jeweils vertretenen Weltsichten.

Angesichts der im Welt- bzw. Literaturwissen potentiell unendlichen Menge an Informationen verwundert es, dass weder Nünning & Nünning noch Surkamp sich zu der Frage äußern, wie diese von den Rezipientinnen kognitiv zu bewältigen ist. Unklar bleibt z.B., wie Rezipienten auswählen, ob lebensweltliche oder literaturspezifische Wissensbestände aktiviert werden. Auch die Frage, wie viele Kontextinformationen überhaupt aktiviert werden, wäre noch zu beantworten. Dass zur Vernetzung einer

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Ebd.

²⁶⁷ Ebd.

²⁶⁸ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a), S. 72.

²⁶⁹ Surkamp, Carola (2003), S. 81.

²⁷⁰ Ebd.

²⁷¹ Ebd.

neuen textuellen Information jeweils alle bekannten textuellen und textexternen Informationen abgeglichen werden, ist unwahrscheinlich.

Ein etwas anderer kognitionswissenschaftlicher Ansatz zur Erfassung von Multiperspektivität ist von Marcus Hartner vorgelegt worden. Er macht mit Hilfe der kognitionswissenschaftlichen *blending theory*²⁷² Vorschläge, wie die Interaktion von Perspektiven zu denken ist.²⁷³ Diese von Fauconnier und Turner²⁷⁴ entwickelte Theorie stellt „ein allgemeines kognitives Modell der mentalen Integration von Bedeutung aus verschiedenen Informationsquellen dar.“²⁷⁵ Ihre Fähigkeit, zu modellieren, wie Bedeutung auf der Grundlage von Informationen aus verschiedenen Quellen generiert wird, scheint für eine Betrachtung von Multiperspektivität zunächst einmal vielversprechend.²⁷⁶

Auf Basis der *blending theory* beschreibt Hartner, dass Leserinnen mentale Modelle zur mentalen Repräsentation von Figuren- oder anderen Perspektiven entwickeln. Die Einzelperspektiven, „inklusive [...] der mit ihnen verbundenen Wissens- und Emotionsstrukturen“²⁷⁷, werden von Hartner als „*input spaces* eines *blending*-Netzwerkes begriffen.“²⁷⁸ Diese *input spaces* sind *mental spaces*, also kleine konzeptuelle Einheiten im kognitiven System der Rezipienten²⁷⁹, die „verschiedenste

²⁷² Diese hat „sich nicht nur innerhalb der kognitiven Linguistik, sondern auch innerhalb der Narratologie als ein in jüngerer Zeit häufig genutztes Tool etabliert.“ (Bartsch, Christoph: Von sprachlichen Formen zu mentalen Räumen. Barbara Dancygier stelle ein kognitiv-linguistisches Beschreibungstool für die Analyse der Bedeutungsgenerierung in Erzähltexten vor. Rezension zu: Barbara Dancygier: *The Language of Stories. A Cognitive Approach*. Cambridge 2012. In: DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung, 3. Jg., H. 2, S. 154–163, S. 155.) Zum *cognitive turn* in Narratologie und Literaturwissenschaft allgemein vgl. Jannidis, Fotis (2004), S. 177, Anm. 60; bzw. Hartner, Marcus (2012), S. 70.

²⁷³ Da Perspektivenrekonstruktion sowohl für das Verständnis der realen Welt als auch für das textueller Welten unabdingbar ist, schlägt Hartner vor, das Wissen über beide Bereiche zu verknüpfen: „Kognitionswissenschaftliche Theorien und Forschungsergebnisse werden zur Erhellung literarischer Rezeptionsvorgänge herangezogen und mit bestehendem narratologischen Wissen verbunden.“ Ebd., S. 6.

²⁷⁴ Fauconnier, Gilles/Turner, Mark: *The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities*. New York 2010.

²⁷⁵ Hartner, Marcus (2012), S. 7.

²⁷⁶ Positiv zu vermerken ist, dass Hartner die Übernahme einer fachfremden Theorie ausführlich methodisch und „metatheoretisch“ (Vogt, Robert: *Perspektivische Interaktion im Roman. Kognition, Rezeption, Interpretation*. Rezension. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 63. Jg., H. 1, S. 168–171, S. 169.) reflektiert. Wiewohl er die These vertritt, dass „eine zeitgemäße Narratologie trotz methodologischer und wissenschaftstheoretischer Einwände nicht auf die Berücksichtigung kognitiver Aspekte verzichten kann“ (Hartner, Marcus (2012), S. 9.) ist er gleichzeitig der Meinung, dass „der Übertragung von Inhalten aus so unterschiedlichen Disziplinen jedoch Beschränkungen auferlegt werden“ (ebd., S. 9.) müssen. Er entwickelt daher „drei allgemeine Leitlinien für eine kognitive Literaturwissenschaft [...]: (1) das Kriterium der Kohärenz, (2) das Kriterium der Autonomie [des literaturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses] und (3) das Kriterium der Moderation (Sparsamkeit)“ (ebd., S. 52.).

²⁷⁷ Ebd., S. 174.

²⁷⁸ Ebd., S. 10f.

²⁷⁹ Ebd., S. 127.

Elemente, Inhalte und Bezugsrelationen aufweisen und auf der Basis mannigfaltiger Quellen gebildet werden können.“²⁸⁰

Diese Beschreibung mentaler Modelle ist freilich so offen formuliert²⁸¹, dass fraglich ist, inwiefern sie tatsächlich analytischen Mehrwert beinhaltet. Fotis Jannidis kritisiert in Bezug auf einen ähnlichen kognitionswissenschaftlichen Ansatz sehr treffend: „Aus dem analytischen Instrumentarium ergibt sich [...] noch kein Gewinn für die konkrete Textanalyse, da es eigentlich keine neuen Kategorien für die Analyse der Darstellungsseite enthält.“²⁸²

Sinn und Zweck der mentalen Modelle bei Hartner ist nicht die Abbildung und Speicherung von Informationen im Langzeitgedächtnis, sondern das Modellieren der schon von Nünning & Nünning sowie Surkamp in anderen Worten beschriebenen „Konstruktion von Bedeutung als [...] kontext- und situationsgebundene[r] Verstehensakt“.²⁸³ Sie sind demnach auch als „Produkt eines fortlaufenden Rezeptionsprozesses zu verstehen“²⁸⁴ und können „jederzeit als Basis zur Bildung weiterer *mental spaces* fungieren.“²⁸⁵ Auch hier ist Jannidis' Kritik zuzustimmen: „Das Bild der fortwährenden Ergänzung und Modifizierung des mentalen Modells durch die im Text gegebenen Informationen muß wohl noch um weitere textbezogene Kategorien ergänzt werden.“²⁸⁶ Um heuristisch anwendbar zu werden, besteht für Hartners Modell noch erheblicher Ergänzungsbedarf.

Zentral ist, dass die „Konstruktion von Bedeutung [...] auf der Herstellung von Bezügen zwischen den Inhalten verschiedener *mental spaces*“²⁸⁷ beruht, die zur Bildung von „conceptual integration networks“²⁸⁸ führt. Der „Vorgang [...] der konzeptuellen Verbindung und Vermischung“²⁸⁹ wird als „blending“²⁹⁰ bezeichnet. Er kann „logische,

²⁸⁰ Ebd., S. 131. Hartner betont den folgenden Vorteil der von ihm besprochenen Konzepte: Sie seien anschlussfähig an „anderere Konzepte der Textverstehensforschung und der Inferenzbildung, die zur Beschreibung der internen Struktur bzw. der textuellen oder inferenziellen Basis von *mental spaces* herangezogen werden [...]. So können beispielsweise Konzepte wie *theory of mind* oder *preference rules* zur Erhellung der semantischen Operationen bei der Bildung und Verarbeitung von *mental spaces* beitragen.“ Ebd., S. 131.

²⁸¹ Vgl. dazu die folgende Aussage: „Alle Textkomponenten, die auf mentalen Vorgängen basieren, sind [...] grundsätzlich als *mental spaces* konzeptualisierbar.“ Ebd., S. 174.

²⁸² Jannidis, Fotis (2004), S. 182.

²⁸³ Hartner, Marcus (2012), S. 128.

²⁸⁴ Ebd., S. 128.

²⁸⁵ Ebd.

²⁸⁶ Jannidis, Fotis (2004), S. 182.

²⁸⁷ Hartner, Marcus (2012), S. 128.

²⁸⁸ Ebd., S. 132.

²⁸⁹ Ebd., S. 132.

²⁹⁰ Ebd. Er wird von Hartner wie folgt beschrieben: Zwei „*input spaces* treten in eine Beziehung zueinander, die [...] als ein *cross-space-mapping* begriffen werden kann, bei dem es zur Etablierung selektiver uns spezifischer *counterpart connections* zwischen den *input spaces* kommt.“ (Ebd., S. 133.) Das heißt in weniger technischer Sprache ausgedrückt, dass für zwei mentale Abbildungen von Sachverhalten, (*mental* bzw. *input spaces*) also z.B. Perspektiven trotz ihrer Unterschiede (*cross-space*) Ähnlichkeiten festgestellt werden (*mapping*). Diese Ähnlichkeiten bzw. Bezugspunkte von verschiedenen Inputs werden in einem *mental space*, dem „*generic space*“ (Ebd., S. 134) abgelegt. „Der *generic space* stellt [...] eine Verbindung

ontologische und kategoriale Grenzen überschreiten“.²⁹¹ Die dabei entstehenden Netzwerke gehen häufig über eine reine Verknüpfung von Informationen hinaus; sie produzieren neu entstehende, in keinem der beiden als *input spaces* fungierenden *mental spaces* vor deren Interaktion vorhandene Bedeutung, die als „emergente“²⁹² Bedeutung bezeichnet wird:

Die Zusammenfügung verschiedener Bedeutungseinheiten [geht] oft über einen rein additiven Ausbau der Ausgangsbedeutungen hinaus [und führt] zum Entstehen neuartiger Bedeutungsaspekte [...]. Dies wird in Form eines zusätzlichen mental space konzeptualisiert, der zwar mit den einzelnen Bedeutungseinheiten (den input spaces) verbunden, aber nicht mit ihnen identisch ist.²⁹³

Dabei gibt es jedoch erstens keine Beschränkung, welcher Art (Bezug auf dasselbe Geschehen, dieselbe Welt, dieselbe Thematik) die in den Inferenzprozess eingehenden Informationen sein müssen, damit Multiperspektivität vorliegt. Außerdem lässt zweitens die Aussage, dass die Interaktion durch verschiedene Perspektivträger vermittelter Informationen sowohl logische als auch kategoriale und ontologische Grenzen überschreiten kann, wenig Möglichkeiten zur sinnvollen Eingrenzung des Phänomens Multiperspektivität.

Generell ist das bei der Lektüre von multiperspektivischen Texten ablaufende *blending* in Hartners Konzeption ein wenig eingegrenzter und sehr unsicherer Prozess. Es stellt ein Erklärungsmodell dar, führt aber nicht sichtbar zu stärkerer analytischer Genauigkeit. Hartner betont stark den kreativen und unvorhersagbaren Charakter dieser Prozesse und macht vergleichsweise wenig Angaben zu den sie steuernden Faktoren.²⁹⁴ Dies zeigt sich deutlich in seiner Diskussion der kognitiven Operationen,

zwischen den *input spaces* dar, indem er Informationen zur Verfügung stellt, die ausreichend abstrakt sind, um auf beide (oder alle) *input spaces* zuzutreffen.“ (Ebd.) Dabei bleibt unklar, woher diese Informationen genau stammen, wie sie ausgewählt werden und wie groß die Menge der bei einem *blending*-Prozess zu supplementierenden Informationen ist. Hartner hebt hervor, dass es sich beim *blending* einzelner *input spaces* nicht um einen „linear gerichteten Vorgang[], bei dem Bedeutung von einer Komponente auf die andere Übertragen wird“ (Ebd., S. 133) handelt, sondern dass beide Inputs „auch weiterhin als jeweils individuelle *mental spaces*“ (Ebd., S. 134) bestehen bleiben. „Durch das dabei entstehende Arrangement bedeutungstragender Elemente kommt es zur Herausbildung neuer Semantik, wobei der Tatsache Rechnung getragen wird, dass das Endprodukt von *conceptual integration*-Prozessen häufig Komponenten enthält, die in keinem der *input spaces* zu finden sind.“ (Ebd., S. 13). Diese neue Bedeutung entspricht weder den *input spaces* noch ihren Ähnlichkeiten, die im *generic space* abgelegt sind. Die emergente Bedeutung entspricht stattdessen dem „*blended space*“ (Ebd., S. 135).

²⁹¹ Ebd., S. 126.

²⁹² Ebd., S. 132.

²⁹³ Ebd.

²⁹⁴ Die von Vogt, Robert (2013) aufgeführten offenen Fragen gehen in eine ähnliche Richtung. Auch sie kreisen um den Einfluss (kon-)textueller Elemente bei der Steuerung der Rezeption: „So bleibt zu untersuchen, in welchem Maß das Wissen (bzw. das mentale Modell) des Lesers vom (impliziten) Autor eine Rolle dabei spielt, wie der Rezipient einzelne (Figuren-) Perspektiven miteinander in Beziehung setzt. [...] Auch erläutert Hartner nicht, ob es Unterschiede bei der Konstruktion von mentalen Modellen von Fokalisierungsinstanzen, Figuren, homodiegetischen Adressaten und fiktionalen Adressaten gibt. Da Perspektive sich immer an ein Geschehen bindet, mag man sich des Weiteren fragen, ob der erzählten Welt

die über die im Text gegebenen Informationen hinausgehen und emergente Bedeutung produzieren: *composition*, *completion* und *elaboration*.

Die „*composition*“²⁹⁵, also der Prozess der Zusammenstellung von Input-Informationen²⁹⁶, kann inferenzbasiert ablaufen: „Während selbstevidente Beziehungsrelationen zwischen den [im input space] vorhandenen Informationen mittels *cross-space mapping* erfasst werden, müssen andere semantische Bezüge erst durch die Bildung von Inferenzen hergestellt werden.“²⁹⁷ Wie diese Inferenzbildung genau abläuft, wird nicht klar, da der Verweis auf „selbstevidente Beziehungsrelationen“ wenig erhellend ist.

Die als „*completion*“²⁹⁸ bezeichnete Ergänzung durch Kontextwissen ist Hartner zufolge „auf allen Ebenen der Rezeption narrativer Texte anzutreffen und reich[t] von der anaphorischen Verbindung von Satzteilen bis zur Ergänzung und Erweiterung der semantischen Repräsentation der Textbasis um symbolische und ästhetische Bedeutungsebenen.“²⁹⁹ Aus den hier von Hartner genannten Beispielen wird leider die genaue Rolle des Kontexts nicht klar. Welche Kontexte werden aktiviert? Wie viele Kontextinformationen dürfen ergänzt werden? Zuzustimmen ist ihm jedoch bei der Beobachtung, dass „unterschiedliche Wissensstrukturen, auf die bei der Bildung emergenter Strukturen zurückgegriffen werden kann“³⁰⁰, erklären, warum unterschiedliche Leser zu unterschiedlichen Interpretationen, d.h. auf Multiperspektivität bezogen zu unterschiedlichen mentalen Modellen von Perspektiven kommen.

Die dritte Art der zur Bildung emergenter Bedeutung führenden kognitiven Operationen sind „Akte imaginativer Ausschmückung“³⁰¹, die als „*elaboration*“³⁰² bezeichnet werden. „Tatsächlich zwingen zahlreiche Texte den Leser durch Zurückhalten notwendiger Informationen zur imaginativen Ergänzung semantischer Strukturen. [...] Neben solch ‚notwendigen‘ semantischen Ergänzungen ermöglicht *elaboration* jedoch auch Formen der mentalen Simulationen gelesener Begebenheiten, die über die Textbasis hinausgehen.“³⁰³

Während bei der *composition* noch anzunehmen ist, dass die Bedingung, Ähnlichkeiten zwischen den Inputs zu finden, hinreichend stark ist, um die Auswahl der Informationen zu steuern, wird bei *completion* und *elaboration* nicht klar, durch welche Prinzipien diese grundsätzlich unendlichen Prozesse eingeschränkt werden.

(also des Situationsmodells) [sic!] als Kategorie in Hartners Theorie nicht eine explizitere Rolle zukommen sollte.“ Ebd., S. 171.

²⁹⁵ Hartner, Marcus (2012), S. 140.

²⁹⁶ Komposition bezeichnet die „Fusion der aus den input spaces projizierten Elemente.“ Ebd., S. 140.

²⁹⁷ Ebd., S. 183.

²⁹⁸ Ebd., S. 140.

²⁹⁹ Ebd., S. 185.

³⁰⁰ Ebd.

³⁰¹ Ebd., S. 186.

³⁰² Ebd., S. 141.

³⁰³ Ebd., S. 187.

Die damit verbundene Unsicherheit ist Hartner durchaus bewusst: „Die unterschiedlichen Möglichkeiten für *running the blend* sind, genau wie bei der Aktivierung von Hintergrundwissen, prinzipiell grenzenlos und lassen sich weder determinieren, noch vorausberechnen.“³⁰⁴

Er nennt allerdings zwei Faktoren³⁰⁵, welche die Unsicherheit eingrenzen: Einerseits implizieren „mentale Operationen wie *completion* und *composition* [...] indirekt eine Reihe weiterer kognitiver Prozesse. Andere Theoriekonzepte, wie z.B. *theory of mind* oder Überlegungen zur textuellen Inferenzbildung [...] lassen sich [...] konzeptuell koppeln.“³⁰⁶ Andererseits bemerkt Hartner, dass die emergente Bedeutung von *blends* „von den Komponenten der input spaces angeregt und teilweise gelenkt“³⁰⁷ wird. Beide Faktoren sind jedoch wenig konkret. Weder wird erklärt, wie die Steuerung durch Inputs vor sich geht, noch wird klar, unter welchen Kriterien komplementäre Theoriekonzepte ausgewählt werden können bzw. wie konkret deren Koppelung mit der *blending*-Theorie vorstellbar ist. Wiewohl Hartner also ein gewisses Bewusstsein für den inferentiellen Anteil von Textrezeption beweist, indem er auf Inferenzbildung referiert, bleibt er doch sehr vage.

Trotz aller Kritik zeichnet sich Hartners Modell dadurch aus, dass es durch seine Betrachtung der kognitiven Grundlagen von Perspektiveninteraktion den Blick auf inferentielle Prozesse lenkt, die von multiperspektivischen Texten ausgelöst werden. Das zeigt der sich aus seinen Begrifflichkeiten ergebende Fragenkatalog³⁰⁸ deutlich.

³⁰⁴ Ebd., S. 141.

³⁰⁵ Zu „Leitprinzipien, die verhindern (sollen), dass blending-Prozesse vollkommen willkürlich verlaufen“ vgl. ebd., S. 144, Anm. 99.

³⁰⁶ Ebd., S. 141. Ein weiterer solcher, mit blending theory nicht erfassbarer kognitiver Prozess wird von der „Anordnung von Perspektiven in der linear fortschreitenden Erzählung [ausgelöst.] Dieser hochrelevante *positionelle* Aspekt der Textrezeption kann von Fauconnier und Turners *semantisch* ausgerichteter Theorie nicht hinreichend erfasst werden; er stellt damit einen der Punkte dar, an dem [das *blending*-Modell] durch zusätzliche Analysewerkzeuge ergänzt werden kann und muss.“ Ebd., S. 177.

³⁰⁷ Ebd., S. 142.

³⁰⁸ „Was sind die Gemeinsamkeiten, durch welche Einzelperspektiven (inputs) miteinander verbunden werden (cross-space mapping), und welche ihrer Aspekte und Inhalte gehen überhaupt in das entstehende Bezugsverhältnis (blend) ein bzw. spielen dort eine Rolle (selective projection)? In welcher Form enthält diese Beziehung ferner Bedeutungselemente, die nicht aus den konstituierenden Perspektiven abgeleitet werden können (Emergenz)? Zu welchen weiterführenden Inferenzen regt die entstehende Struktur an (elaboration) und wie wirkt sich der heraufbeschworene Gesamteindruck im Sinne eines Rückkopplungseffekts auf die Vorstellung der input-Perspektiven aus (backward-projection)?“ Ebd., S. 288f.

2.3 Zusammenfassung der Desiderate aus pragmatischer Sicht

Viele Aspekte aus dem Gebiet der Pragmatik, d.h. inferentieller Kommunikation, sind bereits Bestandteil der Multiperspektivitätsforschung, auch wenn dies den Vertretern nicht immer bewusst ist. Zwar sprechen bis auf Pätzold³⁰⁹ alle Autoren auch explizit von Pragmatik, verbinden aber längst nicht alle mit Pragmatik beschreibbaren Aspekte ihrer Multiperspektivitätsmodelle mit den entsprechenden pragmatischen Konzepten und Begriffen.

Während einige theoretische Hintergrundannahmen der Multiperspektivitätsforschung sich als wenig geeignet erwiesen haben, den inferentiellen Charakter von Multiperspektivität abzubilden, ist dieser zuletzt besonders in der kognitionswissenschaftlich inspirierten Forschung in den Mittelpunkt gestellt worden. Dennoch sind Fragen offen geblieben, die hier zusammengefasst werden sollen. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Grundannahme der kognitiven Literaturwissenschaft, dass Texte mit Hilfe außertextueller Bezugsrahmen rezipiert werden.

Diese Bezugsrahmen bündeln jeweils eine erhebliche Menge an Informationen. Um zu erklären, wie diese Fülle kognitiv bewältigt werden kann, weist die aktuelle Multiperspektivitätsforschung darauf hin, dass dieses Wissen in Form von Schemata, die jeweils erinnert und aufgerufen werden müssen, vorliegt. Damit ist jedoch noch nicht erklärt, wie bei der Rezeption einer textuellen Aussage die Auswahl aus mehreren möglichen (textinternen oder textexternen, d.h. personenbezogenen, literarischen oder lebensweltlichen) Kontexten vor sich geht. Weiterhin ist unklar, auf welcher Basis entschieden wird, ob literarische oder lebensweltliche Kontexte aktiviert werden.

Kontexte dienen nicht nur als Einflussfaktor, sondern auch als Basis für Ergänzungsprozesse, die im Text offen gelassene Zusammenhänge oder Lücken schließen. Es ist allerdings noch nicht klar geworden, wie weit sich die von Hartner *composition*, *completion* und *elaboration* genannten Prozesse vom Text entfernen, d.h. wie viele kontextuelle Informationen ergänzt werden dürfen bzw. müssen.

Beide Fragen stellen sich nicht nur in Bezug auf multiperspektivische Texte, sondern auf inferentiell kommunizierende Texte allgemein. Die Antworten darauf werden sich dementsprechend aus der im nächsten Kapitel erfolgenden Darstellung relevanztheoretischer Literaturwissenschaft ergeben.

Auch für die innertextuellen Kontexte, also aus textuellen Informationen konstruierten Schemata, die Informationen zu Perspektivträgern bündeln, steht die Beantwortung einiger Fragen noch aus: Welche Auslöser bestimmen, welche Perspektive mit einer anderen Perspektive in Verbindung gebracht wird? Wie wird überhaupt entschieden, welche der vielen in einem Text vorhandenen perspektivisch gebrochenen

³⁰⁹ Pätzold, Torsten (2000).

Informationen zum Ziehen einer Inferenz hinzugezogen werden? Die Annahme, dass bei jeder neuen perspektivisch gebrochenen Information immer alle aus anderen Perspektiven über den Text bekannten Informationen aktiviert werden, ist wenig plausibel.

Die grundsätzliche Frage, wie Perspektiven, also mentale Abbildungen textinterner Kontexte, konstruiert werden, ist bis auf den Hinweis, dass es textuelle Auslöser dafür gibt, ebenfalls noch ungeklärt. Gerade in Bezug auf nicht-menschliche Perspektivträger ist es nicht trivial, dass Leser aus einer Menge textueller Informationen zunächst eine Entität konstruieren und dann diese mit Schemawissen über Personen in Zusammenhang setzen müssen. Diese spezifisch auf Multiperspektivität bezogenen Fragen werden im Rahmen des im nächsten Kapitel entwickelten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Modells der Multiperspektivität beantwortet.

In der Zusammenschau zeigt sich, dass die aktuelle Multiperspektivitätsforschung durchaus pragmatische Aspekte multiperspektivischer Kommunikation beobachtet und für ihre Erklärungsmodelle und Heuristiken verwendet, dass dabei gleichzeitig aber noch viele Unschärfebereiche in der Anwendung pragmatischer Erkenntnisse bestehen. Ein Effekt davon ist, dass die Anwesenheit inferentieller Kommunikation als Unsicherheitsfaktor gewertet wird. Da die Erfahrung allerdings zeigt, dass auch bei multiperspektivischen Texten verschiedene Leser zu verschiedenen historischen Zeitpunkten zu ähnlichen Interpretationen kommen, greift die Gleichsetzung von Multiperspektivität mit erhöhter Unsicherheit offensichtlich zu kurz.

Eng mit dem inferentiellen Charakter von Multiperspektivität verbunden tritt ein Phänomen in den Vordergrund, das in der bisherigen Diskussion von Multiperspektivität nur am Rande besprochen wurde: die interpretatorische Relevanz multiperspektivischer Erzählweisen. Schließlich werden textuelle Informationen immer mindestens durch die Erzählerperspektive gebrochen vermittelt und die Existenz weiterer Perspektiven stellt eher den Regelfall dar – die Multiperspektivität von Texten wird also nur in einigen Fällen interpretatorisch relevant.

Laut dem Living Handbook of Narratology bezeichnet Multiperspektivität einen „basic aspect of narration or [...] a mode of storytelling in which multiple and often discrepant viewpoints are employed for the presentation and evaluation of a story and its storyworld.“³¹⁰ Multiperspektivität kann demnach entweder als basale Eigenschaft oder als besonderer Modus des Erzählens aufgefasst werden. Diese Definition ist jedoch widersprüchlich. Eine basale Eigenschaft verdient es kaum, mit einem besonderen Begriff bezeichnet zu werden. Ein besonderer Modus des Erzählens muss dagegen, um signifikant zu werden, als Zeichen erkennbar sein, sich also vom Default-Modus unterscheiden.

Es wäre demnach zu klären, welche der beiden Aussagen auf die Multiperspektivität zutrifft. Marcus Hartner – darauf verweist z.B. der als Titel seiner Monografie

³¹⁰ Hartner, Marcus (2017).

verwendete Terminus „Perspektivische Interaktion im Roman“³¹¹ – begreift „das ‚Perspektivische‘ [...] als eine ‚Grundbedingung aller Literatur‘“.³¹² Tatsächlich ist jegliche Wiedergabe einer erzählten Welt durch mindestens eine, nämlich die Perspektive der Erzählinstanz, bestimmt. Jedoch sind „nicht nur die Welt selbst, sondern auch ihre narrative Darstellung sowie deren Rezeption grundsätzlich perspektivisch gebunden.“³¹³ Eine Folge davon ist, dass der „Rekonstruktion von fiktionalen Perspektiven beim Textverstehen“³¹⁴ eine „besondere Rolle“³¹⁵ zukommt.

Gleichzeitig ist, das wird die eigene Anschauung bestätigen, die Anwesenheit von verschiedenen Perspektiven kein Sonderfall, sondern ubiquitär. „Praktisch jeder Roman [besitzt] Erzähler- und Figurenperspektiven, die sich ergänzen, sodaß nur eine Minderheit von Werken eventuell als monoperspektivisch gelten könnte (z.B. innere Monologe).“³¹⁶ Nur in den seltensten Fällen wird ein Text ausschließlich aus einer Perspektive geschildert. Daher ist mit Werner Wolf weiterhin zu fragen, ob „jeder Text, in dem mehr als eine Erzählebene vorhanden ist, schon deshalb multiperspektivisch“³¹⁷ ist. In diesem Falle wäre Multiperspektivität kein besonderer „mode of storytelling“³¹⁸ mehr, sondern „fast jeder Text multiperspektivisch.“³¹⁹

Diese Frage wird – das hat der Blick in die aktuelle Forschung gezeigt – ganz verschieden beantwortet. Die darin genannten Bedingungen für Multiperspektivität reichen von engen narratologischen bzw. semantischen Bestimmungen (wie bei Pätzold und Nünning) über weitere Definitionen, die dementsprechend auch mehr Texte mit einbeziehen (Surkamp, Menhard) bis hin zu so schwer fassbaren Kriterien wie der Aufmerksamkeit des Lesers (Hartner). Problematisch ist, dass die besprochenen Definitionen entweder üblicherweise als multiperspektivisch begriffene Texte ausschließen oder zu viele einschließen. Ein Konsens in dieser Frage ist also noch nicht erreicht.

Für eine praktikable Definition sind daher nach wie vor theoretische Präzisierungen nötig. Wenn Multiperspektivität eine besondere Kategorie von Texten bezeichnen soll, dann muss geklärt werden, in welchen Fällen das Zusammenspiel von Perspektiven so signifikant wird, dass es einer besonderen Bezeichnung bedarf. Hartner formuliert das wie folgt: „For the notion to make sense pragmatically, its usage has to be restricted to cases where points of view interact in salient and significant ways.“³²⁰ Anders

³¹¹ Hartner, Marcus (2012).

³¹² Ebd., S. 5.

³¹³ Ebd., S. 3.

³¹⁴ Ebd., S. 4.

³¹⁵ Ebd.

³¹⁶ Fludernik, Monika (2003), S. 265.

³¹⁷ Wolf, Werner (2000), S. 84.

³¹⁸ Hartner, Marcus (2017).

³¹⁹ Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 18.

³²⁰ Hartner, Marcus (2017). Diese Forderung weist erstaunlich Ähnlichkeiten zu den von Furlong vorgeschlagenen Kriterien für „foregrounding“ auf. Furlong, Anne: *Relevance Theory and Literary Interpretation*. Doctoral Thesis. Online unter: <http://discovery.ucl.ac.uk/id/eprint/1349785>, zuletzt geprüft am 12.05.2017 Vgl. dazu S. 107f. dieser Arbeit.

formuliert heißt das, dass die Einzelperspektiven über den primären Wortsinn hinaus bedeutungstragend sein, d.h. so interagieren müssen, dass dadurch eine auffällige³²¹ sekundäre Bedeutungsebene erzeugt wird.

Nach dieser Auffassung sind inhaltliche Kriterien, also die normative Bestimmung der semantischen Füllung der Perspektiven, nicht ausreichend, um interpretatorische Relevanz zu begründen. Es kommt vielmehr darauf an, die sich aus der Interaktion der Perspektiven ergebende Struktur zu beobachten.³²² Als sinnvolles Instrumentarium zu diesem Zweck bietet sich die Pragmatik an, da sie „nicht die sprachlichen Formen und ihre Struktur (Syntax) und auch nicht das Verhältnis dieser Formen zu bestimmten Bedeutungen (Semantik), sondern ihren Gebrauch untersucht.“³²³ Pragmatik beschäftigt sich dementsprechend nicht mit Zeichen oder deren Kombinationsregeln, sondern mit Äußerungen, d.h. Sprachhandlungen, die von Sprechern in einem situativen Kontext produziert werden.³²⁴ Sie eignet sich deswegen für die Betrachtung

³²¹ Aus Hartners Ausführungen wird nicht deutlich, inwiefern die von ihm als Bedingung beschriebene Auffälligkeit der Multiperspektivität den Rezipienten auch bewußt sein muss. Vgl. dazu auch S. 242 dieser Arbeit.

³²² Dafür sprechen auch neuere Erkenntnisse aus der Linguistik. Wie Zeman eindrucksvoll durch einen Vergleich sprachlicher und kognitiver Operationen der Perspektivenverarbeitung zeigt, werden bei der Rezeption von durch verschiedene Perspektiven vermittelten Informationen nicht nur die mit der jeweiligen Perspektive verbundenen Inhalte gegeneinander abgewogen und gegebenenfalls für wahr oder falsch befunden. Stattdessen, so ihre These, wird ein mentales Modell der Informationen konstruiert, das sowohl die Einzelperspektiven als auch eine evaluierenden Meta-Perspektive beinhaltet. Ergebnis der Perspektivenrezeption ist demzufolge nicht die Übernahme einer Perspektive, sondern ein komplexes Modell der Konfrontation mehrerer Perspektiven und der evaluierenden Positionierung des verarbeitenden Subjekts. Vgl. dazu Zeman, Sonja: Confronting Perspectives. Modeling Perspectival Complexity in Language and Cognition. In: Glossa: A Journal of General Linguistics, 2. Jg., H. 1, S. 1–22, besonders auch die von ihr entwickelte Skala der Komplexität von mit Perspektive verbundenen sprachlichen sowie kognitiven Operationen ebd., S. 14f.

Die ältere Forschung zur Perspektivität war noch der Überzeugung, dass „die Übernahme einer anderen als der je aktuellen Sprecherperspektive [...] die Übernahme der egozentrischen Perspektive des anderen Ego“ meint. Vgl. dazu Canisius, Peter: Einleitung. In: Peter Canisius/Marcus Gerlach (Hgg.), Perspektivität in Sprache und Text. Bochum 1993 (Bochumer Beiträge zur Semiotik 6), S. xi–xvi, S. xvi.

³²³ Vossenkuhl, Wilhelm: Zur Pragmatik sprachlichen Handelns. In: Herbert Stachowiak (Hg.), Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg 1993 (Pragmatik Bd. 4), S. 85–103, S. 85.

³²⁴ „Pragmatics deals with utterances, by which we will mean specific events, the intentional acts of speakers at times and places, typically involving language.“ Korta, Kepa/Perry, John (o.J.). Ein ausführlicher Versuch, das Feld der Pragmatikforschung zu definieren findet sich bei Levinson in dessen Kapitel „Defining pragmatics“. Levinson, Stephen C.: Pragmatics. Cambridge 2013 (Cambridge Textbooks in Linguistics) Vgl. dazu ebd., S. 5–35. Empfehlenswert ist darüber hinaus die knappe Darstellung von Ehlich, die sich dadurch auszeichnet, dass sie im Rahmen der dort vorgestellten Auffassung von Pragmatik als funktionaler Sprachanalyse, also als Betrachtung der Zwecke von Sprachhandlungen eine Definition von Text vorschlägt: „*Texte* sind demgegenüber Ergebnisse ganz spezifischer Handlungserfordernisse, nämlich solcher der Überlieferung. Texte können mündlich, sie können auch schriftlich sein. Sie haben nach meiner Auffassung eines gemeinsam. Sie dienen dazu, das in sich flüchtige sprachliche Handeln dauerhaft zu machen, es zu verdauern, d.h., über die Flüchtigkeit der konkreten Sprechhandlung, gebunden an den Äußerungsakt, hinauszukommen.“ Ehlich, Konrad:

der Interaktion von Multiperspektivität, weil deren spezifische Effekte darauf beruhen, dass Einzelperspektiven in spezifische (textinterne) Kontexte gestellt werden.

In der jüngeren Forschung seit dem Jahr 2000 wurde verschiedentlich versucht, diese Aspekte heuristisch erfassbar zu machen. Sie berücksichtigt, dass die von Multiperspektivität generierten Effekte sich nicht aus den Einzelaussagen ergeben, sondern aus ihrem komplexen Zusammenspiel, das inferentiell erschlossen werden muss, wobei einzelne Perspektiven bewertet und in Sinnzusammenhänge eingeordnet werden. Gerade in Bezug auf diese pragmatischen Prozesse ist – das hat der Forschungsbericht in diesem Kapitel gezeigt und dies wird auch in der Multiperspektivitätsforschung selbst so vertreten³²⁵ – noch weitere Forschung nötig.

Denn wiewohl in der neueren Forschung überwiegend dafür argumentiert wird, dass Multiperspektivität nur dann vorliegt, wenn sie auch signifikante Effekte erzeugt und somit interpretatorisch relevant wird, besteht keineswegs Einigkeit darüber, wie diese Effekte erzielt werden bzw. welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit sie entstehen.

Problematisch für die Frage nach der Signifikanz multiperspektivischer Erzählverfahren ist darüber hinaus, dass „der Begriff ‚interpretatorische Relevanz‘ [selbst] eine eigene literaturwissenschaftliche Theoretisierung [verdiente], zumal im Licht neuerer linguistischer und kognitionswissenschaftlicher Forschung“.³²⁶ Werner Wolf verweist im Zuge seiner Multiperspektivitätsforschung auf die Erkenntnisse der Relevanztheorie von Dan Sperber und Deirdre Wilson.³²⁷

Wie ihr Name schon sagt, stellt die Relevanztheorie ein theoretisches Gebäude zur Verfügung, mit dem die Rolle von Relevanz beim Verstehen von Sprache und Texten beschrieben wird. Mittlerweile liegen Anwendungen dieser Theorie auf verschiedenste literaturwissenschaftliche Felder vor,³²⁸ das Phänomen der Multiperspektivität wurde jedoch noch nicht mit ihrer Hilfe betrachtet. Dies soll in der vorliegenden Arbeit getan werden.

Funktionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden. In: Ludger Hoffmann (Hg.), Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin, New York 2010, S. 214–231, S. 218.

³²⁵ Vgl. dazu Hartner: „In particular, the mechanisms of evaluation and the establishment of hierarchies among a text’s perspectives require further study.“ Hartner, Marcus (2017).

³²⁶ Wolf, Werner (2000), S. 87. Braungart, Georg: Einleitung. Sektion II. Literatur und Wissensdiskurse als Risikodiskurse. In: Monika Schmitz-Emans/Georg Braungart (Hgg.), Literatur als Wagnis. DFG-Symposium 2011. Berlin 2013, S. 201–207.

³²⁷ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995).

³²⁸ Vgl. dazu die Kategorie „8. Literature, textual analysis, stylistics, cohesion/coherence, specialised discourses, genre(s).“ in der von Francisco Yus gepflegten, umfassenden Online-Bibliographie zur Relevanztheorie. Yus, Francisco: Relevance Theory Online Bibliographic Service. Thematic Sections. Online unter: <http://personal.ua.es/francisco.yus/rt.html#Lit>, zuletzt geprüft am 29.01.2015. Die Relevanztheorie wird von ihren Erfindern explizit auch für die Anwendung auf die Literatur für brauchbar gehalten. Wilson, Deirdre (2011).

Im nächsten Kapitel soll mit Hilfe der Relevanztheorie beschrieben werden, unter welchen Bedingungen Multiperspektivität in Texten auffällig und signifikant wird, so dass sie interpretatorische Relevanz generiert. Dabei wird zu sehen sein, dass inferentielle Aspekte nicht erst auf Ebene der Perspektiveninteraktion eine Rolle spielen, sondern schon bei der Perspektivenkonstruktion beteiligt sind.

3 Von den Grundlagen zur Anwendung: Entwicklung eines relevanztheoretisch- literaturwissenschaftlichen Beschreibungsmodells für Multiperspektivität

Betrachtet man die aktuelle Multiperspektivitätsforschung in Hinblick auf ihre Berücksichtigung der pragmatischen Anteile multiperspektivischer Kommunikation, so fällt einerseits auf, dass diese bereits in Ansätzen beobachtet werden. Andererseits wird deutlich, dass besonders die als ‚narratologisch‘, ‚semantisch‘ oder ‚semantisch-syntaktisch‘ bezeichneten Theorieangebote noch deutlich den Einfluss strukturalistischer Theoriebildung aufweisen.

Die historische Bedeutung strukturalistischer Erzähltheorie für die Literaturwissenschaft ist immens. Die z.B. von Genette geschaffenen Begriffsgebäude machen es möglich, textuelle Phänomene präzise in ihre Bestandteile zu zerlegen und so analytisch genau zu betrachten. Sie eignen sich aber keineswegs für alle literarischen Phänomene.

So argumentieren Martinez und Scheffel beispielsweise, dass literarische Texte erst durch pragmatische Ergänzungsprozesse verstehbar werden. Sie sind der Meinung, dass fiktionale Texte, bei denen „nur über den Text selbst Zugang zur erzählten Welt“³²⁹ gewonnen werden kann, ohne Zugriff auf „extratextuelle Faktoren“³³⁰ wohl kaum verständlich wären:

Das Verstehen fiktiver Welten und Handlungen wird nicht allein vom Text gesteuert, sondern auch vom Kontext und von Erfahrungen, Kenntnissen, Dispositionen und kognitiven Strukturen des Lesers. Ohne die konstruktive Aktivität des Lesers, lediglich auf der Basis seiner Sprachkenntnis, würden narrative Texte vermutlich sinnlos erscheinen.³³¹

Auch Fotis Jannidis vertritt diese Ansicht und nennt Textkomponenten, die dies deutlich machen: „Ironie, Metaphern, Situationsabhängigkeit von Deiktika sind nur einige offensichtliche Beispiele“³³².

Besonders in Bezug auf multiperspektivische Texte ist zu ergänzen, dass die konstruktive Aktivität der Leserinnen nicht nur auf extratextuelle Kontexte zugreift, sondern dass – beispielsweise im Fall von Widersprüchlichkeiten oder auffälligen Wiederholungen – auch intratextuelle Kontexte gegeneinander abgewogen oder aufeinander bezogen werden müssen.

³²⁹ Martinez, Matias/Scheffel, Michael: Einführung in die Erzähltheorie. München 1999 (C.H. Beck Studium), S. 145.

³³⁰ Ebd., S. 145.

³³¹ Ebd.

³³² Jannidis, Fotis (2004), S 24.

Die Erfassung solcher Prozesse ist mit strukturalistischer Narratologie allein allerdings nicht zu leisten. Eine Folge davon ist, dass die davon inspirierten Ansätze der Multiperspektivitätsforschung zwar auf die Bedeutung von Kontexten in der Bedeutungsproduktion hinweisen, diese teilweise sogar benennen, gleichzeitig aber auf die mit kontextdependenten Bedeutungsbildungsprozessen verbundene Unsicherheit verweisen und dabei stehen bleiben.³³³ Über den Hinweis hinaus, dass sich rezeptionsseitige bzw. kontextdependente Prozesse analytisch schwer fassen lassen, findet sich in diesen Werken bisher noch kein adäquates Beschreibungsangebot für diese Facette der Multiperspektivität.

Der Verweis auf die prinzipielle Kontingenz kontextdependenter Bedeutungsbildungsprozesse ist jedoch aus mehreren Gründen wenig plausibel. Erstens zeigt die literaturwissenschaftliche Praxis, dass verschiedene Leser zwar zu individuellen, aber dennoch in wesentlichen Punkten übereinstimmenden Lesarten desselben Textes kommen.³³⁴ Dies spricht aus literaturwissenschaftlicher Sicht gegen eine totale Kontingenz kontextdependenter Bedeutungsproduktion.

Zweitens existiert in der Nachbardisziplin Linguistik eine Fülle an Instrumentarien, die sich mit der Erklärung und Beschreibung kontextdependenter, also in linguistischen Termini gesprochen, pragmatischer Bedeutungsbildungsprozesse befassen.³³⁵ Eine literaturwissenschaftliche Adaption dieser Instrumentarien für die Multiperspektivitätsforschung steht noch aus.

Die genannten Gründe weisen darauf hin, dass Unsicherheit nicht etwa als transzendente Tatsache akzeptiert werden muss, sondern mit Hilfe darauf spezialisierter Instrumentarien untersucht werden sollte. Dazu ist ein Modell nötig, das die pragmatische Dimension multiperspektivischer Kommunikation berücksichtigt.

Ein solches Modell sollte in der Lage sein, die im vorangegangenen Kapitel identifizierten Desiderate zu adressieren: Es müsste einerseits Erklärungen dafür beinhalten, wie Rezipienten über die textuellen Informationen hinaus unter Rückgriff auf Kontexte Inferenzen ziehen, d.h. Bedeutung produzieren. Andererseits sollte dieses Modell, um nicht beliebig zu sein, auch beschreiben können, wie die mit dem Überschreiten der textuellen Informationen verbundene Unsicherheit wiederum begrenzt, d.h. von Prinzipien geleitet wird.

Spezialisiert auf solche Fragen ist die linguistische Pragmatik, die über Instrumentarien zur Erfassung und Beschreibung von kontextdependenten Inferenzen und den Regeln ihrer Anwendung verfügt. Anders als die Semantik beschreibt die Pragmatik nicht Codes, also konventionell festgelegte Regeln der Bedeutungszuweisung, sondern

³³³ Vgl. dazu beispielsweise die Ansichten von Nünning & Nünning, S. 34 dieser Arbeit.

³³⁴ Furlong, Anne (1995), S. 65.

³³⁵ Vgl. dazu die bei de Gruyter seit 2011 erscheinende Reihe „Handbook of Pragmatics“. Bublitz, Wolfram/Jucker, Andreas H./Schneider, Klaus P. (Hgg.): Handbook of Pragmatics. Berlin, Boston seit 2011 .

dynamischere Arten der Bedeutungsproduktion. Sie analysiert z.B. Inferenzen und die Prinzipien, die diese leiten.

Pragmatics is usually thought to involve a different sort of reasoning than semantics. Semantics consists of conventional rules of meaning for expressions and their modes of combination. [...] In contrast, pragmatics involves perception augmented by some species of ‚ampliative‘ inference — induction, inference to the best explanation, Bayesian reasoning, or [...] special application of general principles special to communication.³³⁶

Jannidis weist sehr richtig darauf hin, dass „das Verständnis literarischer Texte sich nicht als Entzifferung eines Textes mittels eines Codes, und sei er noch so esoterisch, auffassen lässt.“³³⁷ Im Code-Modell muss der Komplexität der Texte durch eine entsprechende Komplexität des Codes begegnet werden, so dass dieser schnell zu einem umfangreichen Fundus von Regeln anwächst, die jeweils abhängig vom Kontext angewendet werden müssen.³³⁸ Die Betrachtung von Literatur ohne die Berücksichtigung ihres pragmatischen Anteils ist daher immer unvollständig.

Multiperspektivität ist ebenfalls ein pragmatisches Phänomen. Sie erhält erst dann interpretatorische Relevanz, wenn sich aus den mittels verschiedener Einzelperspektiven dargebotenen Inhalten pragmatische Inferenzen ergeben. Inferenzen bezeichnen über Input-Informationen (*premises*) hinausgehende Schlüsse (*conclusions*):

As one of the basic forms of reasoning, inference can in general be defined as a process of accepting a statement or proposition (called the conclusion) on the basis of the (possibly provisional) acceptance of one or more other statements or propositions (called the premises). Construed thus, it includes deduction, induction, and abduction. It also includes entailment, presupposition, and implicature.³³⁹

Multiperspektivität zeichnet sich dadurch aus, dass multiperspektivisch vermittelte textuelle Informationen nicht nur additiv wirken, sondern emergente Bedeutungen³⁴⁰ hervorbringen, die pragmatisch entstehen: Das bedeutet, dass aus der Kombination zweier Informationen eine dritte Bedeutung entsteht, die über die in den vorhandenen Informationen enthaltenen Bedeutungen hinausgeht.

Gleichzeitig aber hat Multiperspektivität die Besonderheit, dass – stärker als bei Ironie oder Anspielungen – die für die Inferenzen notwendigen Kontexte vorwiegend im Text selbst vorhanden sind. Aus analytischer Perspektive bedeutet dies, dass genau die Kontexte, die für Multiperspektivität besonders wichtig sind, sehr gut am Text selbst

³³⁶ Korta, Kepa/Perry, John (o.J.).

³³⁷ Jannidis, Fotis (2004), S. 46.

³³⁸ Ebd., S. 51.

³³⁹ Huang, Yan (2011), S. 397. Inferieren ist also das „induktive[] Schließen[] auf der Grundlage empir. Beobachtung durch einen Schluss (Konfidenzschluss) von Stichprobeinformationen auf einen unbekannten Parameter der Grundgesamtheit mithilfe von Konfidenzintervallen.“ Precht, Peter: Inferenztheorie. In: Helmut Glück/Michael Rödel (Hgg.), Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart 2016, S. 288.

³⁴⁰ Zur Emergenz im Zusammenhang mit Multiperspektivität vgl. Hartner, Marcus (2012), S. 182.

beobachtet werden können. Multiperspektivische Kommunikation eignet sich daher außerordentlich gut als Testobjekt für die Anwendung von pragmatischer Theorie auf die Literaturanalyse.

Innerhalb der Pragmatik stellt die von Dan Sperber und Deirdre Wilson entwickelte Relevanztheorie die „momentan avancierteste Theorie dieser Strömung“³⁴¹ dar. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie differenzierte analytische Kategorien für zumeist als diffus charakterisierte Phänomene wie schwache Implikaturen, unterschwellige Kommunikation und affektive bzw. poetische Effekte entwickelt hat. Der Vorteil eines auf unsichere Formen der Kommunikation spezialisierten Instrumentariums für die Analyse von Literatur liegt wohl auf der Hand. So erstaunt es, dass von Seiten der Begründer der Relevanztheorie erst im Jahre 2011³⁴² und somit relativ spät ein Beitrag zu dieser Frage erschienen ist.

Gleichwohl wurden schon seit den späten neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts Vorschläge, die Relevanztheorie zur literaturwissenschaftlichen Theoriebildung zu nutzen, vorgelegt.³⁴³ Diese Arbeiten stellen mehr als eine Übertragung in den literaturwissenschaftlichen Forschungskontext dar, da sie sich durch jeweils eigenständige Schwerpunktsetzungen auszeichnen.

Eine beginnende Rezeption literaturwissenschaftlich-relevanztheoretischer Positionen innerhalb der Literaturwissenschaft ist bereits zu beobachten.³⁴⁴ Auch in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft wird in jüngster Zeit an dieses

³⁴¹ Strasen, Sven (2008), S. 132.

³⁴² Wilson, Deirdre (2011).

³⁴³ Es existieren bis dato fünf Monografien zum Thema: Furlong, Anne (1995), Pilkington, Adrian (2000) und Walsh, Richard (2007) sind englischsprachig, deutschsprachig dagegen Jannidis, Fotis (2004) und Strasen, Sven (2008). Kleinere literaturwissenschaftliche Anwendungsversuche in Aufsätzen werden hier wegen ihrer geringen theoretischen Reichweite nicht berücksichtigt.

³⁴⁴ Diese ist in der Online-Bibliographie zur Relevanztheorie als Teil der Kategorie „8. Literature, textual analysis, stylistics, cohesion/coherence, specialised discourses, genre(s).“ abgebildet. Yus, Francisco (o.J.). Die Rezeptionsbreite lässt sich auch exemplarisch an der Zitationhäufigkeit der in diesem Kapitel besprochenen Monografien in einschlägigen Fachpublikationen mit dem Label „Literature“ ablesen, die in der Datenbank Web of Science abgerufen werden können. Vgl. Thomson Reuters: Web of Science. Online unter: <http://clarivate.com/scientific-and-academic-research/research-discovery/web-of-science/>, zuletzt geprüft am 12.05.2017. Die Suche ergab für Furlong, Anne (1995) 3 Erwähnungen (insgesamt 7), für Pilkington, Adrian (2000) 17 Erwähnungen (insgesamt 58), für Walsh, Richard (2007) 47 Erwähnungen (insgesamt 75), für Jannidis, Fotis (2004) 14 Erwähnungen (insgesamt 41) und für Strasen, Sven (2008) 3 Erwähnungen (insgesamt 5). [12.05.2018]

Forschungsfeld angeknüpft,³⁴⁵ leider findet eine Diskussion der Akteure untereinander bisher kaum statt.³⁴⁶

Die vielfachen literaturwissenschaftlichen Adaptionen und Anwendungsversuche der Relevanztheorie stellen eine gute Ausgangsbasis für weitere Explorationen dar. Sie soll im folgenden Kapitel dazu verwendet werden, die Multiperspektivität – also ein pragmatisches Phänomen literarischer Kommunikation – theoretisch zu erklären und analytisch zugänglich zu machen.

Ziel des folgenden Kapitels ist es, mit Hilfe der Relevanztheorie ein Modell für die Multiperspektivität zu entwickeln, das deren pragmatische Aspekte theoretisch wie analytisch erfassbar macht. Um das Erklärungspotenzial der Relevanztheorie für die Zwecke dieser Arbeit optimal nutzen zu können, sollen in einem ersten Schritt zunächst die Grundlagen der Relevanztheorie skizziert werden.

Auf dieser Basis soll in einem nächsten Schritt gezeigt werden, welche Aspekte der Relevanztheorie in den literaturwissenschaftlichen Diskurs integriert wurden und auf welche Weise dies geschah. Eine solche Zusammenschau relevanztheoretischer Literaturwissenschaft, ihrer Überschneidungspunkte und Differenzen existiert bisher noch nicht. Dabei soll die Leistungsfähigkeit relevanztheoretischer Literaturwissenschaft für die Beschreibung und Analyse inferentieller Kommunikation deutlich werden.

Zielpunkt des Kapitels ist, ausgehend vom relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Wissensstand ein eigenständiges relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Beschreibungsmodell der Multiperspektivität sowie Schlussfolgerungen für deren Analyse zu entwickeln. Ein weiterer Schwerpunkt liegt dabei auf der Beantwortung der im vorangehenden Kapitel identifizierten zentralen Fragestellungen in Bezug auf die Multiperspektivität.³⁴⁷

Sowohl die vergleichende Zusammenschau des aktuellen relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Standes der Forschung als auch die Anwendung auf die Multiperspektivität stellen ein Novum dar. Gleichwohl soll in dieser Arbeit nicht die

³⁴⁵ Vgl. dazu der Tagungsbericht zu „Relevance and Narrative (Research) – An International Symposium“ zu einer Tagung an der Bergischen Universität Wuppertal (30.09.-02.10.2014) bei der es zunächst einmal um eine Klärung des Begriffs ‚Relevanz‘ jenseits der alltagssprachlichen Verwendung ging. „Wiederkehrender Bezugspunkt war dabei die aus der Pragmatik stammende linguistische Relevanztheorie.“ Becker, Daniel/Höffer, Anne-Catherine: Relevance and Narrative (Research). Tagungsbericht zu „Relevance and Narrative (Research) – An International Symposium“, Bergische Universität Wuppertal, 30.09.-02.10.2014. In: DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung, 4. Jg., H. 1, S. 141–145, S. 143.

³⁴⁶ Dies wird schon dann offensichtlich, wenn man einen Blick in die Literaturverzeichnisse der in diesem Kapitel besprochenen Monografien wirft. Lediglich Jannidis, Fotis (2004) und Strasen, Sven (2008) beziehen sich auf Pilkington, Adrian (2000). Sonst ist eine Wahrnehmung untereinander nicht zu beobachten. Eine Suche in den im Web of Science verzeichneten Zitationen in Fachpublikationen (vgl. Anm. 344) ergibt lediglich einen Aufsatz von Furlong, in dem Pilkington rezipiert wird. Furlong, Anne: „It's not quite what I had in mind“. Adaptation, Faithfulness, and Interpretation. In: Journal of Literary Semantics, 41. Jg., H. 2.

³⁴⁷ Vgl. dazu S. 52f.

Auffassung vertreten werden, dass Literaturwissenschaft besser oder ausschließlich mit vermeintlich modernen Theorieangeboten aus Nachbardisziplinen bestritten werden könnte. Es soll im Gegenteil deutlich werden, dass narratologische und pragmatische Literaturwissenschaft höchst anschlussfähig und in Teilen deckungsgleich sind. Die hier vorgeschlagene Verwendung der Relevanztheorie für ein Modell der Multiperspektivität versteht sich als interdisziplinäre Ergänzung der Narratologie, die Fragen beantwortet, die von den vorhandenen Theorieangeboten bisher nicht ausreichend erklärt wurden.

3.1 Die linguistischen Grundlagen der Relevanztheorie: Sperber und Wilson

Die Relevanztheorie ist eine kognitionswissenschaftliche pragmatische Theorie, die im Jahre 1986 von Dan Sperber und Deirdre Wilson in ihrem gemeinsamen Werk „Relevance. Communication and Cognition“³⁴⁸ umfassend beschrieben wurde und die sich seither zur avanciertesten Theorie der Pragmatik entwickelt hat.³⁴⁹ Sie stellt einen Versuch dar, mit Hilfe von „grundsätzlichen Erkenntnissen über die Struktur menschlicher Informationsverarbeitung“³⁵⁰ Kommunikation zu erklären³⁵¹ und zeichnet sich dadurch aus, dass „sie in hohem Maße Ockham’s Razor entspricht: Sie leitet sich aus einer sehr begrenzten Anzahl von Basisannahmen ab und operiert mit sehr wenigen, klar definierten Begriffen.“³⁵²

Die Grundlagen für das Verständnis der Relevanztheorie sollen in der Folge dargestellt werden. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den Grundannahmen und Begriffen, die für das Verständnis der in diesem Kapitel entwickelten Heuristik für Multiperspektivität notwendig sind. Beispiele, Originalzitate und Verweise auf relevante literaturwissenschaftliche Kategorien werden, um die Argumentation nicht zu sehr zu unterbrechen, in den Fußnoten aufgeführt.

Kernpunkt der Theorie ist das Relevanzprinzip, das von Sperber und Wilson zunächst auf die Domäne menschlichen Denkens und dann als spezifisch auf die Kommunikation bezogen³⁵³ formuliert wird. Die Basis von Sperber und Wilsons Argumentation ist eine basale Annahme über menschliches Denken, die sie als kognitives Relevanzprinzip bezeichnen: „Human cognition tends to be geared to the maximisation of relevance.“³⁵⁴ Demnach ist das Ziel jeglicher gedanklicher Vorgänge im Menschen die Maximierung von Relevanz. Was aber ist unter Relevanz zu verstehen? Einen Hinweis darauf bietet die Reformulierung von Strasen, der das kognitive Relevanzprinzip als die These beschreibt, „daß menschliche Wahrnehmung darauf ausgerichtet ist, ein immer

³⁴⁸ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995).

³⁴⁹ Strasen, Sven (2008), S. 132.

³⁵⁰ Ebd., S. 155.

³⁵¹ „We present a new approach to the study of human communication. This approach [...] is grounded in a general view of human cognition.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. vii.

³⁵² Strasen, Sven (2008), S. 157.

³⁵³ Die Formulierung des Relevanzprinzips in zwei Schritten stellt eine in der zweiten Auflage ihres Werks vorgenommene Ergänzung dar, die Unklarheiten beseitigen soll. Strasen fasst diese wie folgt zusammen: „In ihrem Nachwort zur 2. Auflage von Relevance reagieren Sperber und Wilson auf die Tatsache, daß verschiedentlich die allgemeine These, daß menschliche Kommunikation auf Maximierung von Relevanz ausgerichtet ist, als Relevanzprinzip mißverstanden worden ist, indem sie eine zweiteilige Definition des Relevanzprinzips anbieten.“ Ebd., S. 156.

³⁵⁴ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 260.

größeres Wissen über die Welt anzusammeln, um mit Hilfe dieses Wissens auftretende Probleme erfolgreich lösen zu können.“³⁵⁵

Um Wissen zu vermehren, müssen Informationen aufgenommen werden. Um Informationen allerdings erfolgreich nutzen zu können, muss die Informationsverarbeitung effizient vor sich gehen. Dies ist Sperber und Wilson zufolge der Fall, wenn zwei Kriterien erfüllt sind. Einerseits muss der Aufwand, der nötig ist, um einen Informations-Input zu verarbeiten, minimal sein.³⁵⁶

Zusätzlich muss der Input selbst möglichst hohe kognitive Effekte erzielen. „Optimal sind solche neuen Informationen, die in Kombination mit bereits vorhandenen Wissensbeständen die Repräsentation der Welt um einen größeren Informationsbetrag erweitern, als sie selbst enthalten.“³⁵⁷ Die Informationen müssen also nicht nur aufgenommen, sondern auch mit Kontext – also weiteren Annahmen über die Welt³⁵⁸ – in Verbindung gebracht werden, die „als geordnete sets von Annahmen im Langzeitgedächtnis“³⁵⁹ vorliegen. Wenn dies der Fall ist, dann entstehen laut Sperber und Wilson kontextuelle Effekte im kognitiven System eines

³⁵⁵ Strasen, Sven (2008), S. 157. Clark formuliert diesen Sachverhalt als dem Relevanzprinzip inhärente Grundannahme evolutionärer Weiterentwicklung: „There is an assumption about evolutionary processes underlying this, which is that systems tend to evolve in ways which make them more efficient at carrying out their main goals and functions. [...] The idea is that our perceptual systems are constantly monitoring the environment for stimuli which are relevant to us, that our memories are organised so that they will retrieve relevant background information, and our inferential systems are set up so as to maximize the cognitive effects we can derive.“ Clark, Billy: *Relevance Theory*. Cambridge 2013, S. 107.

³⁵⁶ „Human cognitive processes, we argue, are geared to achieving the greatest possible cognitive effect for the smallest possible processing effort.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. vii.

Als Faktoren, die den Aufwand bestimmen nennt Clark „recency of use, frequency of use, perceptual salience, ease of retrieval from memory, linguistic or logical complexity and size of context.“ Clark, Billy (2013), S. 104.

³⁵⁷ Strasen, Sven (2008), S. 158. Strasen führt Sperber und Wilsons Überlegungen detailliert für verschiedene Typen von Informationen aus: „Nur in wenigen Fällen wird es unaufwendiger sein, schon gespeicherte Informationen erneut aus Umweltreizen aufzunehmen und zu verarbeiten, als sie aus dem Fundus an gespeichertem Wissen abzurufen. Andere Informationen sind zwar völlig neu, stehen aber in keinem Zusammenhang mit der Repräsentation der Welt, wie sie sich das Individuum bis zum Zeitpunkt ihrer Wahrnehmung erarbeitet hat. Sie können also auch nur als isolierte Einzelinformationen gespeichert werden. Auch dies bedeutet in der Regel, daß zu hoher Prozeßaufwand für zu geringe kognitive Effekte nötig wäre.“ Ebd., S. 157f.

³⁵⁸ Sperber und Wilson vertreten eine sehr weite Kontextdefinition. Sie verstehen unter Kontext alle Annahmen über die Welt, die zur Interpretation einer Äußerung herangezogen werden: „The set of premises used in interpreting an utterance (apart from the premise that the utterance in question has been produced) constitutes what is generally known as the context. A context is a psychological construct, a subset of the hearer's assumptions about the world.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 15.

³⁵⁹ Strasen, Sven (2008), S. 66. Sperber und Wilson formulieren das wie folgt: „It is generally agreed that encyclopaedic information in long-term memory is organised into chunks of some kind. Such chunks have been discussed in the literature under such names as ‚schema‘, ‚frame‘, ‚scenario‘ and ‚prototype‘.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 138.

Individuums³⁶⁰, die relativ zu dessen Zielen relevant mehr oder weniger relevant sind. Diese Effekte werden von Sperber und Wilson als positive kognitive Effekte beschrieben: „A positive cognitive effect [is] a cognitive effect that contributes positively to the fulfilment of cognitive functions or goals.“³⁶¹

Sie können auf verschiedene Arten hervorgerufen werden. Zunächst kann die neue Information schon vorhandene Wissensbestände verstärken. Andererseits ist es auch möglich, dass sie vorhandenen, im Wissensbestand vorgehaltenen Informationen widerspricht und dazu führt, dass diese ausgesondert werden. Eine dritte Variante ist, dass neue und alte Informationen zu kontextuellen Implikationen führen, die ohne ihr Zusammentreffen nicht möglich gewesen wären.³⁶² Implikationen sind neue Annahmen, die aus der Kombination neuer und alter Informationen abgeleitet werden, wobei die alten Informationen in Form des Kontexts vorliegen.³⁶³

Wichtig ist, dass in allen drei Fällen die Information nicht einfach additiv dem Wissensbestand hinzugefügt wird; vielmehr verändert sie in Verbindung mit diesem die Menge der im Wissensbestand des Empfängers vorgehaltenen Informationen.³⁶⁴

Dies steht im Zusammenhang mit der von Sperber und Wilson etwas anders als üblich konzipierten Unterscheidung zwischen Semantik (dem, was gesagt wird) und Pragmatik (dem, was angedeutet bzw. impliziert wird).³⁶⁵ Üblicherweise werden dem

³⁶⁰ Sperber und Wilson haben ursprünglich nur den Begriff „kontextueller Effekt“ verwendet, diesen aber seit 1986 durch den Begriff „kognitiver Effekt“ ersetzt, um darauf hinzuweisen, dass diese Effekte nur im kognitiven System eines Individuums relevant werden können: Kognitive Effekte sind „changes in the individual's beliefs. [...] An individual, were he to reflect on it, would not be interested in contextual effects per se, but only in so far as they contribute to his cognitive goals.“ Ebd., S. 265. Clark erklärt den Unterschied wie folgt: „The difference is that contextual effects are defined formally without reference to the kind of system which might give rise to them, while cognitive effects are effects which arise within a cognitive system, i.e. cognitive effects are contextual effects within a cognitive system.“ Clark, Billy (2013), S. 100.

³⁶¹ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 265.

³⁶² „Types of possible contextual effects [are]: contextual implications, strengthenings, and contradictions resulting in the erasure of premises from the context.“ Ebd., S. 115. Clark kommentiert: „It is not obvious that giving rise to these three kinds of effect should be the only possible ways in which a stimulus could be relevant.“ Es sind also noch andere Arten von kognitiven Effekten denkbar. Clark, Billy (2013), S. 102.

³⁶³ „We want to look, then, at the effect of deductions in which the set of initial theses placed in the memory of the deductive device can be partitioned into two subsets, P and C, where P may be thought of as new information, and C as old information. Let us call a deduction based on the union of P and C as premises a *contextualisation of P in the context C*. The contextualisation of P in C may yield new conclusions not derivable from either P or C alone. These we will call the *contextual implications* of Pin C.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 107.

Im Unterschied zu Implikaturen (siehe Anm. 374) müssen Implikationen nicht intentional kommuniziert worden sein. „An implication may or may not have been intentionally conveyed.“ Clark, Billy (2013), S. 218.

³⁶⁴ Dies bedeutet im Umkehrschluss, dass kein „Kontext-Effekt [...] vor[liegt], wenn die neuen Informationen entweder in keine Beziehung zu Kontextelementen gebracht werden können oder nichts enthalten, was nicht schon aus den ursprünglichen Annahmen über den Kontext hervorgegangen wäre.“ Strasen, Sven (2008), S. 163.

³⁶⁵ Zu einer genaueren Definition von Pragmatik vgl. S. 55 dieser Arbeit.

Gebiet der Semantik all die Äußerungen zugeschlagen, die mit Hilfe eines Codes entschlüsselt werden können. Nach dieser Auffassung encodieren die Sender die Bedeutung, die sie transportieren wollen, mit Hilfe eines eindeutigen Codes, auf dessen Grundlage die Empfänger der Nachricht diese dekodieren. Alle Aussagen, die darüber hinaus noch Bedeutungsanteile transportieren wie beispielsweise Sprechakte³⁶⁶, werden zum Aufgabenbereich der Pragmatik erklärt.

Anders als frühere Vertreter der Pragmatik³⁶⁷ verabschieden sich Sperber und Wilson vom Code-Modell von Sprache, da sie der Meinung sind, dass „what is linguistically encoded vastly underdetermines what is communicated by an utterance.“³⁶⁸ Sie gehen davon aus, dass alle Äußerungen einen inferentiellen Anteil haben³⁶⁹ und daher erst verständlich werden, wenn über die Auswertung mit Hilfe des linguistischen Codes hinaus der Kontext mit in den Verständnisprozess einbezogen wird.

Dabei machen sie jedoch eine zentrale Abstufung zwischen Explikaturen und Implikaturen³⁷⁰: Mit Hilfe des linguistischen Codes können Äußerungen soweit entschlüsselt werden, dass sie eine sogenannte logische Form darstellen, die jedoch noch nicht so weit entwickelt ist, dass sie eine Aussage darstellen würde.³⁷¹ Erst wenn eine logische Form mit Hilfe von pragmatischen Rückgriffen auf den Kontext, also schon bekannte Annahmen über die Welt, ergänzt wird, kann sie eine Aussage

³⁶⁶ Klassisches Beispiel ist die Phrase „Ich erkläre euch hiermit zu Mann und Frau.“, die eine institutionelle Kraft besitzt, die nicht durch semantische, also in einem Wörterbuch nachschlagbare Bedeutungen, zu erklären ist. Zu Sprechakten vgl. Grice, H. P.: *Studies in the Way of Words*. Cambridge 1991.

³⁶⁷ Sperber und Wilson setzen sich besonders mit den Schriften von Grice auseinander. Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), Kapitel 1.4., S. 21ff.

³⁶⁸ Clark, Billy (2013), S. 77.

³⁶⁹ So kann der Satz „Der Wein ist ausgezeichnet.“ bedeuten, dass er sehr gut ist, dass er mit Auszeichnungen versehen wurde oder aber, dass sein Preis auf der Flasche vermerkt ist. Welche der Bedeutungen stimmen, können die Rezipienten nicht ohne Rekurs auf den Kontext der Äußerung entscheiden.

³⁷⁰ Zum Unterschied zwischen Implikaturen und Explikaturen und dem Zusammenhang mit der Differenz zwischen Semantik und Pragmatik siehe auch Carston, Robyn/Hall, Alison: *Implicature and Explicature*. In: Hans-Jörg Schmid (Hg.), *Cognitive Pragmatics*. Berlin 2012 (*Handbook of Pragmatics* vol. 4), S. 47–84.

³⁷¹ „In der Relevanztheorie geht man davon aus, dass es auf der Äußerungsebene eine Form gibt, die ausschließlich das Resultat rein sprachlicher Operationen ist. Dieses Format ist die so genannte logische Form. Pragmatische Operationen, wie beispielsweise Referenzfestlegungen, Disambiguierungen, Narrowing oder Broadening spielen hierbei keine Rolle. Insofern kann die logische Form keine Repräsentation [eine Aussage] sein, die kommuniziert wird. Diejenigen Formen auf der Äußerungsebene, die auch kommuniziert werden, sind die Explikaturen und Implikaturen.“ Tendahl, Markus: *Relevanztheorie und kognitive Linguistik vereint in einer hybriden Metapherntheorie*. In: Constanze Spieß/Klaus-Michael Köpcke (Hgg.), *Metapher und Metonymie. Theoretische, methodische und empirische Zugänge*. Berlin, München 2015 (*Empirische Linguistik / Empirical Linguistics* 1), S. 25–49, S. 41. „A logical form is a well-formed formula, a structured set of constituents, which undergoes formal logical operations determined by its structure.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 72. Sperber und Wilson nennen als Beispiel den Satz „Sie trug es in der Hand.“, der kaum Aussagecharakter besitzt, da sowohl das Subjekt „Sie“ als auch das Objekt „es“ nur Platzhalter für tatsächliche Inhalte darstellen. Ebd., S. 72f.

vermitteln.³⁷² Diese pragmatisch vervollständigte linguistisch codierte logische Form wird von Sperber und Wilson als Explikatur bezeichnet.³⁷³ Alle Aussagen, die darüber hinaus kommuniziert werden, also nicht direkt auf die linguistisch codierte logische Form zurückzuführen sind, werden als Implikaturen bezeichnet.³⁷⁴

Sowohl Implikaturen als auch Explikaturen sind demnach nicht ohne Rekurs auf den Kontext verständlich. Dabei ist es unerheblich, ob die im Input durch den Sender³⁷⁵ oder im vom Empfänger als Kontext aktivierten Wissensbestand enthaltenen Inhalte faktisch richtig sind, denn auch fiktionale Inputs oder Wissen über fiktionale Welten können kognitive Effekte hervorrufen.³⁷⁶

Wenn das Verhältnis von kognitiven Effekten und dem damit verbundenen Verarbeitungsaufwand optimal ist, also beide der oben genannten Kriterien für effektive Informationsverarbeitung erfüllt sind, dann liegt Relevanz vor.³⁷⁷ Ergänzt man das erste, kognitive Relevanzprinzip um diese Definition von Relevanz, so lautet

³⁷² Ein typisches Beispiel wäre z.B. das folgende: Wenn die Frage „Willst du heute Abend mit uns essen?“ mit dem Satz „Danke, ich habe schon gegessen.“ beantwortet wird, so wird der Rezipient, um eine relevante Antwort auf seine Frage zu erhalten, die rein linguistisch codierte Aussage dahingehend ergänzen, dass die antwortende Person nicht irgendwann in ihrem Leben schon einmal gegessen hat, sondern an diesem Abend. Diese Aussage ist aber durch das sprachliche Material der Äußerung selbst nicht gedeckt und entspringt dem Kontext.

³⁷³ „An assumption communicated by an utterance U is *explicit* [stellt also eine Explikatur dar] if and only if it is a development of a logical form encoded by U.“ Ebd., S. 182.

³⁷⁴ „Any assumption communicated, but not explicitly so, is implicitly communicated: it is an implicature. By this definition, ostensive stimuli which do not encode logical forms will, of course, only have implicatures.“ Ebd.

³⁷⁵ Sperber und Wilson sind nicht der Meinung, dass die in einer Äußerung enthaltene logische Form wahr oder falsch sein können muss: „It might seem that only a conceptual representation which is capable of being true or false can have a logical form. We see things rather differently. In essence, we will argue that for a representation to be amenable to logical processing, all that is necessary is for it to be well formed, whereas to be capable of being true or false, it must also be semantically complete.“ Ebd., S. 72.

³⁷⁶ „We clearly derive relevant effects from strictly false utterances. [...] The conclusions we reach based on fiction are relevant enough even though the work of fiction itself is not true. [...] For reasons such as these, relevance theory now defines relevance in terms of positive cognitive effects, where positive cognitive effects include true conclusions, warranted strengthenings, revisions of existing assumptions and, more generally, any effect which contributes positively to the fulfillment of cognitive functions or goals.“ Clark, Billy (2013), S. 103. Siehe auch Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 264ff. Die Rolle der Fiktionalität wird aus literaturwissenschaftlicher Sicht von Furlong, Anne (1995), vgl. Anm. 437; Jannidis, Fotis (2004), vgl. S. 95f dieser Arbeit; Strasen, Sven (2008) und Walsh, Richard (2007) behandelt.

³⁷⁷ „Relevance theory is based on a technical notion of ‚relevance‘ as a property of sights, sounds, thoughts, utterances, memories, conclusions of inferences (and, more generally, inputs to cognitive processes) defined in terms of balance between cognitive effects and processing effort.“ Clark, Billy (2013), S. 30.

Je mehr kognitive Effekte ein Input hervorruft, desto relevanter ist er. Umgekehrt ist ein Input wenig relevant, wenn der damit verbundenen Verarbeitungsaufwand sehr hoch ist. Wenn also ein leicht zu verarbeitender und ein schwer zu verarbeitender Input die gleiche Menge an kognitiven Effekten hervorrufen, dann ist ersterer relevanter. Vgl. dazu ebd., S. 31.

es wie folgt: „The goal of human cognition is to derive as many cognitive effects as possible for as little effort as possible.“³⁷⁸

Während sich das erste Relevanzprinzip auf die Kognition bezieht, ist das zweite Relevanzprinzip auf die Kommunikation bezogen. Es besagt, dass jede Äußerung implizit mitkommuniziert, so relevant wie möglich zu sein: „Every act of ostensive communication communicates a presumption of its own optimal relevance.“³⁷⁹ Diese Standard-Unterstellung optimaler Relevanz, also möglichst vieler Effekte bei möglichst geringem Verarbeitungsaufwand, wird von Sperber und Wilson noch weiter untergliedert.

Zunächst wird jeder ostentativen Kommunikationshandlung³⁸⁰, also einer offensichtlich als Kommunikation angelegten Handlung, automatisch unterstellt, dass sie den Aufwand wert ist, sie zu verarbeiten.³⁸¹ Daraus folgt einerseits, dass wir, wenn jemand³⁸² auf offensichtliche Art und Weise versucht, unsere Aufmerksamkeit zu

³⁷⁸ Ebd.

³⁷⁹ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 260. Aus diesem Grund unterscheidet sich das Entschlüsseln von ostentativer Kommunikation grundlegend von den Prozessen, die beim Entschlüsseln indexikalischer Zeichen (z.B. Rauch als Zeichen dafür, dass es brennt) ablaufen. Zum Unterschied zwischen ostentativer Kommunikation und „natürlichen Bedeutungen“ vgl. Clark, Billy (2013), S. 113.

³⁸⁰ „We will call [...] behaviour which makes manifest an intention to make something manifest ostensive behaviour or simply ostension. Showing someone something is a case of ostension. So too, we will argue, is human intentional communication.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 49. Strasen kommentiert: „Die Besonderheit [...] daß der Sender durch sein kommunikatives Verhalten deutlich macht, daß er eine Information zugänglich machen will [...] ist für Sperber und Wilson so wichtig, daß sie einen terminus technicus für ihn einführen.“ Strasen, Sven (2008), S. 158f. Dem Empfänger der Botschaft kommt es zu, die damit verbundenen Absichten des Senders zu inferieren, so dass Sperber und Wilson auch von ostentativ-inferentieller Kommunikation („ostensive-inferential communication“) sprechen. Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 50.

³⁸¹ Wäre das nicht der Fall, so gäbe es keinen Grund für die Rezipienten, komplizierte Stimuli überhaupt zu verarbeiten. Vgl. dazu Strasen, Sven (2008), S. 165f.

³⁸² Auch wenn Sperber und Wilsons Beispiele sich überwiegend auf mündliche Kommunikation beziehen, so gelten die Erkenntnisse der Relevanztheorie dennoch auch für schriftliche Kommunikation: „Any piece of writing makes mutually manifest that the communicator has an intention to inform.“ Clark, Billy (2013), S. 117.

erringen, davon ausgehen, dass uns diese Person etwas mitteilen will.³⁸³ Andererseits bedeutet dies auch, dass aufwendig zu verarbeitende Botschaften wie etwa literarische Texte bei den Rezipienten die Erwartung auslösen, dass die darin vermittelten Inhalte den erhöhten Aufwand wert sind, so dass sie sich nicht mit trivialen Lesarten zufrieden geben.³⁸⁴

Gleichzeitig wird im Falle von ostentativer Kommunikation ebenfalls als selbstverständlich angenommen, dass die Kommunikationshandlung im Rahmen der dem Sender zur Verfügung stehenden Möglichkeiten und Präferenzen so relevant wie möglich ist.³⁸⁵ So kann der Fall eintreten, dass Kommunikation absichtlich vage gehalten wird, um Prinzipien der Höflichkeit einzuhalten (Präferenzen) oder aber deswegen ungenau ist, weil der Urheber über zu wenig Wissen verfügt, um präziser zu kommunizieren (Möglichkeiten).³⁸⁶ Beide Gründe führen dazu, dass die Kommunikation relativ geringe Effekte hervorruft und so nur wenig relevant ist. Sperber und Wilson berücksichtigen also durchaus individuelle Befindlichkeiten bei der Verarbeitung von Kommunikation, wenn auch von Kritikern immer wieder angemerkt wurde, dass der Verweis auf „abilities and preferences“³⁸⁷ der Komplexität tatsächlicher Kommunikation nicht gerecht wird. Strasen fasst die Kritikpunkte wie

³⁸³ „The idea behind the presumption of optimal relevance is that when an individual overtly claims the attention of another individual, she makes clear that she intends to communicate something to that other individual.“ Ebd., S. 108. Die Intention, überhaupt etwas kommunizieren zu wollen, stellt eine minimale Variante der sogenannten ‚Autorintention‘ dar, die in der Literaturwissenschaft seit dem von Barthes ausgerufenen „Tod des Autors“ intensiv diskutiert worden ist. Barthes, Roland: L’effet de réel. In: Communications, 11. Jg., H. 1, S. 84–89. Sie ist jedoch weit davon entfernt, ein Einblick in fremde Gedankenwelten zu sein, sondern entspricht eher einer durch das kommunikative Relevanzprinzip gedeckten Unterstellung. Auch die Literaturwissenschaft beschäftigt sich verstärkt mit dem Konzept der Autorintention. Einen guten Überblick bietet der Sammelband „Rückkehr des Autors“. Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hgg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 71). Zur Anschlussfähigkeit der Relevanztheorie an die traditionelle Unterscheidung zwischen *intentio auctoris*, *lectoris* und *operis* vgl. Yus, Francisco: Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective. Rezension. In: Journal of Pragmatics, 34. Jg., H. 5, S. 619–628, S. 624.

³⁸⁴ „The fact that the interpretation has to be ‚relevant enough‘ explains why we keep looking beyond initial, fairly trivial possibilities which would not justify the processing effort involved.“ Clark, Billy (2013), S. 35.

³⁸⁵ „a. The ostensive stimulus is relevant enough for it to be worth the addressee’s effort to process it. b. The ostensive stimulus is the most relevant one compatible with the communicator’s abilities and preferences.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 270. Clark erläutert diese Aussagen dahingehend, dass hier nicht nur eine Minimalforderung formuliert wird (dass Verarbeitungsaufwand und Nutzen sich aufwiegen), sondern dass darüber hinaus ein Optimum erwartet wird (dass Sender einer Nachricht diese, im Rahmen ihrer Möglichkeiten, so einfach zu verarbeiten aber gleichzeitig so effektiv wie möglich gestalten). Vgl. dazu Clark, Billy (2013), S. 108.

³⁸⁶ Weitere Gründe werden von Yus, Francisco (2002) genannt: „The reason why a more literal utterance is often not preferred is because communicators tend to leave implicit whatever piece of information that they trust that their interlocutors will be able to access by themselves. Besides, on many occasions a not-so-literal utterance is better in terms of relevance and the communicator does not risk the extraction of unintended connotations by the interlocutor.“ Ebd., S. 621.

³⁸⁷ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 270.

folgt zusammen: Sperber und Wilson würden zwar situative³⁸⁸ und individuelle³⁸⁹ Parameter bei der Gestaltung von Äußerungen berücksichtigen, die Frage von Machtverhältnissen in institutionellen Settings jedoch vernachlässigen.³⁹⁰

Die beiden von Sperber und Wilson aufgestellten Prinzipien besagen also, dass das menschliche Denken immer auf die Optimierung von Relevanz ausgerichtet ist. Eine Folge davon ist, dass in jedem Fall von ostentativer Kommunikation optimale Relevanz unterstellt wird.³⁹¹ Auf Basis dieser Grundannahmen wird im Rahmen der Relevanztheorie der Ablauf des Verstehensprozesses wie folgt konzipiert:

Die Empfänger von einer offensichtlich als Kommunikation angelegten Zeichenfolge dürfen einerseits annehmen, dass die vermittelten Inhalte den Aufwand, sie zu verarbeiten, wert sind und dass sie andererseits ihr Ziel, mit der Entschlüsselung dieser Zeichenfolge kognitive Effekte zu erzielen, mit dem geringstmöglichen Aufwand verfolgen können. Kognitive Effekte sind, wie oben schon erwähnt, kontextuelle Effekte; sie entstehen durch die Wirkung, welche die Zeichenfolge in Kombination mit der Menge der den Rezipienten zugänglichen Kontexte entwickelt.

Die Empfänger von ostentativer Kommunikation können, wie ebenfalls bereits erwähnt, dieser nicht einfach mit Hilfe eines eindeutigen Codes ein Kommunikat entnehmen, sondern müssen Hypothesen darüber bilden, welche Annahmen³⁹² die Sender der Zeichenfolge vermitteln wollten. Dies ist deshalb der Fall, weil schon zum Verständnis der expliziten Bedeutung von Zeichenfolgen in Äußerungen komplexe Operationen nötig sind– beispielsweise Disambiguierungen oder die Klärung von Referenzen, aber auch das Ziehen von Implikaturen, also das Ziehen von Inferenzen. Alle genannten Tätigkeiten stellen komplexe Vorgänge dar, die nicht rein semantisch

³⁸⁸ „So wird die Frage, wie relevant eine Äußerung sein muß, damit sie ‚relevant genug‘ ist, um den Prozeßaufwand zu rechtfertigen, in unterschiedlichen Situationen unterschiedlich beantwortet werden müssen. In einem Gespräch in einer Kneipe wird die untere Grenze diesbezüglich sicher niedriger liegen als in einem universitären Oberseminar.“ Strasen, Sven (2008), S. 166.

³⁸⁹ „Einerseits ist für verschiedene Rezipienten ganz allgemein eine unterschiedlich hohe Bereitschaft, Stimuli zu verarbeiten, zu unterstellen, zum anderen werden besondere Interessen und Neigungen eine Rolle spielen - so bin ich beispielsweise bereit, Prozeßaufwand für die Verarbeitung einer Vielzahl von Sportergebnissen auf mich zu nehmen, von denen sich andere Individuen aber auch nicht den geringsten kognitiven Effekt erhoffen. Solange das aber zwischen mir und einem beliebigen Sender wechselseitig manifest ist, wird er keine besonders hohen kognitiven Effekte versprechen müssen, um Kommunikation auf diesem Feld herzustellen.“ Ebd., S. 166.

³⁹⁰ Ebd., S. 166.

³⁹¹ Clark fasst dies wie folgt zusammen: „The communicator must think that what she wants to communicate is worth the effort involved in processing it and that will be relevant enough to justify paying attention to the stimulus rather than anything else.“ Clark, Billy (2013), S. 108.

³⁹² Unter Annahmen verstehen Sperber und Wilson Repräsentationen einer Welt, die sowohl wahr als auch falsch sein können. „By assumptions, we mean thoughts treated by the individual as representations of the actual world (as opposed to fictions, desires, or representations of representations). Some authors [...] talk only of the representation and transmission of facts; for them, all information is by definition true. We will use the terms more broadly, treating as information not only facts, but also dubious and false assumptions presented as factual.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 2.

durch das Nachschlagen im mentalen Lexikon erledigt werden können. Stattdessen müssen Rezipientinnen, um diese Operationen durchführen zu können, Hypothesen über die mögliche Bedeutung der Zeichenfolgen aufstellen, die überprüft werden. Die Rezipienten tun dies, indem sie

die ihnen zugänglichen möglichen Kontexte danach ab[suchen], ob in einem dieser Kontexte ein befriedigender Grad von Relevanz erzielt wird. Sobald ein Kontext gefunden ist, in dem die Äußerung einen hinreichenden Grad an Relevanz zu haben scheint, brechen Rezipienten die Verarbeitung der Äußerung aus Gründen der Verarbeitungsökonomie ab und unterstellen, die auf dieser Basis gebildete Bedeutungshypothese entspreche der vom Sender intendierten Bedeutung.³⁹³

Folgt man der relevanztheoretischen Logik, ist es am sinnvollsten, die Hypothesen in der Reihenfolge ihrer Verfügbarkeit, also ausgehend von den offensichtlichsten Annahmen und dann gegebenenfalls schrittweise erweiternd, zu überprüfen.³⁹⁴ Der Verstehensprozess kann, wie oben schon erwähnt, dann beendet werden, wenn die Relevanzerwartung erfüllt wurde, also dem Aufwand angemessene kognitive Effekte erzielt wurden.³⁹⁵ Das heißt also konkret, dass bei der ersten als angemessen wahrgenommenen Interpretation der Zeichenfolge der Verständnisprozess beendet wird.

Essentielle Komponente des Verstehensprozesses sind demnach Annahmen über die Offensichtlichkeit von Informationen, und zwar sowohl für den Sender als auch den Empfänger einer Äußerung. „Es ist nämlich wenig plausibel, daß bei der Interpretation von Äußerungen jedesmal die gesamte kognitive Umwelt als Kontext aktiviert wird.“³⁹⁶ Der Sender einer Botschaft muss, um diese so relevant wie möglich machen, abschätzen können, welche Kontextannahmen für den Empfänger am offensichtlichsten sind und daher zuerst durchsucht werden. Genauso muss der Empfänger entscheiden können, welche Kontextannahmen für den Sender am offensichtlichsten gewesen sein könnten, um aus mehreren Hypothesen auszuwählen, was die Botschaft bedeuten könnte.³⁹⁷

Den Ausgangspunkt für die Kontextsuche stellt dabei der Initialkontext dar: „Sperber und Wilson gehen davon aus, daß ein *initial context* immer schon durch die Interpretation der unmittelbar vorhergehenden Äußerung gegeben ist.“³⁹⁸ Ist der Anfangskontext nicht relevant genug, wird von dort aus die Suche nach Kontexten

³⁹³ Strasen, Sven (2008), S. 156f.

³⁹⁴ „Relevance guided comprehension heuristic: a. Follow a path of least effort in deriving cognitive effects: test interpretations (e.g. disambiguations, reference resolutions, implicatures, etc.) in order of accessibility.“ Clark, Billy (2013), S. 37.

³⁹⁵ „Relevance guided comprehension heuristic: [...] b. Stop when your expectations of relevance are satisfied.“ Ebd., S. 37.

³⁹⁶ Strasen, Sven (2008), S. 162.

³⁹⁷ Analog zur literaturwissenschaftlichen Auffassung des Senders, also der sogenannten „Autorintention“ (vgl. dazu Anm. 383) stellt aus literaturwissenschaftlicher Sicht auch der Empfänger von Kommunikation ein Konstrukt dar. Zum Konstrukt ‚Leser‘ vgl. S. 90ff dieser Arbeit.

³⁹⁸ Ebd., S. 163. Siehe auch Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 140. Wichtig ist, dass dieser Kontext ein „rezipientenseitiges Konstrukt“ darstellt. Strasen (2008), S. 164.

schrittweise erweitert, bis ein Kontext gefunden ist, in dem die Äußerung kognitive Effekte erzielt. Die Ausweitung der Suche kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Es kann beispielsweise nötig werden, zurückliegende Erkenntnisse aus der aktuellen Kommunikationssituation mit in die Interpretation einzubeziehen.³⁹⁹ Andererseits ist es möglich, dass relevante Kontexte im enzyklopädischen Wissen über in der Kommunikationssituation angesprochene Dinge zu finden sind.⁴⁰⁰ Als weiteres Beispiel nennen Sperber und Wilson die Möglichkeit, dass die unmittelbar zu beobachtende physische Umgebung einen relevanten Kontext darstellen könnte.⁴⁰¹

Wichtig für den Ablauf des Verständnisprozesses ist jedoch nicht die Art des Zugangs zu Kontexten, sondern der damit verbundene Aufwand.⁴⁰²

Durch den Prozeß der Ausweitung hat ein Individuum eine Bandbreite an möglichen Kontexten zur Auswahl, die mehr oder weniger leicht zugänglich sind und somit mehr oder weniger großen Prozeßaufwand erfordern. Je weiter man sich vom Ausgangskontext entfernen muß, um so größer wird also der notwendige Aufwand und um so schlechter das Verhältnis von Kontext-Effekten zu Prozeßaufwand.⁴⁰³

Die Offensichtlichkeit von kontextuellen Informationen ergibt sich aus dem Aufwand, der aufgewendet werden muss, um zu ihnen zu gelangen. Je höher der Aufwand ist, der notwendig wird, um einen Kontext zu finden, in dem eine Äußerung Sinn macht, desto stärkere kognitive Effekte werden von dieser Äußerung erwartet. Prinzipiell verläuft für die Rezipienten „eine kommunikativ erzeugte Veränderung der kognitiven Umwelt nicht grundlegend anders [...] als eine zufällige Veränderung. Ihr informativer Gehalt wird mit dem Bestand an Weltwissen abgeglichen und daraufhin überprüft, ob ihre Verarbeitung angemessen hohe kognitive Effekte verspricht.“⁴⁰⁴ Eine Besonderheit besteht allerdings darin, dass im Falle von ostentativer Kommunikation die aufwendig zu verarbeitende Äußerung (dem kommunikativen Relevanzprinzip zufolge) mitkommuniziert, dass sie es Wert ist, verarbeitet zu werden und entsprechende Effekte verspricht. Dies ist der Grund dafür, dass Rezipienten sich die

³⁹⁹ „Extensions of the context can be made by ‚going back in time‘ and adding to it assumptions used or derived in previous deductive processes. [...] In the case of verbal understanding, the hearer may have to include in the context not only the interpretation of the immediately preceding utterance, but also the interpretation of utterances occurring earlier in the exchange.“ Ebd., S. 140. Wiewohl Sperber und Wilson sich in diesem Beispiel auf mündliche Kommunikation beziehen, ist doch die Signifikanz dieser Art von Kontextausweitung gerade für multiperspektivisches Erzählen deutlich.

⁴⁰⁰ „A second way of extending the context is to add to it the encyclopaedic entries (or possibly smaller chunks of encyclopaedic information, taken from these entries) of concepts already present either in the context or in the assumption being processed.“ Ebd.

⁴⁰¹ „A third way of extending the context is to add to it information about the immediately observable environment.“ Ebd., S. 141.

⁴⁰² Aus literaturwissenschaftlicher Sicht wird bemängelt, dass Sperber und Wilson dem Aspekt der Reihenfolge, in der die Kontexte durchsucht werden, zu wenig Aufmerksamkeit schenken. Vgl. dazu Strasen, Sven (2008), ab S. 116 dieser Arbeit.

⁴⁰³ Ebd., S. 164.

⁴⁰⁴ Ebd., S. 158.

Mühe machen, über den Initialkontext hinaus Hypothesen zu bilden, in welchen Kontexten die von Sendern formulierten Äußerungen Sinn machen.

Um dies allerdings tun zu können, müssten Rezipienten abschätzen können, auf welche Kontexte die Sender sich überhaupt bezogen haben könnten. Üblicherweise wird in diesem Zusammenhang auf die Problematik verwiesen, dass weder Sender noch Empfänger wissen können, was ihr Gegenüber tatsächlich weiß.⁴⁰⁵ Diese Art von Wissen ist jedoch gar nicht nötig, so Sperber und Wilson, da es ausreicht, wenn sowohl Sender als auch Empfänger irgendwie ermitteln können, welche Informationen für ihr Gegenüber ‚manifest‘, also entweder „wahrnehmbar oder erschließbar sind.“⁴⁰⁶ Sie erläutern dieses Konzept mit Hilfe einer Analogie zum menschlichen Sehvermögen. Sichtbar sind nicht nur die Details der physischen Umwelt eines Individuums, die es tatsächlich bewusst wahrnimmt, sondern auch alle, die es im Rahmen seiner Sehfähigkeiten potentiell wahrnehmen könnte.⁴⁰⁷ Analog sind nicht nur solche Informationen und Annahmen als manifest zu bezeichnen, die einem Individuum aktuell bewusst sind, sondern auch solche, die es potentiell mental abbilden und für

⁴⁰⁵ Diese Art von Wissen über den Wissensbestand des Kommunikationspartners führt aber unweigerlich in den infiniten Regress, wie das von Sperber und Wilson besprochene Beispiel von Ann und Bobs Diskussion über den im Kino Roxy gezeigten Film demonstriert: Ann weiss, dass am Abend ein anderer Film gezeigt wird, als ursprünglich geplant, Bob weiss das auch, aber nicht, dass Ann das weiss. Beide reden über den Film in der Abendvorstellung. „The only way to guarantee successful communication is for Ann not only to know what the film showing at the Roxy actually is, but to know that Bob knows what it is, and that Bob knows that she knows what it is, and that he knows that she knows that he knows what it is, and so on indefinitely. Similarly, Bob must not only know what the film showing at the Roxy actually is, but know that Ann knows what it is, and that she knows that he knows what it is, and that she knows that he knows that she knows what it is, and so on indefinitely. [...] The argument is that if the hearer is to be sure of recovering the correct interpretation, the one intended by the speaker, every item of contextual information used in interpreting the utterance must be not only known by the speaker and hearer, but mutually known.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 18. Beispiel ursprünglich von Clark, H./Marshall, C.: Definite Knowledge and Mutual Knowledge. In: A. Joshi/Bruce H. Weber/Ivan A. Sag (Hgg.), Elements of Discourse Understanding 1981.

⁴⁰⁶ Jannidis, Fotis (2004), S. 58f.

⁴⁰⁷ „With respect to sight, each individual is in a visual environment which can be characterised as the set of all phenomena visible to him. What is visible to him is a function both of his physical environment and of his visual abilities.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 39.

wahr oder wahrscheinlich halten könnte⁴⁰⁸. Anders formuliert bedeutet dies: „nicht nur Tatsachen, sondern auch alle Annahmen sind manifest.“⁴⁰⁹

Die Summe der für ein Individuum manifesten Informationen oder Annahmen wird von Sperber und Wilson als kognitive Umwelt bezeichnet.⁴¹⁰ Sie stellt den Kontext⁴¹¹ dar, mit Hilfe dessen die Kommunikationsteilnehmer den inferentiellen Anteil von Äußerungen entschlüsseln und ist dynamisch zu denken, da jede zurückliegende Äußerung (bzw. deren durch die Rezipienten erschlossenen Bedeutungen) zum Kontext für die folgenden Äußerungen wird.⁴¹²

„Der Versuch, Inhalte zu transportieren oder Bewusstseinsinhalte des Empfängers direkt zu verändern, ist zum Scheitern verurteilt. Was verändert wird, ist die kognitive Umwelt des Empfängers.“⁴¹³ Dies bedeutet, dass – anders als der tatsächliche Wissensbestand von Sender oder Empfänger in einer Kommunikationssituation, der nur über einen Einblick in deren Bewusstseinsinhalte zu gewährleisten wäre – die kognitive Umwelt der Akteure beiden in derselben Weise zugänglich ist, wenn auch nur potentiell.⁴¹⁴ Sperber und Wilson zufolge haben Kommunikationsteilnehmer durch die gemeinsame kognitive Umwelt gleichermaßen Zugang zu den darin

⁴⁰⁸ „A fact is *manifest* to an individual at a given time if and only if he is capable at that time of representing it mentally and accepting its representation as true or probably true.“ Ebd., S. 39. Strasen erläutert diese knappe Definition noch einmal detaillierter: „Zudem beschreibt der Begriff ‚manifest‘ ein Potential und nicht notwendigerweise einen Zustand. Annahmen können auch manifest sein, wenn sie aus dem Bestand des zugänglichen Informationsfundus, seien es alte, gespeicherte oder neue, gerade wahrgenommene Informationen, erschlossen werden können. Dabei ist es unerheblich, ob dieses Potential konkret jemals genutzt wird.“ Strasen, Sven (2008), S. 161. Vgl. auch Clark: „An assumption can be manifest to someone without actually being entertained or believed.“ Clark, Billy (2013), S. 115. Clark expliziert dies noch einmal in folgender Formulierung: „Since the assumptions which are manifest to you include ones which you have never really entertained, the contents of your cognitive environment are not actually mentally represented at the time at which they are manifest.“ Ebd., S. 116.

⁴⁰⁹ Jannidis, Fotis (2004), S. 58.

⁴¹⁰ „A cognitive environment of an individual is a set of facts, that are manifest to him.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 39.

⁴¹¹ Kontext ist „the set of assumptions [...] which are manifest or can become manifest to you at the time of the utterance.“ Clark, Billy (2013), S. 116.

⁴¹² „We can describe the effects of communication of two or more individuals as adjustments to their mutual cognitive environment.“ Ebd., S. 117.

⁴¹³ Strasen, Sven (2008), S. 158.

⁴¹⁴ „The total shared cognitive environment of two people is the intersection of their two total cognitive environments: i.e. the set of all facts that are manifest to them both. Clearly, if people share cognitive environments, it is because they share physical environments and have similar cognitive abilities. Since physical environments are never strictly identical, and since cognitive abilities are affected by previously memorised information and thus differ in many respects from one person to another, people never share their total cognitive environments. Moreover, to say that two people share a cognitive environment does not imply that they make the same assumptions: merely that they are capable of doing so.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 41.

wechselseitig⁴¹⁵ manifesten Tatsachen und Annahmen. Sven Strasen fasst dies wie folgt zusammen:

Mit dem Begriff des Manifesten und damit auch mit dem Begriff der kognitiven Umwelt entfällt die theoretische Notwendigkeit, als Voraussetzung für Kommunikation Zugang zu Bewußtseinsinhalten (und damit etwas Unmögliches) annehmen zu müssen. Während es nämlich nicht möglich ist, festzustellen, ob zwei Individuen teilweise identische Bewußtseinsinhalte haben, ist die Frage, ob die Mengen der für sie manifesten Informationen sich überlappen, also ob sie Teile ihrer kognitiven Umwelt teilen, durchaus erkenntnistheoretisch zu bewältigen. Dabei ist allerdings festzuhalten, daß die kognitiven Umwelten zweier Individuen nie völlig identisch sein können.⁴¹⁶

Die erkenntnistheoretische Bewältigung der Frage, welche Informationen einem Kommunikationspartner jeweils zugänglich sind, ist mit der Annahme einer wechselseitig manifesten kognitiven Umwelt erheblich vereinfacht worden. Es bleibt jedoch darauf hinzuweisen, dass Kommunikation in einem Kommunikationsmodell, das davon ausgeht, dass kognitive Effekte erzielt werden, indem eine Äußerung mit der richtigen Kontextinformation aus einer Vielzahl dem Kommunikationspartner ebenfalls zugänglichen Kontextinformationen ausgewählt wird, bestenfalls annähernd genau und keinesfalls eindeutig sein kann.⁴¹⁷

Sperber und Wilson zufolge entspricht ein solches Verständnis von Kommunikation der Realität besser als andere, beispielsweise code- oder wissensbasierte Kommunikationsmodelle⁴¹⁸: Kommunikation ist riskant,⁴¹⁹ wird aber gleichzeitig von

⁴¹⁵ Die Wechselseitigkeit besteht darin, dass die Informationen nicht nur allen Kommunikationsteilnehmern bekannt sind, sondern diese auch wissen, dass sie allen bekannt sind. Wenn mehrere Kommunikationsteilnehmer zufällig über dieselbe Information verfügen, dies aber nicht wissen, kann diese nicht als Kontext herangezogen werden. Vgl. dazu Clark, Billy (2013), S. 116.

⁴¹⁶ Strasen, Sven (2008), S. 161.

⁴¹⁷ „When a cognitive environment we share with other people is mutual, we have evidence about what is mutually manifest to all of us. Note that this evidence can never be conclusive: the boundaries of cognitive environments cannot be precisely determined, if only because the threshold between very weakly manifest assumptions and inaccessible ones is unmarked. [...] And essentially, this is it. Human beings somehow manage to communicate in situations where a great deal can be assumed about what is manifest to others, a lot can be assumed about what is mutually manifest to themselves and others, but nothing can be assumed to be truly mutually known or assumed.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 45.

⁴¹⁸ „The most fundamental reason for adopting the mutual-knowledge framework, as for adopting the code model, is the desire to show how successful communication can be guaranteed, how there is some failsafe algorithm by which the hearer can reconstruct the speaker's exact meaning. Within this framework the fact that communication often fails is explained in one of two ways: either the code mechanism has been imperfectly implemented, or there has been some disruption due to ‚noise‘. A noiseless, well-implemented code mechanism should guarantee perfect communication.“ Ebd., S. 44.

⁴¹⁹ „In rejecting the mutual-knowledge framework, we abandon the possibility of using a failsafe algorithm as a model of human communication. But since it is obvious that the communication process takes place at a risk why assume that it is governed by a failsafe procedure? Moreover, if there is one conclusion to be drawn from work on artificial intelligence, it is that most cognitive processes are so complex that they must be modelled in terms of heuristics rather than failsafe algorithms. We assume, then, that communication is governed by a less-than-perfect heuristic. On this approach, failures in communication are to

Sperber und Wilson als geregelter Prozess beschrieben, da er durch Handlungsprinzipien beeinflusst wird, die auf kognitiven Universalien beruhen.

Ihre Beschreibung der für Kommunikation notwendigen Kontexte nicht als eindeutiges Wissen, sondern als potentiell wahrnehmbare gemeinsame kognitive Umwelt sowie die von ihnen eingeführte Differenzierung dieser Kontexte nach dem Grad ihrer Manifestheit, d.h. dem damit verbundenen Aufwand, sind wichtige Schritte hin zu einer differenzierten Darstellung von inferentieller Kommunikation.

Der inferentielle Anteil von Kommunikation ist somit im relevanztheoretischen Verständnis kein zugunsten einer idealisierten Vorstellung von Kommunikation zu vernachlässigender Störfaktor. Stattdessen bemüht sich die Relevanztheorie darum, Unsicherheitsfaktoren in so verschiedenen Bereichen wie der Frage der Manifestheit von Kontexten, den konventionellen Erwartungen an Relevanzniveaus oder der relativen Stärke von Kommunikation, d.h. ihrer Verortung zwischen expliziter bzw. impliziter Vermittlung von Inhalten, aufzudecken und sie gleichzeitig präzise zu beschreiben:

„Die Besonderheit des Begriffs [„Manifestheit“] zu etablierten Begriffen wie ‚Wissen‘ oder ‚Annahmen‘ besteht darin, daß er skalierbar ist. Eine Information kann ganz schwach manifest sein oder eben so stark, daß sie Wissen wird.“⁴²⁰ Auch das Relevanzniveau wird sozialen wie kulturellen Faktoren angepasst und entspricht entweder der Erwartung schwacher Effekte bei geringem Aufwand oder starker Effekte bei der Inkaufnahme von hohem Aufwand.⁴²¹ Ebenfalls skalierbar sind die für Verständnisprozesse notwendigen Inferenzen, und zwar sowohl bei Explikaturen⁴²² als auch bei Implikaturen⁴²³. Die Folge davon ist, dass mit Hilfe von Sperber und Wilsons

be expected: what is mysterious and requires explanation is not failure but success.“ Ebd., S. 44f.

⁴²⁰ Jannidis, Fotis (2004), S. 58f.

⁴²¹ „There is little point, in one set of circumstances, in expecting a level of relevance only normally achieved in quite different circumstances, and a reasonable addressee will adjust his expectations accordingly. [...] On various social occasions, the expected level of relevance is culturally defined. In the course of a conversation, the level can be adjusted, increased or decreased one step at a time.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 161.

⁴²² Explikaturen sind stärker, je größer der Anteil der linguistisch codierten Bedeutung verglichen mit dem inferentiellen Anteil ist, der nötig wird, um die betreffende Äußerung von einer logischen Form zu einer Aussage zu vervollständigen: „[The] classificatory concept of explicitness lends itself quite naturally to a comparative interpretation. An explicature is a combination of linguistically encoded and contextually inferred conceptual features. The smaller the relative contribution of the contextual features, the more explicit the explicature will be, and inversely.“ Ebd., S. 182.

⁴²³ Implikaturen sind dann besonders stark, wenn viele Hinweise auf die intendierte Bedeutung vorliegen bzw. wenn das Ziehen der Implikatur der einzige Weg ist, um die Äußerung überhaupt als relevant wahrzunehmen: „Relevance theory assumes that implicatures come in varying degrees of strength ranging from very strong implicatures through to very weak ones [...]. The degree of strength of an individual implicature depends on how much evidence the speaker provides that she intends to convey it. The strongest implicatures are those which need to be recovered in order to arrive at a relevant-enough overall interpretation.“ Clark, Billy (2013), S. 237.

Relevanztheorie zwischen schwacher und starker Kommunikation unterschieden werden kann, die mehr oder weniger Bedeutungsspielraum zulässt.

Dabei machen Sperber und Wilson darauf aufmerksam, dass schwache Implikaturen durch ihre Eigenschaft, wenig eindeutig zu kommunizieren und damit die kognitiven Ressourcen der Rezipienten bei der Suche nach relevanten Kontexten besonders stark zu beanspruchen, für die Vermittlung bestimmter Inhalte besonders prädestiniert sind. Die spezifischen Effekte, die durch eine große Menge schwacher Implikationen generiert werden, werden von Sperber und Wilson als poetische Effekte bezeichnet.⁴²⁴

Sie illustrieren diese am Beispiel der Epizeuxis im Beispielsatz „(81) My childhood days are gone, gone“⁴²⁵, den sie mit einem stilistisch weniger auffälligen Satz gleichen Inhalts kontrastieren: „(82) My childhood days are gone.“⁴²⁶ Sperber und Wilson argumentieren, dass der erste Satz durch die Wiederholung des Verbs, die syntaktisch nicht notwendig ist, einen höheren Verarbeitungsaufwand auslöst, der auf Seiten der Rezipienten die Erwartung weckt, auch stärkere kognitive Effekte erzielen zu können. Die Rezipienten würden also zunächst dieselbe Interpretation entwickeln wie beim ersten Satz, durch die Wiederholung jedoch aufgefordert, den Kontext zu erweitern, um nach weiteren Kontexten zu suchen, in denen der wiederholte Hinweis auf die verflossene Zeit dem Aufwand angemessene Effekte generiert. Auf diesem Weg entstünden viele schwache Implikaturen⁴²⁷, die alle gleichermaßen plausibel wären, da „der Rezipient sich [...] bei jeder einzelnen dieser Annahmen nicht wirklich sicher sein [kann], ob [der Sender] sie wirklich implizit hatte kommunizieren wollen.“⁴²⁸ Daraus folgt, dass Rezipienten bei schwacher Kommunikation nicht nur aufgefordert sind, mehr Aufwand zu betreiben, um adäquate kognitive Effekte zu erzielen, sondern darüber hinaus Hypothesen aufstellen müssen, bei denen der Anteil eigener Imagination stärker ist als bei der Interpretation expliziterer Äußerungen.⁴²⁹ Sie sind also stärker involviert.

Starke, also eher explizite Kommunikation führt zur Aufnahme einzelner, in der kognitiven Umwelt sehr offensichtlicher neuer Informationen. Schwache

⁴²⁴ „Let us give the name poetic effect to the peculiar effect of an utterance which achieves most of its relevance through a wide array of weak implicatures.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 222.

⁴²⁵ Ebd., S. 221.

⁴²⁶ Ebd.

⁴²⁷ „What (81) has is more implicatures than (82): that is, more contextual assumptions and implications which receive some degree of backing from the speaker. To justify the repetition of ‚gone‘, the hearer must think of all the implicatures that the speaker could reasonably have expected him to derive from (82), and then assume that there is a whole range of still further premises and conclusions which the speaker wants to back. For this, the hearer must expand the context. As a result (81) might suggest, say, that the speaker is experiencing a torrent of memories which the hearer is being trusted to imagine for himself.“ Ebd., S. 221f.

⁴²⁸ Strasen, Sven (2008), S. 169.

⁴²⁹ „The extra relevance is more likely to be achieved by a more diversified expansion of the context and by a wider array of weaker implicatures. In other words, the hearer is encouraged to be imaginative and to take a large share of responsibility in imagining what it [die in der Epizeuxis angedeutete Situation] may be [like] for the speaker.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 221.

Kommunikation dagegen verstärkt viele schwache Implikationen um jeweils ein kleines Bisschen. Während starke Kommunikation Wissen vermittelt, zeichnet sich schwache Kommunikation besonders dadurch aus, dass sie Eindrücke hervorruft.⁴³⁰

Diese spezifische Eigenschaft poetischer Effekte hat einen signifikanten Nebeneffekt, der sie besonders für bestimmte Inhalte prädestiniert: „Schon allein, daß der Sender dem Empfänger nicht nur zumutet, sondern auch zutraut, viele Implikaturen zu bilden, schafft eine gewisse Nähe, weil es voraussetzt, daß der Sprecher davon ausgeht, daß ein großer Teil der kognitiven Umwelt geteilt wird.“⁴³¹ Diese Nähe führt dazu, dass der Eindruck einer affektiven Gemeinsamkeit entsteht,⁴³² der das Vermitteln nicht-propositionaler Inhalte wie Einstellungen, Gefühle und Gemütszustände begünstigt.⁴³³ Sperber und Wilson betonen, dass die spezifischen (poetischen) Effekte von rhetorischen Figuren nicht in ihren syntaktischen oder phonetischen Strukturen angelegt sind, sondern durch die Kommunikation mittels vieler schwacher Implikationen hervorgerufen werden.⁴³⁴ Es ist also der pragmatische Anteil von Kommunikation, der diese Effekte generiert.

Gerade weil durch inferentielle Arten der Kommunikation spezifische Effekte hervorgerufen werden können, lohnt es sich, diesen auch bei der Analyse von Literatur größere Beachtung zu schenken.

⁴³⁰ „How do poetic effects affect the mutual cognitive environment of speaker and hearer? They do not add entirely new assumptions which are strongly manifest in this environment. Instead, they marginally increase the manifestness of a great many weakly manifest assumptions. In other words, poetic effects create common impressions rather than common knowledge.“ Ebd., S. 222.

⁴³¹ Strasen, Sven (2008), S. 170. Strasen plausibilisiert diese Annahme von Sperber und Wilson mit einem Vergleich: „Ein ähnlicher Effekt ist häufig gut in Subkulturen und zwischen Personen mit besonders engen sozialen Bindungen zu beobachten: Es bleibt sehr viel ungesagt, was zugleich die Unterstellung des Senders mitkommuniziert, man verstehe sich ‚ohne viele Worte‘.“ Ebd., S. 170.

⁴³² „Utterances with poetic effects can be used precisely to create this sense of apparently affective rather than cognitive mutuality. What we are suggesting is that, if you look at these affective effects through the microscope of relevance theory, you see a wide array of minute cognitive effects.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 224.

⁴³³ „What look like non-propositional effects associated with the expression of attitudes, feelings and states of mind can be approached in terms of the notion of weak implicature.“ Ebd., S. 222.

⁴³⁴ „Generally, the most striking examples of a particular figure, the ones singled out for attention by rhetoricians and students of style, are those which have poetic effects [...]. These poetic effects are then attributed to the syntactic or phonological construction in question. However, [...] a repetitive syntactic pattern does not invariably give rise to noticeable stylistic effects. The same is true of all the figures of style identified by classical rhetoric.“ Ebd.

3.2 Literaturwissenschaftliche Grundlagen: Zum Stand der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft

Grundlage für die Betrachtung von Multiperspektivität unter relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten ist zunächst einmal ein auf dem aktuellen Wissensstand der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft fußendes Modell literarischer Kommunikation.

Erste Versuche, literaturwissenschaftlich mit der Relevanztheorie zu arbeiten, liegen im englischsprachigen Raum seit den neunziger Jahren vor; nach der Jahrhundertwende hat sich auch die deutschsprachige Literaturwissenschaft dieser Theorie zugewendet. Dabei wurden bereits verschiedenste literaturwissenschaftliche Themengebiete behandelt, die im folgenden Abschnitt skizziert werden.

Alle der dort vorgestellten Vertreter zeichnen sich dadurch aus, dass sie genuin literaturwissenschaftliche Erkenntnisinteressen verfolgen, statt literarische Beispiele für relevanztheoretische Argumentationen zu verwenden. Sie erfüllen damit das von Marcus Hartner als ‚Autonomie‘ bezeichnete zweite Qualitätskriterium für die kognitive Literaturwissenschaft.

Hartner zufolge müssen noch zwei weitere Gütekriterien erfüllt sein: Einerseits muss die Kohärenz der literaturwissenschaftlichen und der pragmatischen Forschung gewährleistet sein. Außerdem ist auf Moderation, also Sparsamkeit in der Übernahme von fachfremden Begrifflichkeiten zu achten.⁴³⁵ Ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Modell literarischer Kommunikation darf also nicht mit Fachtermini der Hilfswissenschaft überfrachtet sein. Gleichzeitig muss gewährleistet sein, dass die Konzepte und Begriffe der beiden beteiligten Disziplinen kompatibel sind.

Die Anpassungsleistungen, welche die relevanztheoretisch arbeitende Literaturwissenschaft in dieser Hinsicht bereits geleistet hat, sollen im Folgenden dargestellt werden. Dabei soll einerseits deutlich werden, wie zentrale Begriffe der Relevanztheorie literaturwissenschaftlich aufgefasst werden. Andererseits sollen literaturwissenschaftliche Anpassungen und Ergänzungen vorgestellt werden, die notwendig waren, um die ursprünglich kognitionswissenschaftlich-linguistische Theorie für die spezifischen Fragestellungen der Literaturwissenschaft verwendbar zu machen. Eine solche Überblicksdarstellung liegt bis dato für die relevanztheoretische Literaturwissenschaft nicht vor.

Ziel dieser Zusammenschau des relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Wissensstandes ist die Demonstration der Leistungsfähigkeit dieser Richtung für die Beschreibung und Analyse inferentieller Kommunikation. Es soll also deutlich werden,

⁴³⁵ Zu den drei Leitlinien vgl. Hartner, Marcus (2012), S. 52.

wie Inferenzen entstehen und wie sie gesteuert werden. Außerdem sollen die spezifischen, mit schwacher inferentieller Kommunikation verbundenen poetischen Effekte vorgestellt werden.

Da dieser systematische Überblick einen selektiven Blick auf die jeweiligen Werke der relevanztheoretisch arbeitenden Literaturwissenschaftlerinnen erfordert, ist ihm eine kurze Übersicht über deren Erkenntnisinteressen in ihrer jeweiligen Eigenlogik vorangestellt.

3.2.1 Vertreter und Erkenntnisinteressen

Anne Furlong ist die erste Literaturwissenschaftlerin, die in „Relevance and the Interpretation of Literary Works“⁴³⁶ die Relevanztheorie für ihre Disziplin adaptiert hat.⁴³⁷ Ihr Hauptanliegen dabei ist es, relevanztheoretisch zu erklären, wie Textinterpretationen zustande kommen und in Hinblick auf ihre Gelungenheit bewertet werden können.⁴³⁸ Dabei geht es nicht darum, je eine einzelne, eindeutig gültige Textinterpretation zu finden, wie dies Furlong zufolge von der traditionellen

⁴³⁶ Furlong, Anne (1995).

⁴³⁷ Diese erste Arbeit ist von ihr in weiteren Publikationen fortgeführt worden. Schwerpunkte sind dabei die Kanonizität von Texten, die Literarizität von Theatertexten sowie Tropen wie „wit“, „repetition“ oder „prosody“. Besonders bemerkenswert im Kontext anderer literaturwissenschaftlicher Adaptionen der Relevanztheorie ist der Aufsatz „A Modest Proposal“ in dem mit Hilfe ihres relevanztheoretischen Modells die Funktionsweise von „interpretive frameworks“ wie Psychoanalyse oder Gender Studies als essentiell pragmatisch erklärt wird. Furlong zufolge fungieren diese als Kontext, der bestimmte (psychoanalytische bzw. genderspezifische) Aspekte sichtbarer macht: „An interpretive framework is a cohesive set of assumptions about the world; it makes certain aspects of the text highly salient by restricting the context in which it is processed.“ Furlong, Anne: A Modest Proposal. *Linguistics and Literary Studies*. In: *Canadian Journal of Applied Linguistics (CJAL)*, 10. Jg., H. 3, S. 325–374, S. 332. Dies funktioniert aber nur dann, wenn die Leser die entsprechenden Theoriegebäude auch glaubhaft finden: „So long as readers accept the assumptions in this context as true or probably true, they will regard the interpretations that result as fruitful or interesting.“ Ebd. Furlong steht mit ihrer Auffassung zum Wahrheitsgehalt im Widerspruch zu späteren literaturwissenschaftlichen Adaptionen der Relevanztheorie, die diese erste Äußerung zu der Thematik nicht zu kennen scheinen und daher nicht diskutieren. Vgl. dazu Walsh, Richard (2007) bzw. und Strasen, Sven (2008).

⁴³⁸ „The thesis aims to contribute to literary studies by characterising literary interpretation not as a unique activity but as a subset of general communication, driven by a global cognitive strategy: the search for relevance. It will use relevance theory to account for the production and evaluation of literary interpretations.“ Furlong, Anne (1995), S. 2.

Literaturwissenschaft vertreten wird.⁴³⁹ Dies wäre ein unmögliches Unterfangen,⁴⁴⁰ denn Kommunikation ist per se nie eindeutig, sondern riskant: „Communication takes place at a risk.“⁴⁴¹ Furlong übernimmt für ihr Modell der Interpretation literarischer Texte die relevanztheoretische Auffassung, dass Texte nur Anhaltspunkte zur Verfügung stellen, auf deren Basis mit Hilfe von Kontextwissen Schlüsse über mögliche Bedeutungen gezogen werden müssen. Dieser relativ unsichere Prozess wird von Standards geleitet, die bei der Entscheidung helfen, welche Interpretationen akzeptabel sind.⁴⁴²

Von diesen Überlegungen aus entwirft Furlong ein Modell literarischer Interpretation, das sich mit vagen, uneindeutigen Textphänomenen beschäftigt, die besonders geeignet sind, um literaturspezifische ‚poetic effects‘ zu erzielen.⁴⁴³ Ihr Modell umfasst Hervorhebungen, die auch in Bezug auf Multiperspektivität eine Rolle spielen⁴⁴⁴ sowie Stilfiguren wie Wiederholung oder Ironie,⁴⁴⁵ wird von ihr aber auch auf allgemeinere Fragestellungen übertragen: Ein letztes Kapitel beschäftigt sich mit der Frage, wie mit Hilfe von Relevanztheorie zwischen exegetischen und eisegetischen Interpretationen unterschieden werden kann und stellt aus dem entworfenen Theoriehorizont Überlegungen zur Kanonizität von Texten an.⁴⁴⁶

Adrian Pilkington hat mit „Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective“⁴⁴⁷ eine weitere literaturwissenschaftliche Anwendung von Relevanztheorie vorgelegt. Mit dem Konzept der poetischen Effekte untersucht Pilkington verschiedene Tropen

⁴³⁹ Furlong attestiert der Literaturtheorie insgesamt eine zu starke Orientierung am Code-Modell der Kommunikation, was zur Folge hat, dass diese den inferentiellen, d.h. variablen Anteil an der Bedeutungsproduktion von Texten nicht ausreichend berücksichtigt: „I have tried to show that virtually all current (and past) literary and critical theories are, whatever their other differences, united in their acceptance of some version of the code model of communication. Whether explicit, as in post-structuralist thought (and in fact in all theories from which current post-structuralist thought is derived), or implicit, as in the case of reader-response theory and new criticism, the acceptance of the code model of communication is universal.“ Ebd., S. 23.

⁴⁴⁰ „All this goes well beyond what is achievable by literary communication. It has only recently been pointed out that it goes well beyond what is achievable in spontaneous comprehension too.“ Ebd., S. 49.

⁴⁴¹ Ebd. Sowohl in der Alltagskommunikation als auch bei der Interpretation literarischer Texte muss beim Verstehensprozess die beste aus einer Reihe von möglicher Hypothesen über die Bedeutung der Äußerung ausgewählt werden und dies stellt ein Risiko dar: „Literary interpretation [as well as] spontaneous comprehension [...] is a matter of choosing the best hypothesis from a range of conceivable hypotheses, and takes place at a risk.“ Ebd., S. 49.

⁴⁴² „Even in establishing what is actually ‚stated‘ rather than implied by a work, a substantial element of interpretation and inference is involved. What is encoded by a text - even once the grammar or dialect is fixed - rarely amounts to a unique set of unambiguous propositions. The reader has to come to some decision, using clues provided in the text, and interpreting them in the light of background assumptions, plus some standard for deciding what makes one interpretation acceptable and another not.“ Ebd.

⁴⁴³ Vgl. ebd., Kapitel 2.

⁴⁴⁴ Vgl. dazu S. 107 dieser Arbeit.

⁴⁴⁵ Vgl. dazu Kapitel 3 „Foregrounding and figurative language“, ebd., S. 134ff.

⁴⁴⁶ Vgl. dazu Kapitel 4 „Literariness, classicality and the canon“, ebd., S. 189ff.

⁴⁴⁷ Pilkington, Adrian (2000).

(Metaphern, Epizeuxis, metrische Variation, Reim und Alliteration) und interessiert sich für die von ihnen hervorgebrachten Bedeutungen.⁴⁴⁸

Sein Ziel ist es, die spezifischen „poetischen Effekte“ von Literatur adäquat zu beschreiben, die sich dadurch auszeichnen, nicht-propositional, also nicht mit formaler Aussagenlogik paraphrasierbar zu sein.⁴⁴⁹ „Poetic effects (and hence poetic experience and aesthetic pleasure) are non-propositional. Literary communication is centrally concerned with affect, phenomenal experience and feelings.“⁴⁵⁰ Pilkington argumentiert, dass sie trotz dieser Eigenschaft keineswegs dem theoretischen (und literaturwissenschaftlichen⁴⁵¹) Zugriff entzogen sind, sondern reale Eigenschaften besitzen, die mit Hilfe der Relevanztheorie erfasst werden können.⁴⁵² Pilkington zufolge wird der aktuelle Stand der literaturwissenschaftlichen Forschung dieser Tatsache jedoch nicht gerecht.⁴⁵³ Abhilfe kann seiner Meinung nach die Zuhilfenahme pragmatischer Theorien schaffen,⁴⁵⁴ denn das innerhalb der Relevanztheorie entwickelte Konzept der poetischen Effekte ist in der Lage, die Spezifik der von literarischen Stilmitteln erzielbaren Wirkungen abzubilden.

Schon der Titel „The Rhetoric of Fictionality. Narrative and the Idea of Fiction“⁴⁵⁵ zeigt, dass *Richard Walsh* einen anderen Schwerpunkt verfolgt als seine Vorgänger, die mit ihren Adaptionen der Relevanztheorie jeweils bestimmte literarische Phänomene in den Blick nehmen.⁴⁵⁶ Walsh kündigt an, auf Basis der Relevanztheorie eine

⁴⁴⁸ Ebd., S. xiii.

⁴⁴⁹ „Poetic effects cannot be characterized simply in propositional terms: poetic thoughts do not just consist of sets of assumptions or propositional forms.“ Ebd., S. xi.

⁴⁵⁰ Mackenzie, Ian: Adrian Pilkington, Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective. Rezension. In: *Journal of Literary Semantics*, 31. Jg., H. 2, S. 61, S. 200.

⁴⁵¹ Wie Yus richtig anmerkt, sind andere literaturwissenschaftliche Theorien durchaus zu ähnlichen Auffassungen wie Pilkington gelangt, ohne jedoch die zentrale Rolle kognitiver Prozesse des Rezipienten bei der Textrezeption zu berücksichtigen. Vgl. dazu Yus, Francisco (2002), S. 620.

⁴⁵² Unter „realen Eigenschaften“ versteht Pilkington mentale Prozesse und mentale Abbildungen von Kommunikaten, die mit Hilfe von Relevanztheorie beschrieben werden können. Pilkington, Adrian (2000), S. 47.

⁴⁵³ „Unfortunately, relevance theory remains relatively unknown among literary theorists, the majority of whom tend to look no further than Saussure and post-Saussurean developments for their linguistics.“ Mackenzie, Ian (2002), S. 200.

⁴⁵⁴ „Without a theory of pragmatics, current literary theory has no way of accounting for such range and variety of stylistic effects.“ Pilkington, Adrian (2000), S. 43.

⁴⁵⁵ Walsh, Richard (2007).

⁴⁵⁶ Walshs Anliegen ist theoretischer Natur, er versichert mehrfach, nicht daran interessiert zu sein, ein methodisches Instrumentarium zu entwickeln. Gleichzeitig sind seine Aussagen über die Tragweite seiner Ausführungen widersprüchlich: Einerseits affirmiert er, „relevance theory [...] doesn't lend itself to [...] the production of striking new interpretations.“ Ebd., S. 33. Andererseits aber kündigt er an, dass seine Anwendung der Relevanztheorie genau das leistet: „The point of theorizing fictionality is not, for me, primarily to inform or enable the interpretation of fictional texts, or to refine the apparatus of literary study (though I think it does do both of these things); it is a more abstract inquiry into the conditions of significance that make these activities conceivable and worthwhile.“ Ebd., S. 3.

Neukonzeptionalisierung von Fiktionalität⁴⁵⁷ vorzulegen und vor diesem Hintergrund narratologische Grundbegriffe zu überprüfen.⁴⁵⁸ Obwohl Walsh für seine Modellbildung durchaus relevanztheoretische Erkenntnisse und Begrifflichkeiten verwendet, tritt die Relevanztheorie bei seinen weiteren narratologischen Überlegungen eher in den Hintergrund.⁴⁵⁹ Zwar wurden seine Erkenntnisse durchaus schon für Textanalysen genutzt;⁴⁶⁰ sie bieten allerdings für die Anwendung auf die Multiperspektivität keine konkreten Anknüpfungspunkte und werden daher in dieser Arbeit nur dort punktuell berücksichtigt, wo der relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche *common sense* bzw. Dissens diskutiert wird.

Mit seiner 2004 erschienenen Monografie „Figur und Person“⁴⁶¹ hat Fotis Jannidis die erste umfassende Anwendung der Relevanztheorie im deutschsprachigen Raum vorgelegt. Er entwickelt darin mit ihrer Hilfe ein „erzähltheoretisches Konzept für das Phänomen ‚Figur‘“⁴⁶², das in vielen Punkten auch auf Perspektiven und somit Multiperspektivität anwendbar ist. Sein Hauptanliegen ist es, eine

präzisere Beschreibung dessen zu ermöglichen, was in einer erzählten Welt an figurespezifischen Informationen gegeben ist, einschließlich des modalen Status, den diese Informationen haben, d.h. ob sie faktisch sind oder etwa nur möglich oder nur subjektiv aus der Perspektive einer Figur des Textes gegeben sind.⁴⁶³

Dieses von ihm vorgelegte narratologische Konzept wurzelt in verschiedenen Rahmentheorien⁴⁶⁴, auf deren Basis er Teilstücke für ein Modell narrativer Kommunikation⁴⁶⁵ entwirft. Dieses Modell zeichnet sich Jannidis zufolge dadurch aus, dass es einerseits „im Rahmen einer literarischen Pragmatik“⁴⁶⁶ zu denken ist, andererseits aber auch gut anschlussfähig an weitere Theoriekonzepte, so dass ihm z.B. Affinitäten zu Luhmanns Systemtheorie attestiert wurden.⁴⁶⁷ Jannidis

⁴⁵⁷ Walshs Monografie ist erschienen, bevor Wilson sich selbst in einem Aufsatz zur Kompatibilität von Relevanztheorie und fiktionaler Literatur geäußert hat. Vgl. dazu Wilson, Deirdre (2011).

⁴⁵⁸ Es handelt sich dabei um Mimesis, Fabula, Erzähler, Stimme, Überlegungen zu medienspezifischen Differenzen bei Narrationen, der Rolle des Autors und zur Involvierung des Lesers. Walsh, Richard (2007).

⁴⁵⁹ Dies wird in der Rezension von Gorman bemängelt: „Once raised, the theory is dropped and plays very little role in his book, as a glance at the index will confirm.“ Gorman, David: Reconsidering Narrative Theory Rhetorically. In: Poetics Today, 31. Jg., H. 2, S. 353–358, S. 354.

⁴⁶⁰ Vgl. dazu Nielsen, Henrik Skov: Natural Authors, Unnatural Narration. In: Jan Alber/Monika Fludernik (Hgg.), Postclassical Narratology. Approaches and Analyses. Columbus 2010 (Theory and Interpretation of Narrative), S. 275–301.

⁴⁶¹ Jannidis, Fotis (2004).

⁴⁶² Ebd., S. 237.

⁴⁶³ Ebd.

⁴⁶⁴ Gemeint sind Theorien „zur sprachlichen Kommunikation, zur Literarizität und Fiktionalität“, ebd., S. 237.

⁴⁶⁵ Jannidis schreibt, es sollen „Aspekte narrativer Kommunikation unter dem Gesichtspunkt erörtert werden, inwieweit sie zur Lösung des Problems Informationsüberlastung beitragen, und dabei auch einige gängige Vorurteile ausgeräumt werden.“ Ebd., S. 20.

⁴⁶⁶ Ebd., S. 237.

⁴⁶⁷ Wiewohl Jannidis selbst sich gegenüber der Systemtheorie kritisch äußert (Vgl. dazu ebd., S. 16ff.) demonstriert Kellermann, Ralf: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen

Ausführungen bleiben jedoch dem genuin narratologischen Erkenntnisinteresse an Figurendarstellungen verhaftet.⁴⁶⁸

Sven Strasen beschäftigt sich mit der Relevanztheorie im Rahmen seiner Habilitationsschrift zu Rezeptionstheorien. Diese hat den Anspruch, „am – durchaus relevanten – Kenntnisstand der Literaturwissenschaft an[zu]setzen und die Forschungsergebnisse anderer Disziplinen an den Stellen [zu] integrieren, an denen Fragen bisher unbeantwortet geblieben sind.“⁴⁶⁹ Ziel dieser Synthese aus „Literatur-, sprach- und kulturwissenschaftliche[n] Ansätzen und kulturellen Modelle[n]“⁴⁷⁰ ist ein „heuristisches Modell literarischer Rezeptionshandlungen“.⁴⁷¹

Sein auf Basis der Relevanztheorie und ihrer Vorläufer⁴⁷² entwickeltes Modell ist besonders erhellend in Bezug auf die für die analytische Betrachtung von Multiperspektivität sehr wichtige Frage der Beschaffenheit von Kontexten. Dabei geht es ihm weniger um eine Revision des aktuellen literaturwissenschaftlichen Wissensstandes. Strasen vertritt vielmehr die Meinung, dass traditionelle literaturwissenschaftliche Arbeitsfelder durch seine Erkenntnisse transdisziplinär ergänzt, d.h. „für bislang nicht berücksichtigte Methoden und Gegenstände“ geöffnet werden müssen, sie dadurch aber aufgewertet werden.⁴⁷³

Auch *Deirdre Wilson* selbst hat sich mit dem Aufsatz „Relevance and the interpretation of literary works“⁴⁷⁴ zur Anwendung auf die Literatur geäußert und darin die schon verschiedentlich vertretene Annahme bekräftigt, dass sich diese Theorie auf die fiktionale Literatur übertragen lässt.⁴⁷⁵ Dabei geht es nicht primär darum,

Narratologie. Rezension. In: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht*, 39. Jg., H. 4, S. 319–322 an mehreren Punkten Übereinstimmungen der beiden Modelle.

⁴⁶⁸ Stedmans Kritik an der ausführlichen theoretischen Untermauerung von Jannidis Argumentation mit den von ihr als „scientific models“ bezeichneten Theorien ist daher nicht zuzustimmen. Vgl. dazu Stedman, Gesa: Fotis Jannidis, Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Rezension. In: *Anglia - Zeitschrift für englische Philologie*, 125. Jg., H. 2, S. 403–406, S. 406

⁴⁶⁹ Leopold, Maria: Forschungsüberblick und heuristisches Modell. Sven Strasens Synthese literatur-, kognitions- und kulturwissenschaftlicher Rezeptionstheorien. Rezension. In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung*, 1. Jg., H. 1, S. 90–94, S. 90.

⁴⁷⁰ Vgl. den Untertitel seiner Monografie: Strasen, Sven (2008).

⁴⁷¹ Ebd., S.3.

⁴⁷² „Er skizziert eine an Bachtin anschließende Traditionslinie, die Ansätze von Searle (Sprechakttheorie) und Grice (Kooperationsprinzip), sowie Sperber und Wilsons Relevanztheorie.“ Leopold, Maria (2012), S. 92.

⁴⁷³ Strasen, Sven (2008), S. 338.

⁴⁷⁴ Wilson, Deirdre (2011).

⁴⁷⁵ „I will start from the following working assumptions. First, the interpretation of literary works draws on the same basic cognitive and communicative abilities used in ordinary, face-to-face exchanges. Second, theoretical notions which apply to the interpretation of ordinary utterances – the notion of inferential communication itself, the distinction between explicit and implicit communication, strength of implications and implicatures, the analysis of metaphor and irony, stylistic and poetic effects, expressions of attitude, and so on – should carry over to the interpretation of literary texts. Third, the cognitive and communicative principles of relevance, the theoretical definitions of relevance and the relevance-theoretic comprehension heuristic, which are central to relevance theory’s account of ordinary cognition and

grundsätzlich andere Lesarten von Texten zu generieren als die Literaturwissenschaft. Relevanztheorie ist ihrer Ansicht nach vielmehr ein Instrumentarium, das es erlaubt, zu beschreiben, wie Lesarten zustande kommen.⁴⁷⁶

Wilsons Ziel ist es, aufzuzeigen, dass Kommunikation nie eindeutig decodierbar und es daher unmöglich ist, eine um alle Mehrdeutigkeiten bereinigte ein-eindeutige Textinterpretation herzustellen. Kommunikation und literarische Kommunikation insbesondere ist in hohem Maße inferenzbasiert, es gilt: „Comprehension necessarily takes place at a risk.“⁴⁷⁷ Dabei geht es um mehr als das wenig originelle Postulat der Mehrdeutigkeit von Literatur. Ziel der relevanztheoretischen Auseinandersetzung mit Mehrdeutigkeit ist es, Begrifflichkeiten anzubieten, mit der schwache, also mehrdeutige Kommunikation präzise beschrieben werden kann.⁴⁷⁸

3.2.2 Konstruktcharakter

Wiewohl alle Vertreter relevanztheoretischer Literaturwissenschaft deutlich eigene Schwerpunktsetzungen verfolgen, so werden bestimmte Punkte der Relevanztheorie wiederholt diskutiert und Versuche unternommen, sie für die Literaturwissenschaft produktiv zu machen sowie ggf. anzupassen. Das dadurch entstandene Wissenschaftsfeld soll im Folgenden dargestellt werden. Dabei sollen sowohl der sich abzeichnende *common sense* der Überschneidungen als auch von einzelnen Vertretern vorgelegte literaturwissenschaftliche Vertiefungen ursprünglich relevanztheoretischer Konzepte abgebildet werden.

Nach relevanztheoretischer Auffassung wird die Zeichenfolge eines Texts von Rezipienten überhaupt erst dann auf ihre Bedeutung hin betrachtet, wenn vermutet wird, dass sie mit der Intention, etwas zu kommunizieren, erstellt wurde. Die Annahme von Intentionalität ist also eine Bedingung dafür, dass Rezipienten Überlegungen darüber anstellen, was ein Text bedeuten könnte.⁴⁷⁹

communication, should also apply to the interpretation of literary texts. I assume, that is, that literary works are not entirely *sui generis*, but exploit at least some of the same abilities used in other varieties of verbal communication.“ Ebd., S. 70.

⁴⁷⁶ „What relevance theory aims to do is not to produce better interpretations than actual hearers or readers do, but to explain how they arrive at the interpretations they do construct.“ Ebd., S. 72. Zur Akzeptabilität literarischer Interpretationen aus literaturwissenschaftlich-relevanztheoretischer Sicht vgl. auch Furlong, Anne (1995), S. 29ff.

⁴⁷⁷ Wilson, Deirdre (2011), S. 72.

⁴⁷⁸ „In the model of ostensive-inferential communication we are trying to develop, impressions fall squarely within the domain of things that can be communicated, and their very vagueness can be precisely described.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 59.

⁴⁷⁹ Zur relevanztheoretischen Auffassung vgl. Anm. 383 dieser Arbeit. Jannidis geht in seiner Argumentation über die Grundbedingung der Intentionalität hinaus und wandelt das von Grice postulierte Kooperationsprinzip („Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.“ Grice, H. P. (1991), S. 26.) für die Literaturwissenschaft ab. Grices

Die damit verbundene Auffassung von der Rolle der Autoren steht im Gegensatz zu der von Vertretern verschiedener Theorieschulen des 20. Jahrhunderts prominent vertretenen Meinung, der Autor sei für die Interpretation eines Texts irrelevant.⁴⁸⁰ Sie reiht sich allerdings in Bemühungen der jüngeren deutschsprachigen Literaturwissenschaft ein, den Autorbegriff wieder auf seine Verwendbarkeit zu überprüfen.⁴⁸¹ Ohne hinter den mit der Debatte um den Tod des Autors erreichten Stand der Forschung zurückzufallen, eröffnet die relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Auffassung des Autors eine neue Dimension in der Betrachtung dieses Konzepts.

Hier wird die Ansicht vertreten, dass Intentionalität sinnvollerweise nur Personen, also Autoren von Texten zugeschrieben werden kann. So wertet z.B. Jannidis alle Versuche, etwa Ersatzkonstruktionen wie die Textintention oder den impliziten Autor zu verwenden, nur als Hilfskonstruktionen⁴⁸², die Ockhams Rasiermesser nicht standhalten.

Darüber hinaus scheitern Versuche, die als vorhanden anzunehmende Intention des Autors im Text selbst zu verankern, daran, dass nach pragmatischer Auffassung die Texte selbst unvollständig sind, d.h. ohne Rückgriff auf Kontexte unverständlich bleiben. Von einer Textintention kann Jannidis zufolge nur dann gesprochen werden, „wenn der Text alleine seine Bedeutung garantieren könnte, d.h. wenn die Bedeutung eines Textes, allgemeiner noch: die angemessene und intendierte Umgangsweise mit einem Text, lediglich aufgrund der im Text vorhandenen Schriftzeichen ermittelt werden könnte.“⁴⁸³ Dies ist allerdings nach Ansicht der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft nicht der Fall.

Kooperationsprinzip ist zwar für Dialogsituationen entwickelt worden, es lässt sich jedoch auch auf die „schriftliche, unidirektionale, narrative Kommunikation“ (Jannidis, Fotis (2004), S. 53.) übertragen, da auch hier kooperatives Handeln der beteiligten Akteure zu beobachten ist: „Das gemeinsame Handeln wird durch den literarischen Text, an dessen Bedeutungskonstitution sowohl Autor als auch Leser beteiligt sind, sowie durch ein gemeinsames Ziel bestimmt.“ (ebd., S. 54.) Als gemeinsames Ziel in Konversationen wird üblicherweise der „maximal effektive Austausch von Informationen“ (ebd.) angenommen, es sind aber auch andere Ziele denkbar. Jannidis schlägt vor, für das Kommunikationssystem Literatur ein narratives Kooperationsprinzip anzunehmen, dessen Ziel darin besteht, „interessant über ein Geschehen zu informieren und das so effektiv wie möglich zu tun.“ (ebd., S. 82.) Mit „Geschehen“ ist dabei „das Handeln oder Verhalten von Figuren in einem Setting.“ (ebd., S. 55.) gemeint.

⁴⁸⁰ Zum Ursprung der „Intentional Fallacy“ vgl. Beardsley, Monroe/William K. Wimsatt: The Intentional Fallacy. In: Joseph Margolis (Hg.), *Philosophy Looks at the Arts* 1987, S. 367–380, zur Intentionalismusdebatte und ihren Strömungen vgl. Spoerhase, Carlos: Hypothetischer Intentionalismus. Rekonstruktion und Kritik. In: *Journal of Literary Theory*, 1. Jg., H. 1, S. 81–110, S. 82.

⁴⁸¹ Vgl. dazu den jüngst erschienenen Sammelband „Rückkehr des Autors.“ Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hgg.) (1999).

⁴⁸² Vgl. dazu Jannidis, Fotis (2004), S. 23.

⁴⁸³ Ebd., S.26.

Stattdessen kommt, wie oben schon beschrieben, dem Konstrukt „Autorintention“ die Funktion zu, durch die Grundannahme der Intentionalität die Suche nach inferentiellen Bedeutungsanteilen überhaupt auszulösen.

Zu betonen ist, dass sich die relevanztheoretische Literaturwissenschaft nicht mit den realen Intentionen tatsächlicher Personen beschäftigt, die mit literaturwissenschaftlichen Mitteln ohnehin nicht zugänglich wären, sondern dass die Autorintention ein Konstrukt darstellt. Furlong führt aus, dass bei der Textinterpretation nicht die tatsächliche Autorintention rekonstruiert wird, sondern dass Hypothesen über mögliche Aussageabsichten konstruiert und evaluiert werden:

We cannot know anything about someone else's intentions; all we can do is interpret the evidence she provides. In interpreting literary works we simply make our best guesses about the writer's intentions, based somehow on the evidence she has provided for them. More formally, we do not decode the writer's intentions, but construct and evaluate hypotheses about them.⁴⁸⁴

Auch Jannidis versteht die Autorintention als aus Zuschreibungen entstandenes Konstrukt:

Der ‚reale‘ Autor ist für diese Form der Analyse also nicht einfach identisch mit einer bestimmten Person, mit deren Körper und mit deren mentalen Vorgängen zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern es handelt sich um ein Konstrukt, das — aller Wahrscheinlichkeit nach — manche Gemeinsamkeiten mit den mentalen Vorgängen aufweist.⁴⁸⁵

Er nimmt an, dass alle über die Sprecher- bzw. Erzählerintention hinausgehenden Aussagen eines Texts der Autorintention zuzurechnen sind. Der Autor bzw. seine Intention ist dabei als „Zuschreibungsinstanz“⁴⁸⁶ zu verstehen, der die „aufgrund von Codes und Konventionen ermittelte“⁴⁸⁷ Bedeutung des Texts sowie die autorspezifische „vom Leser erst genauer zu ermittelnde Umgangsweise mit den sprachlichen Zeichen im Text“⁴⁸⁸ (etwa Schreibweisen und Chiffren) zugeordnet werden.

Das Endprodukt dieser Zuschreibung ist ein Ergebnis der von den Leserinnen eingebrachten Wissensbestände und Kompetenzen. Es kann demnach unterschiedlich

⁴⁸⁴ Furlong, Anne (1995), S. 49.

⁴⁸⁵ Jannidis, Fotis (2004), S. 27.

⁴⁸⁶ Jannidis präzisiert dabei weiterhin: „Man kann diese Auswahl und Gestaltung auf den Text beziehen, aber das sind bei genauerem Hinsehen metonymische Verwendungen, da es ja zumeist um die Wahrnehmung von Handlungen und Intentionen geht, die im Text kommuniziert, aber nicht ihm zugeschrieben werden. Es bietet sich daher an, diese Entscheidungen einer eigenen Instanz, eben dem ‚Autor‘ zuzuschreiben.“ Ebd., S. 27.

⁴⁸⁷ Ebd.

⁴⁸⁸ Ebd.

ausfallen⁴⁸⁹ und ist als „stets hypothetisch[], stets fallib[el]“⁴⁹⁰ zu denken. Insgesamt wird also von Furlong wie Jannidis ein hypothetischer Intentionalismus vertreten:

Mit dem hypothetischen Intentionalismus ist [...] ein grundsätzlicher Wechsel der theoretischen Konstruktionsrichtung angezeigt: Nicht die von einer autoritativen Produktionsinstanz intendierte Bedeutung ist die gesuchte Textbedeutung, die Textbedeutung ist vielmehr die von einer Rezeptionsinstanz anhand bestimmter Belegmengen, Interpretationsstrategien und Bewertungskriterien vorgenommene (hypothetische) Intentionszuschreibung.⁴⁹¹

Diese Auffassung steht im Widerspruch zu code-basierten Modellen literarischer Kommunikation, die davon ausgehen, dass die Bedeutung eines Texts in diesem encodiert ist und von den Rezipienten nur noch möglichst störungsfrei entnommen werden muss. Diese sind, wie Furlong deutlich macht, auch darauf abgestellt, je eine einzige, eindeutige und gültige Textinterpretation zu produzieren:

The code model of communication [...] guarantees successful communication as long as writer and reader share a code and the signal is not distorted; it guarantees perfect communication, in the sense that the message transmitted will be identical to the one received; and it requires determinacy of intended interpretation: a message is either encoded or it is not.⁴⁹²

Eine Folge dieser relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Neukonzeptionalisierung ist, dass sowohl die Rezipienten als auch der Kontext eine größere Rolle spielen als gewohnt.

Eine andere relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Variante, den Autorbegriff neu zu denken, ist von Walsh vorgelegt worden. Anders als in geläufigen narratologischen Taxonomien wie z.B. bei Genette⁴⁹³ will Walsh den heterodiegetisch-extradiegetischen Erzähler als identisch mit dem Autor verstanden wissen.⁴⁹⁴ Dieser

⁴⁸⁹ Jannidis weist in diesem Zusammenhang besonders auf den Unterschied zwischen professionellem und nicht-professionellem Leser hin: „Nimmt man die oben ausgeführte Verankerung auch der literarischen Kommunikation in jeweils historisch und kulturell spezifischen Situationstypen ernst, dann kann der Literaturwissenschaftler jedoch nur in den seltensten Fällen die übliche Rezipienten-Position einnehmen. Er hat im Regelfall sehr viel mehr historisches Textwissen als ein Gegenwartsleser und weiß bei nicht zeitgenössischen Texten, selbst bei langzeitiger Spezialisierung, sehr viel weniger über die sprachlichen und literarischen Konventionen als ein Zeitgenosse. Vor allem aber weiß er es anders, d.h. es ist nicht das prozedurale Wissen der lebensweltlichen Verwendung.“ Ebd., S. 27f. Strasen erklärt interindividuelle Ähnlichkeiten und Unterschiede von Interpretationen mit Hilfe der Schematheorie. Vgl. dazu S. 115 bzw. S. 121 dieser Arbeit.

⁴⁹⁰ Ebd., S. 25.

⁴⁹¹ Spoerhase, Carlos (2007), S. 84. Zum Begriff des hypothetischen Intentionalismus vgl. ebd. Zur Unterscheidung zwischen hypothetischem und starkem Intentionalismus vgl. Köppe, Tilman/Winko, Simone: Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft. In: Thomas Anz (Hg.), Handbuch Literaturwissenschaft. Stuttgart, Weimar 2007, S. 285–371, S. 314.

⁴⁹² Furlong, Anne (1995), S. 49.

⁴⁹³ Genette, Gérard (2010). S. 178.

⁴⁹⁴ Intradiegetische sowie extradiegetische homodiegetische Erzähler werden von ihm dagegen als Figuren eingestuft: „My argument against the narrator, then, comes down to this: fictions are narrated by their authors, or by characters. Extradiegetic homodiegetic narrators, being represented, are characters, just as all intradiegetic narrators are. Extradiegetic heterodiegetic narrators (that is, ‘impersonal’ and ‘authorial’ narrators), who cannot be represented without

erzeugt eine fiktionale Narration, die den rhetorischen Effekt hervorruft, dass in ihr wiederum andere Figuren als Erzähler auftreten können.⁴⁹⁵ Begriffe wie den impliziten Autor hält er ebenso wie Jannidis für Hilfskonstruktionen, die unnötigen theoretischen Ballast darstellen.⁴⁹⁶ Wiewohl Walsh sich mit seiner Kritik im *common sense* der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft bewegt, ist sein eigenes, unter anderem die starke Aufwertung des Autors beinhaltendes Modell eher kritisiert worden.⁴⁹⁷

Analog zur Autorin wird auch die Leserin von Furlong sowie Jannidis als rezipientenseitiges Konstrukt verstanden. Furlong formuliert das wie folgt: „We do not observe people's interpretive processes directly, but can only infer them.“⁴⁹⁸ Jannidis geht über diese Ansicht hinaus und entwickelt einen neuen Begriff. Er diskutiert das von Iser in die Literaturwissenschaft eingebrachte Konzept des impliziten Lesers⁴⁹⁹ und schlägt vor, es durch den Begriff der Textstrategie zu ersetzen.

Jannidis kritisiert an Iser's Ansatz, dass er sich „bei der Analyse der ‚Appellstruktur‘ und der ‚Leerstellen‘ literarischer Texte nun allerdings gerade auf die Operationen des Lesers [konzentriert], deren Ergebnis nicht durch den Text abgedeckt ist, sondern in textuell unspezifizierter Weise über ihn hinausgeht“⁵⁰⁰, d.h. inferentiell funktioniert.

thereby being rendered homodiegetic or intradiegetic, are in no way distinguishable from authors.“ Walsh, Richard (2007), S. 84. Diese Auffassung ist seither z.B. von Nielsen, Henrik Skov (2010) übernommen worden. Er schließt sich damit der von Banfield vertretenen der „no-narrator thesis“ an, die besagt, dass „a text without the first person pronoun (outside direct speech) or without any linguistic signs of the speaker (expressive constructions, evaluative words, etc.) has no narrator“. Banfield, Ann: *Unspeakable Sentences. Narration and Representation in the Language of Fiction*. Boston 1982, S. 34-35.

⁴⁹⁵ Die Praktikabilität dieser Vorschläge ist allerdings zweifelhaft, wie Gorman deutlich macht: „In some cases, Walsh's rhetorical approach involves him in a debunking operation. He professes skepticism about an idea as widely accepted as the claim that every fictional narrative has a narrator, whether overt or not. [...] Or rather, the general program is clear enough: we should talk about narratives in terms of rhetorical effects. But how specifically can we do this? What is the alternative to the familiar practice of talking about narrators as one type of character?“ Gorman, David (2010), S. 355.

⁴⁹⁶ „There is no room anywhere for a third agent that would be neither a character nor the real author.“ Walsh, Richard (2007), S. 84.

⁴⁹⁷ Gorman zufolge besteht das eigentliche Verdienst seiner Monografie nicht in der Revision sondern in der Kritik narratologischer Begriffe: „I now think that *The Rhetoric of Fictionality* appears to best advantage if read as a set of critical essays on primary topics in narrative theory (author, narrator, reader, plot, and so on) rather than as developing a theory.“ Gorman, David (2010), S. 354. „Walsh's strength lies very much in critique: he inclines to woolliness when he attempts to set out a claim in positive terms.“ Ebd., S. 357.

⁴⁹⁸ Furlong, Anne (1995), S. 44. Zum Verständnis des Lesers in der Relevanztheorie vgl. Anm. 397 dieser Arbeit. Furlongs Hauptinteresse liegt in Bezug auf die Leserinnen allerdings nicht auf der Unterscheidung zwischen empirischem und idealtypischem Leser, sondern auf der Differenz zwischen professionellen Lesenden und Laien: „Literary interpretation and the spontaneous interpretation of the common reader are not the same, though I will argue that they are intimately related.“ Ebd., S. 26.

⁴⁹⁹ Vgl. Iser, Wolfgang: *Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett*. München 1994.

⁵⁰⁰ Jannidis, Fotis (2004), S. 30.

Lesers impliziter Leser ist Jannidis' Kritik zufolge nicht dem Text implizit, sondern ein kontextbasiertes Konstrukt.

Jannidis' Alternativvorschlag ist es, stattdessen mit dem Modell-Leser, einem anthropomorphen und textbasierten Konstrukt⁵⁰¹ zu arbeiten, das über die „Kenntnis aller einschlägigen Codes und auch über alle notwendigen Kompetenzen verfügt, um die vom Text erforderten Operationen erfolgreich durchzuführen.“⁵⁰² Dieser Begriff löst allerdings keine hermeneutischen Probleme, da die „für die Verstehensoperationen notwendigen Voraussetzungen“⁵⁰³ erst dann dem Modell-Leser zugerechnet werden können, wenn der Text schon verstanden ist.

Jannidis schlägt daher für die Interpretation das Konzept der Textstrategie vor: Sie ist in Jannidis' Verständnis ein „Sammelbegriff für alle zu vervollständigenden Angaben im Text und die sie vervollständigenden Operationen des Modell-Lesers“⁵⁰⁴ – der Begriff geht also in seiner Reichweite ebenfalls über die reine Textbasis hinaus. Um die pragmatische Dimension narrativer Kommunikation beobachten zu können, Inferenzen also genauer zu beschreiben, als dies bisher möglich ist, „wird die Rekonstruktion der Textstrategie zum zentralen Anliegen — von den einfachsten Schritten bei der Konstituierung einer erzählten Welt bis zu den komplexesten Zuschreibungen von Bedeutungen zu Elementen des Textes und der erzählten Welt.“⁵⁰⁵ Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht stehen also nicht nur Texte an sich, empirische Leser oder Autoren im Mittelpunkt des Interesses, sondern Konstrukte, die über die Texte hinausgehen.

3.2.3 Inferenzen

Die relevanztheoretische Literaturwissenschaft geht davon aus, dass die Textbedeutung im Text selbst nicht einfach vorhanden ist, sondern von den Rezipienten erst konstruiert wird. Sie geht also nicht von einem Code-Modell von Kommunikation aus, nach dem die Zeichen eines Textes nur darauf warten, möglichst störungsfrei von einem Rezipienten aufgenommen zu werden. Stattdessen ist sie der Ansicht, dass „Kommunikation nicht code-, sondern inferenzbasiert ist.“⁵⁰⁶

So argumentiert Jannidis, dass besonders die Betrachtung von Literatur zeigt, dass prä-existente Codes oft nicht ausreichen, um die eigene Textwelt und Stilistik eines

⁵⁰¹ Dieses Konstrukt muss deswegen anthropomorph sein, da es ein „Gedächtnis, um das textspezifische Wissen aufbauen zu können, sowie die Fähigkeit, Inferenzen zu bilden [benötigt]. In diesem Sinne ist der Modell-Leser keineswegs ein Textkonstrukt, sondern ein textbasiertes Konstrukt.“ Ebd., S. 31.

⁵⁰² Ebd.

⁵⁰³ Ebd.

⁵⁰⁴ Ebd. Diese lassen sich „zwar für analytische Zwecke unterscheiden, aber nicht trennen, weil sie Teil eines kommunikativen Aktes sind.“ Ebd., S. 33.

⁵⁰⁵ Ebd., S. 31.

⁵⁰⁶ Ebd., S. 81.

literarischen Texts zu verstehen. Dass literarische Texte inferentiell kommunizieren, wird „deutlich an der Eigenschaft literarischer Texte, eigene Zeichen zu entwickeln“⁵⁰⁷. Diese können, weil sie Innovationen darstellen, nicht Teil eines Codes sein [...], da dieser den Kommunikationsteilnehmern schon bekannt sein muss.⁵⁰⁸

Mit der Annahme, dass die Bedeutung von literarischen Texten von den Rezipienten inferentiell konstruiert wird, sind zwar einige Probleme gelöst, allerdings auch neue Fragen verbunden. Wie werden Inferenzen ausgelöst, gesteuert und auch wieder begrenzt? Zu diesen Fragen existieren bereits relevanztheoretische Erklärungen, die allerdings nicht ohne Anpassungen in die Literaturwissenschaft übertragbar sind. Im Folgenden sollen daher die bereits vorliegenden literaturwissenschaftlichen Erklärungsversuche zu diesen Fragen skizziert werden.

Zunächst wird dabei die Frage, wie Inferenzen ausgelöst werden, im Mittelpunkt stehen. In diesem Zusammenhang hat besonders Jannidis mehrere Konzepte entwickelt. Es handelt sich dabei um den Begriff des Relevanzprofils, eine Reformulierung des von Ryan formulierten Prinzips der minimalen Abweichung sowie das Konzept der semiotischen Trigger.

Grundlage für diese Erweiterungen ist zunächst die Annahme optimaler Relevanz: Kommunikationsteilnehmer dürfen einerseits davon ausgehen, dass eine Aussage den Aufwand, sie zu verarbeiten, wert ist und dass diese Verarbeitung andererseits mit dem geringstmöglichen Aufwand möglich ist. Die Berücksichtigung des Aufwands kann erklären, „warum von allen möglichen Kontextinformationen gerade einige wenige für das Verständnis einer Äußerung relevant sind. Ein geringer Aufwand gepaart mit einem hohen Kontexteffekt beschreibt, mit welchem Ziel Selektion vorgenommen wird.“⁵⁰⁹ Es werden also die Kontextinformationen ausgewählt, die mit wenig Aufwand hohe Effekte erzielen.

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht kann gegen die Verwendung des Konzepts Aufwand eingewendet werden, dass dieser nur für den konkreten Leser oder in empirischen Studien, für historische Leser aber „weder introspektiv noch empirisch ermittelt werden“⁵¹⁰ kann. Dem wird von Jannidis allerdings widersprochen. Er vertritt die Position, dass „sich lediglich auf diese Weise [...] Kommunikation ohne bereits existierenden Code plausibel erklären lässt; eben diese Form von Kommunikation findet sich aber besonders häufig in literarischen Texten.“⁵¹¹

Jannidis nimmt daher eine Adaption vor. Betrachtet man den Aufwand in Bezug auf das Konstrukt Modell-Leser, so wird der Einwand hinfällig:

⁵⁰⁷ Ebd., S. 46.

⁵⁰⁸ Ebd., S. 47. „Auch von einem eigenen Code des Werkes zu sprechen, ist in solchen Fällen irreführend, da es ein Spezifikum des Codes ist, zumindest in großen Teilen beiden Seiten der Kommunikation zur Verfügung zu stehen.“ Ebd.

⁵⁰⁹ Ebd., S. 58.

⁵¹⁰ Ebd.

⁵¹¹ Ebd., S. 58.

Eine Lösung könnte darin bestehen, daß man den Begriff des Verarbeitungsaufwands auf den Modell-Leser bezieht. Er wird dadurch immer noch nicht meßbar, aber es werden so Argumentationen der folgenden Form ermöglicht: Der Autor konnte davon ausgehen, daß sein intendierter Leser das Faktum x präsenter hat als ein Faktum y, z.B. weil es in dieser Zeit häufiger in der Tagespresse genannt wurde. Eine Äußerung mit dem Faktum x zu verbinden ist also für diesen Modell-Leser unaufwendiger als sie mit dem Faktum y zu verbinden. Relevanz kann in dieser Verwendungsweise also nur komparativ verwendet werden, und die Validität der entsprechenden Feststellung ist direkt abhängig von der Gültigkeit der historischen Forschung.⁵¹²

Für das hypothetische und faillible Konstrukt Modell-Leser kann ebenso hypothetisch und faillibel der Verarbeitungsaufwand (re-)konstruiert werden.⁵¹³

Wenn Texte, wie von der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft vertreten, prinzipiell unvollständig sind, dann muss geklärt werden, wie weit die Bedeutung durch den Text selbst determiniert ist, und wie die darüber hinausgehenden Inferenzen ausgelöst werden. Relevanztheoretisch wird die Bedeutungsebene, die sich dadurch ergibt, dass für eine Äußerung die lexikalischen Referenzen hergestellt werden, als Explikatur⁵¹⁴ bezeichnet. Diese muss aber noch keinen Aussagecharakter haben, sie kann noch bruchstückhaft sein. Explikaturen werden von den Rezipienten so lange inferentiell vervollständigt, bis diese eine dem kognitiven Aufwand angemessene Bedeutung konstruiert haben.⁵¹⁵

Jannidis versteht diesen Prozess als „abduktives Schließen“, d.h. als „Schlußverfahren zur Identifikation und Bedeutungszuweisung von Zeichen“⁵¹⁶. Abduktionen werden von Jannidis zur Erklärung der Frage herangezogen, wie Leser identifizieren, welche Wissensbestände sie zum Ergänzen textueller Zeichen heranziehen. Er beschreibt diesen Prozess wie folgt: „In einem ersten Schritt wird ein Phänomen als Zeichen identifiziert. Im zweiten Schritt wird eine Regel herangezogen, die zu dem Phänomen paßt. Und im dritten Schritt wird ein Schluß aus Phänomen und Regel gebildet.“⁵¹⁷

Im Gegensatz zu induktiven und deduktiven Schlüssen werden abduktive Schlüsse traditionell als eher fehleranfällig betrachtet,⁵¹⁸ was daran liegt, dass die Abduktion

⁵¹² Ebd.

⁵¹³ Dies entspricht der relevanztheoretischen Auffassung von der Reichweite der Theorie. Vgl. dazu S. 86 dieser Arbeit.

⁵¹⁴ Zum relevanztheoretischen Begriff der Explikatur Vgl. S. 68 dieser Arbeit.

⁵¹⁵ Zur Mehrstufigkeit literarischer Verstehensprozesse vgl. ebd., S. 48.

⁵¹⁶ Ebd., S. 79.

⁵¹⁷ Ebd.

⁵¹⁸ Klassisch ist das auch von Jannidis angeführte Sokrates-Beispiel: „Ein deduktiver Schluß schließt bekanntlich von der Regel („Alle Menschen sind sterblich“) und dem Fall („Sokrates ist Mensch“) auf das Ergebnis („Sokrates ist sterblich“). Der induktive Schluß folgert von dem Fall und dem Ergebnis auf die Regel. Der abduktive Schluß folgert von einem Ergebnis und der Regel auf den Fall[:] (1) Sokrates ist sterblich. (2) Alle Menschen sind sterblich. (3) Sokrates ist ein Mensch. Ein derartiger Schluß ist offensichtlich nicht zwingend; wenn „Sokrates“ der Name eines Hundes ist, dann sind (1) und (2) ebenfalls wahr, aber (3) ist falsch. Der Schluß basiert also weitgehend auf Wahrscheinlichkeiten und ist Teil einer Heuristik, die nicht sicheres Wissen produziert, sondern im besten Fall begründete Annahmen.“ Ebd., S. 76.

nur unsichere Schlussfolgerungen möglich macht: „Es muß erraten werden, welche Regel anzuwenden ist, und der daraus zu ziehende Schluß ist keineswegs sicher.“⁵¹⁹

Zu diesem ersten, eher traditionellen Kritikpunkt macht Jannidis zwei weitere, literaturspezifische Ergänzungen: Die beschriebene Unsicherheit des Schließens verstärkt sich im Falle von literarischer Kommunikation, „weil es sich ja zumeist um sekundäre Zeichen handelt: Der materiale Text ist die Grundlage für die Erzeugung der narrativen Welt (erste Zeichenebene), deren Phänomene wiederum Zeichen sein können (zweite Zeichenebene).“⁵²⁰ Es kann also der Fall eintreten, dass ein sekundäres Zeichen nicht als solches erkannt wird.

Aber auch der umgekehrte Fall ist möglich: Es kann sein, dass Zeichen überhaupt nicht über sich hinaus verweisen, d.h. auch keine Inferenzen auslösen. Diese Fehlerquelle steht in Zusammenhang mit einem Phänomen, das von Roland Barthes als Realitätseffekt⁵²¹ beschrieben wurde. Ein Realitätseffekt ist ein Detail im Text, das

zu nichts [dient], die Erzählung erwähnt es scheinbar nur, weil es da ist; damit gibt sie allerdings zu verstehen, daß der Erzähler – der hier darauf verzichtet, auszuwählen und der Erzählung ihren Gang vorzuschreiben – sich von der ‚Wirklichkeit‘ leiten läßt, von der Gegenwart dessen, was einfach da ist und ‚gezeigt‘ werden will. Als überflüssiges und kontingentes Detail ist es das Medium par excellence der referentiellen Illusion und damit des Mimesiseffekts: es konnotiert Mimesis.⁵²²

Da Realitätseffekte keine andere Funktion haben als die, die erzählte Welt wirklich erscheinen zu lassen, verweisen sie nicht über sich selbst hinaus. Jannidis vermutet, dass der Anteil solcher Zeichen am Text relativ hoch ist:

Nicht jedes erzählte Phänomen der erzählten Welt ist ein sekundäres Zeichen; im Gegenteil, wahrscheinlich sind die meisten Phänomene außer in einem sehr vagen Sinne kein sekundäres Zeichen bzw. Teil eines solchen. [...] Dafür spricht schon der Umstand, daß es für einen Autor kaum möglich ist, alle Aspekte von sprachlichen Zeichen (phonetische, syntaktische, konnotative, denotative, symbolische etc.) gleichzeitig vollkommen zu kontrollieren.⁵²³

Nicht alle Zeichen verweisen über sich hinaus, was bedeutet, dass die Leserinnen entscheiden müssen, welche Zeichen überhaupt Inferenzen auslösen sollen. Insgesamt sind bei abduktiven Schlüssen also drei Risiken vorhanden: „Es kann etwas als Zeichen betrachtet werden, das gar keines ist. Die herangezogene Regel kann falsch sein oder zu weit bzw. zu eng formuliert. Der Schluß kann falsch sein.“⁵²⁴

Gleichzeitig existieren Jannidis zufolge allerdings „zusätzliche Faktoren, die einen Irrtum weniger wahrscheinlich machen.“⁵²⁵ Es handelt sich dabei um semiotische Trigger für die Identifikation von Zeichen sowie relevanztheoretische

⁵¹⁹ Ebd., S. 77.

⁵²⁰ Ebd.

⁵²¹ Barthes, Roland (1968).

⁵²² Genette, Gérard (2010), S. 118.

⁵²³ Jannidis, Fotis (2004), S. 78.

⁵²⁴ Ebd., S. 79.

⁵²⁵ Ebd.

Gelingensbedingungen für die Auswahl von Regeln: Mit ihnen wird Jannidis zufolge „subjektive Beliebigkeit“⁵²⁶ von Inferenzen verhindert.

Mit dem Begriff „semiotischer Trigger“ bezeichnet Jannidis Auffälligkeiten, die den Rezipienten nahelegen, über die semantische Zeichenbedeutung hinaus Inferenzen zu ziehen: Auf der primären Zeichenebene entsteht aus Zeichen die narrative Welt. Auf der „sekundären Zeichenebene [werden] Phänomene der narrativen Welt erst aufgrund von semiotischen Triggern als Zeichen identifiziert.“⁵²⁷ Jannidis führt das Beispiel an, dass

die Reise einer Figur von einer Stadt in die nächste einfach nur die Handlung verlagern oder aber auch ein Zeichen für etwas anderes sein [kann]. Semiotischer Trigger könnte in solch einem Fall z.B. die Länge der Reisebeschreibung sein, da zur Handlungsverlagerung eigentlich schon die Angabe des Ortswechsels genügt.⁵²⁸

Prinzipiell überzeugt die Vorstellung, dass Literatur über die primäre Zeichenbedeutung hinaus eine sekundäre, inferentielle Ebene produzieren kann, durchaus. Unklar bleibt bei Jannidis jedoch, welche Textelemente (stilistische Mittel oder grammatische Phänomene) als semiotische Trigger fungieren können. Streng genommen handelt es sich bei Jannidis' semiotischen Triggern um eine literaturwissenschaftliche Reformulierung des relevanztheoretischen Konzepts der Auffälligkeiten, die durch die Erhöhung des Arbeitsaufwandes Inferenzen auslösen.

Liegen Auffälligkeiten vor, die (mit Jannidis gesprochen) bestimmte Textelemente als Zeichen identifizieren bzw. (relevanztheoretisch formuliert) den Aufwand erhöhen, so ist die Frage, welche Art von Inferenz gezogen wird. Anders ausgedrückt ist das die Frage, welche Art von Zuordnungsregel verwendet werden kann, um dem Zeichen eine Bedeutung zuzuordnen. Es ist ein „Kennzeichen dieser Abduktion, daß die Regel bzw. Konvention, die für die Schlußfolgerung heranzuziehen ist, ebenfalls nicht feststeht, sondern erst mehr oder weniger plausibel festgelegt werden muß.“⁵²⁹ Jannidis identifiziert in diesem Zusammenhang zwei Glücksbedingungen:

Über die genauen Mechanismen der Suche kann man nur spekulieren, aber es scheint doch so etwas wie Glücksbedingungen zu geben, die erfüllt sein müssen, damit die Suche als beendet angesehen und nicht einfach mit einem ‚das verstehe ich nicht‘ abgebrochen wird. Ökonomie der Erklärung — im Sinne des Relevanzprinzips — scheint eine solche Bedingung zu sein; Rekurrenz solcher Zeichenbildungsverfahren im Text oder der Textsorte oder dem Typus fiktionaler Welt ist eine weitere.⁵³⁰

Folgt man Jannidis Modell narrativer Kommunikation, so ziehen die Leser zur Entschlüsselung der Referenz sekundärer Zeichen also vor allem die Wissensbestände heran, die besonders hohe kontextuelle Effekte versprechen (Ökonomie der Erklärung)

⁵²⁶ Ebd., S. 82f.

⁵²⁷ Ebd., S. 80.

⁵²⁸ Ebd., S. 78.

⁵²⁹ Ebd., S. 82.

⁵³⁰ Ebd., S. 79.

oder die üblicherweise für diese Art fiktionaler Welt oder Gattung in Gebrauch sind (Rekurrenz der Zeichenbildungsverfahren).

Mit dem Verweis auf die Ökonomie der Erklärung referiert Jannidis auf eine originär relevanztheoretische Annahme.⁵³¹ Der Hinweis auf die Rekurrenz der Zeichenbildungsverfahren in der Gattung bzw. dem Typ fiktionaler Welten stellt jedoch eine genuin literaturwissenschaftliche Erweiterung dar. Diese macht es möglich, den spezifischen Einfluss literarischer Muster auf das Auslösen von Inferenzen zu berücksichtigen.

3.2.4 Kontext

Mit Jannidis' Glückensbedingungen ist allerdings noch nicht ausreichend geklärt, auf welche kontextuellen Wissensbestände Leserinnen zurückgreifen, um die notorisch unvollständigen Texte inferentiell zu ergänzen: „Woher weiß der Leser, welche Regel, welches Wissen an dieser Stelle einschlägig ist? Der Text selbst transportiert diese Information ja offensichtlich nicht mit.“⁵³² Um dies zu klären, muss der Kontext der Texte näher betrachtet werden.

Der Kontext eines Texts bzw. anders ausgedrückt die ihn umgebende Kommunikationssituation wird meist in der Annahme, „daß die Situation im Falle der literarischen Kommunikation keine Rolle spielt“⁵³³, vernachlässigt. Unter pragmatischen Gesichtspunkten ist jedoch evident, dass der situative Kontext durchaus eine Rolle spielt, da er Informationen enthält, die Inferenzen auslösen oder ihre Inhalte bestimmen können.

Mit Kontext ist allerdings nicht die individuelle Kommunikationssituation gemeint, welche die Textlektüre einer realen Person umgibt, sondern eine typische Situation. Jannidis verdeutlicht dies mit der Unterscheidung zwischen type und token⁵³⁴. Im Falle von mündlichen Äußerungen ist die Bezugnahme auf den Kontext individuell, „d.h. die Äußerung bezieht sich auf ganz bestimmte Informationen in der Situation“⁵³⁵ (token). Texte dagegen haben typische Kontexte,⁵³⁶ sie sind

⁵³¹ Vgl. dazu S. 69 dieser Arbeit.

⁵³² Ebd., S. 75.

⁵³³ Ebd., S. 34. Dies ist aber irreführend, „da auch zahlreiche nichtliterarische Texte in diesem engen Sinne situationslos sind, ohne deshalb gleich mehrdeutig zu werden.“ Als Beispiel führt Jannidis hier Gebrauchsanweisungen an. Ebd.

⁵³⁴ Vgl. Wetzel, Linda: Types and Tokens. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J.

⁵³⁵ Jannidis, Fotis (2004), S. 35.

⁵³⁶ So findet die Lektüre der Gebrauchsanweisung eines Schrankes üblicherweise nur in solchen Situationen statt, in denen Schrankmontage eine Rolle spielt. Ebd., S. 34.

eingebettet in einen Situationstypus, und die konstituierenden Elemente des Typus werden zum adäquaten Verständnis des Textes herangezogen. [...] Das ausdifferenzierte Literatursystem am Anfang des 21. Jahrhunderts enthält zahlreiche verschiedene typisierte Lesesituationen, die durch Verlag, Buchreihe, Buchgestaltung, Verkaufsort und Paratexte deutlich markiert sind.⁵³⁷

Die relevanten Informationen sind laut Jannidis in der „institutionellen Situation“⁵³⁸ enthalten, die alle Informationen umfasst, welche „die Beteiligten aufgrund ihres Weltwissens der Situation zuschreiben können, ohne dabei auf die individuelle Situation zurückzugreifen“⁵³⁹ zu müssen. Es muss also nicht der Kontext eines individuellen Falles von Kommunikation rekonstruiert werden, sondern ein typischer Kontext, wobei Jannidis' Typologie sowohl den linguistischen als auch den extralinguistischen Kontext betrachtet.⁵⁴⁰

Auf der extralinguistischen Ebene befindet sich die institutionelle Situation „Sozialsystem Literatur“⁵⁴¹, die historisch variabel ist.⁵⁴² Zum linguistischen Kontext gehören die Kommunikationssituation, die „den Erzähler und einen mehr oder weniger deutlich angesprochenen Leser im Text“⁵⁴³ umfasst sowie die Kommunikationssituation, welche die „Ebene der Kommunikationen innerhalb der erzählten Welt“⁵⁴⁴ bildet. Jannidis zufolge stellt der Gesamttext selbst „lediglich für

⁵³⁷ Ebd., S. 35.

⁵³⁸ Ebd., S. 37.

⁵³⁹ Ebd.

⁵⁴⁰ Die Unterscheidung zwischen linguistischem Kontext und nicht-linguistischem Kontext, der häufig auch Ko-Text genannt wird, ist wie folgt: „Considering the context of an utterance, one of the most intuitive distinctions is between the context as consisting of its previous and subsequent utterances — the linguistic contexts — and any other extra-linguistic circumstance surrounding the utterance. In the case of ellipsis and anaphoric (and cataphoric) pronouns the designation is determined, or at least constrained, by the linguistic context of the utterance, while the designation of deictic demonstratives is fixed by contextual extralinguistic facts.“ Korta, Kepa/Perry, John (o.J.).

⁵⁴¹ Jannidis, Fotis (2004), S. 43.

⁵⁴² Ein Beispiel für deren Beeinflussung von Textbedeutung ist die „Verschiebung der Ich-Jetzt-Hier Origo“ (ebd., S. 40), die dazu führt, dass literarisch sozialisierte Leser Deiktika wie ‚hier‘ oder ‚gestern‘ nicht auf ihre Lese-Situation, sondern auf die Erzähler oder Wahrnehmungsinstanzen der erzählten Welt bezogen rezipieren. Auch der Autor spielt eine Rolle beim Etablieren typischer Kontexte, die von Jannidis als Situationstypen bezeichnet werden: „Die unterschiedliche Rolle des Autornamens und der Autorinformationen sind ein wesentliches Kennzeichen dieser Situationstypen in der literarischen Kommunikation.“ Ebd., S. 36. Die Situationstypen regulieren beispielsweise „ob und welche Bezüge zum Autor und zur Realität hergestellt werden, aber auch Fragen der Lesegeschwindigkeit und der auf den jeweiligen Text angewandten Verarbeitungsregeln.“ Ebd., S. 36.

⁵⁴³ Ebd., S. 40. Diese beinhaltet z.B. Aspekte wie die im Text angedeutete zeitliche Positionierung von Erzählinstanz und Leser zum Geschehen (Ebd., S. 41) aber auch, welche Wissensbestände beim narrativen Leser vorausgesetzt werden können bzw. welche Informationen vom Text als neu und unbekannt präsentiert werden (Ebd., S. 40).

⁵⁴⁴ Ebd., S. 41. In ihr können ebenfalls verschiedene Modi der Informationsvergabe aber beispielsweise auch unterschiedliche Sprechakte beobachtet werden. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die drei Kommunikationssituationen den Ebenen Autor—Leser, Erzähler—narrativer Leser und intradiegetischer Erzähler— intradiegetischer Rezipient entsprechen. Zwischen den verschiedenen Ebenen sind laut Jannidis Wechselbeziehungen (Ebd., S. 42) denkbar, die bisher jedoch noch nicht systematisch betrachtet worden sind.

einzelne Sätze und Passagen“⁵⁴⁵ eine sprachliche situative Umwelt dar. Bei dieser Einschätzung berücksichtigt Jannidis allerdings nicht die Gattungsspezifität: Es ist sehr gut denkbar, dass bei multiperspektivischen Texten die Rolle des Gesamttexts als Kontext stärker ist als bei anderen Textsorten.

Auch Sven Strasen vertritt die Meinung, dass Texte in typischen Kontexten rezipiert werden. Er bezieht sich in seiner Argumentation auf die relevanztheoretische Annahme einer gemeinsamen kognitiven Umwelt. Eine „traditionelle Hypothese über die Zuweisung von Kontexten zu Äußerungen [...] lautet, daß hier auf wechselseitiges Wissen (*mutual knowledge*) zurückgegriffen wird.“⁵⁴⁶ In dieser Hypothese ist aber ein unendlicher Regress angelegt, denn die Menge der potentiell aktivierbaren Wissensbestände zum Verständnis einer Äußerung ist prinzipiell unendlich:

An irgendeiner Stelle in diesem unendlichen Prozeß wird man sich aber nicht mehr sicher sein können, daß das Gegenüber tatsächlich über das unterstellte Wissen verfügt. Damit scheidet wechselseitiges Wissen [...] als notwendiger Mechanismus zur Bestimmung des intendierten Kontextes aus.⁵⁴⁷

Die Relevanztheorie arbeitet nicht mit der problematischen Annahme, dass Sender und Empfänger über identische Wissensbestände verfügen müssen, sondern geht von einer kognitiven Umwelt aus, in der beide kommunizieren. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass darin Informationen manifest sind. Das heißt, dass Sender oder Empfänger in der Lage dazu sind, diese Informationen mental abzubilden und als faktisch oder wahrscheinlich anzunehmen. Die kognitive Umwelt besteht aus der Summe der manifesten Informationen.⁵⁴⁸

Gebildet aus manifest, zu Deutsch soviel wie ‚offensichtlich‘, bezeichnet der Begriff den Zustand von Informationen in der kognitiven Umgebung einer Person. Nicht nur Tatsachen, sondern auch alle Annahmen sind manifest. Informationen sind manifest, wenn sie wahrnehmbar oder erschließbar sind.⁵⁴⁹

Nur so kann kalkuliert werden, auf welche Wissensbestände die Kommunikationsteilnehmer beim Senden einer Nachricht zugegriffen haben bzw. beim Empfangen einer Nachricht zugreifen werden.

⁵⁴⁵ Ebd., S. 38.

⁵⁴⁶ Strasen, Sven (2008), S. 106. Eine lohnende Ergänzung dieses Konzepts aus der kognitiven Linguistik stellt die „coordinated group cognition“ dar. Mit diesem Konzept ist die Vorstellung verbunden, dass Kommunikationsteilnehmer in ihren mentalen Operationen nicht nur auf eine geteilte Umwelt zurückgreifen, sondern dass sie sich auch darüber bewusst sind, Teil einer Gruppe zu sein, die eine kognitive Einheit darstellt: „Indeed, this characterization not only applies to joint attention, but also to other joint mental states, like beliefs and goals.“ Verhagen, Arie: Grammar and Cooperative Communication. In: Ewa Dabrowska/Dagmar Divjak (Hgg.), *Handbook of Cognitive Linguistics*. Berlin, München, Boston 2015, S. 232–252, S. 239.

⁵⁴⁷ Strasen, Sven (2008), S. 106.

⁵⁴⁸ Ebd., S. 161. Zum relevanztheoretischen Begriff der Manifestheit vgl. auch S. 74 dieser Arbeit.

⁵⁴⁹ Jannidis, Fotis (2004), S. 58f.

Strasen hebt in diesem Zusammenhang einige Aspekte hervor, die für die Anwendung auf die Literaturrezeption wichtig sind: Zunächst einmal ist von Vorteil, dass anders als beim wechselseitigen Wissen nicht nur faktuale Informationen berücksichtigt werden, sondern dass auch faktisch falsche Annahmen der Kommunikationsteilnehmer manifest sein können.⁵⁵⁰ Der Vorteil für eine Anwendung in der Literaturtheorie, die sich mit fiktionalen Texten in möglichen Welten beschäftigt, liegt auf der Hand.

Außerdem beschreibt das Kriterium „manifest“ ein Potenzial und keinen Zustand. Zur Erinnerung:

Annahmen können auch manifest sein, wenn sie aus dem Bestand des zugänglichen Informationsfundus, seien es alte, gespeicherte oder neue, gerade wahrgenommene Informationen, erschlossen werden können. Dabei ist unerheblich, ob dieses Potenzial konkret jemals genutzt wird. [...] Das heißt mit dem Begriff des Manifesten und damit auch mit dem Begriff der kognitiven Umwelt entfällt die theoretische Notwendigkeit, als Voraussetzung für Kommunikation Zugang zu Bewußtseinsinhalten (und damit etwas Unmögliches) annehmen zu müssen. Während es nämlich nicht möglich ist, festzustellen, ob zwei Individuen teilweise identische Bewußtseinsinhalte haben, ist die Frage, ob die Mengen der für sie manifesten Informationen sich überlappen, also ob sie Teile ihrer kognitiven Umwelt teilen, durchaus erkenntnistheoretisch zu bewältigen. Dabei ist allerdings festzustellen, daß die kognitiven Umwelten zweier Individuen nie völlig identisch sein können.⁵⁵¹

Strasen folgt der relevanztheoretischen Argumentation, dass mit der Analyse der Informationen, die für die Kommunikationspartner in der kognitiven Umwelt manifest, also potentiell zugänglich wären, das erkenntnistheoretische Problem der Rezeptionsforschung, die Wissensbestände der Kommunikationspartner kennen zu müssen, gelöst ist.⁵⁵²

Er plausibilisiert sie darüber hinaus mit dem Verweis auf „soziokulturell dominante Modelle“.⁵⁵³ Sie „sind der Ort, an dem ein kulturell vermitteltes Bild einer ebenfalls kulturell geprägten Lebenswirklichkeit im individuellen kognitiven System repräsentiert wird – kurzum: sie sind der wichtigste Ort der Verschränkung der Kultur mit dem Individuum.“⁵⁵⁴

Kommunikationsteilnehmer können deswegen auf dieselben Wissensbestände zugreifen, weil für erfolgreiche Kommunikation keine Einblicke in den „Wissensbestand als innerpsychische Größe“⁵⁵⁵ notwendig sind, sondern soziokulturell dominante Modelle.⁵⁵⁶ Dies lässt sich am Beispiel von Witzen verdeutlichen:

⁵⁵⁰ Strasen, Sven (2008), S. 161.

⁵⁵¹ Ebd., S. 161.

⁵⁵² Strasen merkt dazu noch an: „Diese Basis ist natürlich deutlich schwankender als wechselseitiges Wissen.“ Ebd., S. 162. Die damit verbundene Unsicherheit, d.h. die epistemischen Risiken in dieser Form von Kommunikation sind ihm also bewußt.

⁵⁵³ Ebd., S. 208.

⁵⁵⁴ Ebd., S. 274.

⁵⁵⁵ Ebd., S. 210.

⁵⁵⁶ Strasen zufolge liegt bisher häufig eine Verwechslung zwischen dem tatsächlichen, nicht beobachtbaren, mentalen Kontext eines Kommunikationspartners und dem potentiellen Kontext vor, der aus soziokulturellen Wissensbeständen besteht: „So wurden alle möglichen Texte und Dokumente zu literarischen Texten in Bezug gesetzt und zu deren Kontext erklärt,

Selbst dann, wenn zur Bedeutungskonstruktion Implikaturen zu bilden sind, die dem eigenen Wissen oder der eigenen Weltsicht diametral widersprechen, funktioniert die Kommunikation in der Regel noch. So sind Schwiegermütter- oder Schotten-Witze auch für diejenigen leicht verständlich, die davon überzeugt sind, daß Schwiegermütter in der Regel liebenswert oder Schotten in der Regel freigiebig sind.⁵⁵⁷

Dass der Wissensspeicher, der bei Rezeptionsvorgängen zum Erzielen von kontextuellen Effekten notwendig ist, sich aus soziokulturellen Modellen zusammensetzt, ist besonders in Bezug auf medial vermittelte Massenkommunikation relevant. Der Grund dafür liegt darin, dass bei massenmedial vermittelter Kommunikation „der situative Kontext weitgehend entfällt und auch keine spezifischen Informationen über die Ziele von Rezipienten verfügbar sind.“⁵⁵⁸

Diese Lücke wird Strasen zufolge durch kulturelle Modelle geschlossen: „In vielen Fällen wird man davon ausgehen können, daß nicht etwa von kulturellen Modellen stark abweichende kognitive Modelle den relevanten Äußerungskontext bilden, sondern kulturelle Modelle, bei denen der Sender mit hoher Gewißheit davon ausgehen kann, daß sie wechselseitig manifest sind.“⁵⁵⁹ Für Texte, die nicht für die individuelle Kommunikation in einem bestimmten situativen Rahmen, sondern für eine Masse von Konsumenten produziert oder herausgegeben wurden, stellen also generische Kontexte die maßgeblichen Bezugspunkte dar.

Außerdem argumentiert er mit einem aus der kognitiven Metaphertheorie⁵⁶⁰ übernommenen Gedanken, nämlich der Auffassung, dass kulturelle Metaphern „auf elementare Grunderfahrungen von Individuen rekurren.“⁵⁶¹ Strasen benennt ganz konkret die „symbolische Verarbeitung elementarer körperlicher Erfahrungen [und] Vorstellungs-Schemata, die unter anderem die räumliche Orientierung, Verhältnisse zwischen innen und außen sowie Teil und Ganzem strukturieren“⁵⁶² als Kategorien, die für die Analyse kultureller Muster operationalisierbar sind. Diese Rückbindung kultureller Muster an basale menschliche Erfahrungen macht plausibel, dass mehrere

mit dessen Hilfe die Bedeutung literarischer Texte im Zusammenhang ihres diskursiven Umfeldes angeblich zu ermitteln sei. Der scheinbare Rezipientenbezug eines solchen Verfahrens ist aber eine Illusion. [...] Ob ein mögliches Kontextelement von empirischen Lesern tatsächlich zur Kontextualisierung eines literarischen Textes eingesetzt wurde, blieb häufig ungeklärt.“ Ebd., S. 389.

⁵⁵⁷ Ebd., S. 208. „Mit anderen Worten: Weder der tatsächliche noch der vermeintliche Wahrheitsgehalt der in ihnen repräsentierten Sicht der Welt ist für die kommunikative Funktion dieser kognitiven Modelle von erheblichem Belang.“ Ebd., S. 208. Zur Frage der Bedeutung von Wahrheitswerten vgl. auch Furlong, Anne (2007), bzw. Anm. 437 dieser Arbeit und Walsh, Richard (2007).

⁵⁵⁸ Strasen, Sven (2008), S. 208.

⁵⁵⁹ Ebd., S. 273.

⁵⁶⁰ Zur Kompatibilität von kognitiver Metaphertheorie und Relevanztheorie äußert sich umfassend Marcus Tendahl. Vgl. Tendahl, Markus (2015) bzw. Tendahl, Markus: A Hybrid Theory of Metaphor. Relevance Theory and Cognitive Linguistics. Basingstoke 2009 .

⁵⁶¹ Strasen, Sven (2008), S. 331.

⁵⁶² Ebd., S. 335.

Kommunikationsteilnehmer auf einen gemeinsamen Wissensbestand zugreifen können.

Die Folge der von Strasen vorgenommenen Differenzierung zwischen individuellen und kulturellen Wissensbeständen ist, dass sinnvolle Aussagen über den Wissensbestand von Kommunikationsteilnehmern gemacht werden können, indem die soziokulturelle Verfasstheit der Kommunikationskontexte (synchron aber auch diachron) beschrieben wird:

Mit der Hypothese, daß zumindest in einem Teil der Fälle soziokulturell dominante default-Ziele die Basis des Textverstehensprozesses bilden, wäre die Grundlage von sprachlicher Kommunikation in einen Bereich verlegt, der der Beobachtung weit leichter zugänglich ist als die je individuellen Schemata konkreter Kommunikationspartner, so daß es auch weit einfacher vorstellbar wird, wie die Schemata, die im Kommunikationsprozeß aktiviert werden, wechselseitig manifest sein können.⁵⁶³

Da die für Kommunikationsteilnehmer offensichtlichsten Kontexte, also in anderen Worten die in der kognitiven Umwelt stark manifesten Schemata nicht nur individuell, sondern zu großen Teilen kulturell geformt sind, können sie über die Beobachtung kultureller Artefakte rekonstruiert werden. Damit wird ein Bereich aufgewertet, der seit jeher zum Kerngeschäft nicht nur der sozialhistorisch orientierten Literaturwissenschaft gehört: die Analyse von Entstehungs- und Rezeptionskontexten von Literatur. Diese kontextualisierende Herangehensweise an Texte kann somit nicht mehr als optional betrachtet werden, sondern wird zum integralen Bestandteil jeder Textanalyse.

Strasen sieht beispielsweise die Gattungstheorie, die schematische Ähnlichkeiten zwischen Texten untersucht, als „unverzichtbares Instrument zur Bestimmung kulturell geteilter Text-Schemata“.⁵⁶⁴ Es dient dazu, „eine wechselseitige manifeste kognitive Umwelt zu etablieren“⁵⁶⁵, indem es „spezifische Konfigurationen von Text-, Welt- und Sprach-Schemata“⁵⁶⁶ bereithält.

Weitere literaturwissenschaftliche Ansätze für die genauere Beschreibung kultureller Muster sind „stilistische Analysen[, die] kulturell geteilte Basismetaphern herausarbeiten [oder] Literaturgeschichtsschreibung[, die] den Wandel kulturell geteilter Modi der Weltwahrnehmung sichtbar macht“.⁵⁶⁷ Außerdem sind motivgeschichtliche Untersuchungen, Bildfeldanalysen und ideologiekritische Interpretationen⁵⁶⁸ denkbar, die „einen Beitrag zur Bestimmung der Dynamik von

⁵⁶³ Ebd., S. 208f.

⁵⁶⁴ Ebd., S. 338. Auch Jannidis, Fotis (2004) sieht Gattungswissen als Reservoir kultureller Üblichkeiten. Er beschreibt dessen Rolle bei der Markierung von textuellen Informationen als mehr oder weniger relevant (Relevanzprofil). Vgl. dazu S. 104 dieser Arbeit.

⁵⁶⁵ Strasen, Sven (2008), S. 350.

⁵⁶⁶ Ebd.

⁵⁶⁷ Ebd., S. 365.

⁵⁶⁸ Ebd., S. 338.

Interdiskursen und damit zur Wandlungsfähigkeit kultureller Modelle“ liefern können.⁵⁶⁹

Die große Bedeutung kultureller Schemata wird auch von Jannidis unterstrichen. Er befasst sich mit der Frage, welche Wissensbestände überhaupt aktiviert werden sollen. Seiner Ansicht nach hat Genrewissen eine starke Orientierungsfunktion. Es sollte daher unbedingt bei der Analyse berücksichtigt werden, da „im Zweifelsfall Genrewissen relevanter ist als das Weltwissen.“⁵⁷⁰

Außerdem weist Jannidis darauf hin, dass neben genrespezifischen fiktionalen Welten sowohl „typisierte fiktionale Welten [...], die in mehreren Medien existieren“⁵⁷¹ als auch „fiktionale Universen, die keineswegs an spezifische Textsorten gebunden sind (z.B. die griechische Mythologie“⁵⁷²) die Lektüre beeinflussen. Um diese Punkte zu berücksichtigen, schlägt Jannidis eine Neuformulierung des von Ryan aufgestellten Prinzips der minimalen Abweichung⁵⁷³ vor:

Solange nichts Gegenteiliges im Text explizit geäußert wird, kann sich der Leser zum Verständnis des Textes auf das Wissen über Genres, über einen Typus fiktionaler Welten oder über eine spezifische fiktionale Welt beziehen und außerdem auf das Weltwissen, das dem auktorialen Publikum zu unterstellen ist.⁵⁷⁴

Aus Furlongs Sicht wäre als weiterer kontextueller Wissensbestand Wissen über die Autorin zu ergänzen, das die Lektüre beeinflusst: „By recognising the strategies the writer has employed in the past, the reader will be alert to certain types of poetic effects that the casual reader might miss.“⁵⁷⁵ Das Autorwissen wird von ihr allerdings ebenfalls als kulturelles Konstrukt konzipiert.

Auch Walsh nennt in seiner Aufzählung von für die Literaturinterpretation relevanten Kontextinformationen literaturspezifische Wissensbestände wie die Annahme von Fiktionalität, Genrewissen oder ein allgemeines Verständnis von Narration:

Relevant information, in fiction, is supplied by assumptions with the capacity to inform a cognitive environment that includes the assumption of fictionality itself, as well as a set of general assumptions that might be collectively labeled ‚narrative understanding‘ (which would include logical, evaluative, affective subsets), and more specific assumptions relating to, for instance, generic expectations of the text in hand and the particulars of its subject matter.⁵⁷⁶

⁵⁶⁹ Ebd.

⁵⁷⁰ Jannidis, Fotis (2004), S. 71. Jannidis verdeutlicht dies mit dem Beispielsatz „Zur Feldmaus sprach ein Spatz: Sieh dort den Adler sitzen!“ der bei den Rezipienten wohl eher Fabelwissen denn Wissen über die heimische Fauna aktivieren dürfte. Ebd., S. 70.

⁵⁷¹ Ebd.

⁵⁷² Ebd.

⁵⁷³ Zum Prinzip der minimalen Abweichung vgl. S. 127 dieser Arbeit.

⁵⁷⁴ Ebd., S. 72. Der Einfluss von Gattungswissen wird auch von Strasen, Sven (2008) diskutiert, von diesem aber in einem Kontrollsystem verortet. Vgl. dazu S. 110f. dieser Arbeit.

⁵⁷⁵ Furlong, Anne (1995), S. 147f.

⁵⁷⁶ Walsh, Richard: The Pragmatics of Narrative Fictionality. In: James Phelan/Peter Rabinowitz (Hgg.), A Companion to Narrative Theory. Oxford, UK 2005, S. 150–164, S. 158.

Insgesamt werden also Autorenwissen, Gattungswissen, Wissen über Fiktionalität, Wissen über Typen fiktionaler Welten und Weltwissen bzw. Diskurswissen als potentielle Wissensbestände diskutiert. Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht wird allerdings wiederholt deutlich gemacht, dass für die Rekonstruktion des Kontexts nicht Welt-, sondern kulturelles Wissen bestimmend ist und daher literaturwissenschaftliche Verfahren unverzichtbar sind: „Ganz traditionelle Forschungsbereiche der Literaturwissenschaft verlieren in diesem Zusammenhang nicht etwa an Relevanz, sondern ihre Bedeutung steigt im Gegenteil erheblich.“⁵⁷⁷ Da ein beträchtlicher Teil der materialen Dimension der Kultur durch Literatur ausgemacht wird, kann die Literaturwissenschaft mit ihren auf diesen Teilbereich spezialisierten Instrumentarien „probabilistische Aussagen über die Bedeutungszuschreibung zu literarischen Texten durch Angehörige definierter Diskursgemeinschaften – also konkrete empirische Leser – [...] machen, die prinzipiell überprüfbar sind.“⁵⁷⁸

3.2.5 Relevanzprofil

Aufgabe relevanztheoretischer Literaturwissenschaft ist es also, die bei der Textinterpretation implizit zur Bedeutungsproduktion herangezogenen kulturellen Kontexte offenzulegen. Die literaturwissenschaftliche Berücksichtigung kultureller Kontexte ist keineswegs neu; bisher ist jedoch die Manifestheit, d.h. der Grad der Offensichtlichkeit der in diesen Kontexten vorgehaltenen Informationen nicht systematisch mitberücksichtigt worden. Diese Eigenschaft von Informationen ist skalierbar: „Eine Information kann ganz schwach manifest sein oder eben so stark, daß sie Wissen wird.“⁵⁷⁹

Mit traditionellen Methoden ist es nicht möglich, vorherzusagen, welche der textuellen Zeichen so auffällig sind, dass sie Inferenzen auslösen bzw. welche kontextuellen Informationen so manifest sind, dass sie und nicht andere mit textuellen Zeichen in Verbindung gebracht werden. „Schon allein die schnell sehr große Menge möglicher Informationen verdeutlicht: Sie sind nicht alle gleich relevant, denn dann wären sie auch gleich irrelevant. [...] Auch die natürliche Begrenztheit der Informationsverarbeitungskapazitäten auf Seiten des Produzenten spricht dafür.“⁵⁸⁰

⁵⁷⁷ Strasen, Sven (2008), S. 356f. Strasen nennt daneben als geeignete Instrumentarien diskurstheoretische und kognitiv-linguistische Verfahren sowie die kognitive Kulturanthropologie. Ebd., S. 337f.

⁵⁷⁸ Ebd., S. 365.

⁵⁷⁹ Jannidis, Fotis (2004), S. 59. „Diese Skalierbarkeit von Informationen wird herangezogen, um eine Kommunikationswirkung zu beschreiben, die von Sperber/Wilson als *poetic effect* bezeichnet wird. Eine Äußerung kann eine ganze Reihe von Implikaturen auslösen, die aber alle nur schwach sind und an deren Ende kein Wissen steht, sondern nur eine Reihe von mehr oder weniger manifesten Informationen.“ Ebd., S. 59.

⁵⁸⁰ Ebd., S. 60.

Die Frage, welche Faktoren die Auffälligkeit textueller Zeichen beeinflussen, wird von Jannidis, Furlong, Strasen und Walsh behandelt⁵⁸¹. Jannidis führt in diesem Zusammenhang den Begriff „Relevanzprofil“⁵⁸² in die Literaturwissenschaft ein und schlägt heuristische Kategorien zu seiner Beschreibung vor. Dieser Begriff bezeichnet die Annahme, dass innerhalb der Menge der in narrativer Kommunikation dem Leser zugänglichen oder manifesten Informationen in der Wahrnehmung der Leser Unterschiede hinsichtlich ihrer Relevanz bzw. dem Grad ihrer Manifestheit bestehen.⁵⁸³

Eine analytisch genaue Beschreibung von Relevanz ist, wie in der Forschung zur Multiperspektivität verschiedentlich bemerkt wurde,⁵⁸⁴ eine Grundvoraussetzung für die Erklärung der Wirkungsweise von Multiperspektivität, da diese darauf beruht, dass „points of view interact in salient and significant ways and thus create multiperspectivity“.⁵⁸⁵ Sie kann dazu beitragen, die Bedingungen dafür zu identifizieren, wann die multiperspektivische Darstellungsweise interpretatorisch signifikant wird.

Jannidis zufolge entsteht ein solches Relevanzprofil aufgrund von narrativen Konventionen, d.h. einem „epochen-, kultur- und auch genrespezifische[n] Vorrat an narrativen Üblichkeiten“,⁵⁸⁶ der sowohl „die Regeln der Darstellung [die Konventionen des Erzählens] als auch für die Regeln der erzählten Welt“⁵⁸⁷ abdeckt. Jannidis versteht diese Konventionen als soziale Ordnungsstrukturen,⁵⁸⁸ die annäherungsweise

⁵⁸¹ Ihr primär literaturwissenschaftlich geprägter Blick bei diesem Unterfangen wird daran deutlich, dass vorhandene linguistische Bestimmungsangebote für die dem Konzept der Auffälligkeit entsprechende linguistische Kategorie der „Salienz“ von Ihnen kaum berücksichtigt werden. In der Linguistik wird zwischen kognitiver Salienz, die einen „temporary activation state of mental concepts“ bezeichnet und ontologischer Salienz, einer „more or less permanent property of entities in the real world“ unterschieden, die auch die Auffälligkeit der entsprechenden mentalen Konzepte in der Kommunikation bewirken. Schmid, Hans-Jörg (Hg.): *Cognitive Pragmatics*. Berlin 2012 (*Handbook of Pragmatics* vol. 4), S. 120. Ontologische Salienz wird z.B. hervorgerufen durch „privileged cognitive statuses of space and vision, as well as salience asymmetries such as concrete vs. abstract, human vs. non-human, whole vs. part“ (Langacker, Ronald: *Construal*. In: Ewa Dabrowska/Dagmar Divjak (Hgg.), *Handbook of Cognitive Linguistics*. Berlin, München, Boston 2015, S. 120–142, S. 127.), während kognitive Salienz z.B. die folgenden Gründe haben kann: „Frequent, well-entrenched linguistic units are salient in the sense of being easily activated. Prototypes are prominent within their categories.“ Ebd.

⁵⁸² Jannidis, Fotis (2004), S. 60f.

⁵⁸³ Ebd., S. 60.

⁵⁸⁴ Vgl. dazu bspw. S. 36 dieser Arbeit.

⁵⁸⁵ Hartner, Marcus (2017).

⁵⁸⁶ Jannidis, Fotis (2004), S. 60. Auch Strasen, Sven (2008) weist auf die Bedeutung von Gattungswissen als Reservoir kultureller Konventionen hin, operationalisiert dieses aber nicht in Bezug auf das Relevanzprofil von textuellen Informationen hin sondern beschreibt seine Funktion in Hinblick auf die schematische Organisation des Kontexts und die damit verbundene Suchreihenfolge durch den kontextuellen Wissensbestand. Vgl. dazu S. 101 dieser Arbeit.

⁵⁸⁷ Jannidis, Fotis (2004), S. 61. Explizit nicht damit gemeint sind „Regelmäßigkeitsannahmen über die aktuelle Welt, die ebenfalls in der erzählten Welten vorausgesetzt sein können.“ Ebd., S. 61.

⁵⁸⁸ „„Konvention“ in dem hier verwendeten Sinne ist also näher an einem sehr abstrakten und sozialen Formbegriff, da damit eher Typisierungen und Strukturen bezeichnet sind, die den an

rekonstruiert werden können⁵⁸⁹ und eher Prototypen⁵⁹⁰ als klar definierten logischen Kategorien entsprechen.

Jannidis zufolge sind die für das Entstehen eines Relevanzprofils wesentlichsten narrativen Konventionen die Mittel der Aufmerksamkeitssteuerung. Er diskutiert eine ganze Reihe von heuristischen Kategorien, mit denen das Relevanzprofil einer Information erfasst werden kann. Natürlich besteht zunächst die Möglichkeit, dass ein als zuverlässig wahrgenommener Erzähler eine Information explizit kommuniziert und auf deren Bedeutsamkeit hinweist, d.h. Manifestheit und Relevanz herstellt, doch ist dies kein besonders häufiger Fall.⁵⁹¹

Weitaus öfter werden Position oder Wiederholung von Informationen sowie Abweichung von Erwartungen eingesetzt, um die Relevanz bestimmter Informationen zu unterstreichen. Unter der Kategorie Position fasst Jannidis nicht nur die Anordnung am „Anfang und Ende des Textes oder von Untereinheiten“⁵⁹² zusammen, sondern auch das in den ersten Sätzen eines Texts etablierte Setting, das z.B. ein „bestimmtes Erzählprinzip, die explizite Deutung der erzählten Welt durch Metaphern, und die Betonung dieses Erzählprinzips“⁵⁹³ beinhalten kann. „Noch wichtiger als die ersten Sätze, die manchmal auch nur ein Vorspiel vor dem eigentlichen Einsetzen des Erzählens sind, sind Titel und Mottos.“⁵⁹⁴

Ein weiteres literarisches Verfahren, das zum Entstehen eines Relevanzprofils beiträgt, ist eine Form von Devianz:

Aufmerksamkeit wird nicht nur durch Konventionen geleitet, sondern —ebenfalls geregelt — durch Abweichungen vom zu Erwartenden geweckt. Wird von den sprachlichen Regeln, den Konventionen der Gattung oder auch den Regeln, die ein Werk bislang etabliert hat, abgewichen, wird der Leser davon ausgehen, daß dies seine Aufmerksamkeit binden soll.⁵⁹⁵

der Kommunikation Beteiligten bekannt sind und somit die Informationsverarbeitung erleichtern oder steuern. Ermöglicht wird Kommunikation eben durch den Umstand, daß jeder der an der Kommunikation Beteiligten den anderen unterstellt, sie würden die Konventionen kennen und auch von ihm erwarten, daß er sie kennt.“ Ebd.

⁵⁸⁹ Jannidis sieht den Konstruktionscharakter nicht als problematisch an und folgt darin Karl Popper: „Solange es keine gegenteiligen Informationen gibt, kann man davon ausgehen, daß die Konstruktion eine brauchbare Rekonstruktion darstellt.“ Ebd., S. 63.

⁵⁹⁰ „Bezogen auf Gattungen würde ein solches Instrumentarium wohl bestimmte Einzeltexte oder einfache Muster als Prototypen ermitteln können. Diese Modelle müßten sich weder logisch trennscharf von anderen Gattungen unterscheiden noch müßte ein Text alle Merkmale des Prototypen aufweisen, um dennoch als zugehörig beschrieben werden zu können.“ Ebd., S. 64.

⁵⁹¹ Ebd.

⁵⁹² Ebd.

⁵⁹³ Ebd.

⁵⁹⁴ Ebd., S. 65. Vgl. dazu auch Werner Wolfs Ausführungen zu literarischen Rahmungen: Wolf, Werner (2000).

⁵⁹⁵ Jannidis, Fotis (2004), S. 65. Jannidis empfiehlt in diesem Zusammenhang die „Unterscheidung nach Geoffrey N. Leech, der drei Ebenen der Abweichung differenziert; Primäre Abweichung: Abweichung von einer sprachlichen Norm, z.B. lexikalische Abweichung durch Wahl des ungewöhnlicheren Wortes; Sekundäre Abweichung: Abweichung von Normen der literarischen Gestaltung, wie sie durch den poetischen Kanon festgelegt sind, einschließlich der Normen des Autorwerks und der Gattung; Tertiäre Abweichung: Abweichung von den

Wiederholung stellt ebenfalls ein wesentliches Mittel der Aufmerksamkeitssteuerung dar. Jannidis unterscheidet zwischen auffälliger wörtlicher Wiederholung oder nahezu wörtlicher Wiederholung und verortet sie z.B. in Texten, die mit Leitmotiven arbeiten.⁵⁹⁶

Häufiger noch handelt es aber sich um nicht-wörtliche Wiederholungen, die gar nicht auf den ersten Blick als Wiederholungen zu erkennen sind. Was in der Text- und Diskurslinguistik als Thema/Rhema Organisationseinheiten bezeichnet wird, läßt sich ebenfalls als mikroskopische Beschreibung der Aufmerksamkeitssteuerung verstehen.⁵⁹⁷

Furlong bietet andere Kategorien zur Differenzierung zwischen verschiedenen Arten von Wiederholung⁵⁹⁸ an. Sie unterscheidet unmittelbare Wiederholung⁵⁹⁹, offensichtlich ineffektive Wiederholung⁶⁰⁰ und Wiederholung von abstrakten semantischen Mustern⁶⁰¹. Ihre Hauptanliegen bei der Diskussion der jeweiligen Beispiele ist es, aufzuzeigen, dass keine rigiden Form-Funktions-Zuordnungen getroffen werden können, sondern dass die Bedeutung immer inferentiell aus dem jeweiligen Kontext erschlossen werden muss.⁶⁰²

Es ist plausibel, anzunehmen, dass die von Jannidis aufgeführten Mittel der Aufmerksamkeitssteuerung dazu beitragen, den Text, d.h. den intratextuellen Kontext so zu strukturieren, dass er mit möglichst geringem Aufwand durchsuchbar ist. Wichtig ist jedoch, darauf weist Furlong als erste Literaturwissenschaftlerin hin, dass die von Jannidis als Relevanzprofil bezeichnete mentale Abbildung der Auffälligkeiten eines Texts im kognitiven System einer Rezipientin nicht für alle Rezipienten gleich sein

Regeln, die der Text selbst vorgibt, z.B. Bruch mit dem gewählten metrischen Muster.“ Ebd., S. 65 bzw. Leech, Geoffrey N.: *Stylistics*. In: Teun Adrianus van Dijk (Hg.), *Discourse and Literature*. Bd. 3. Amsterdam 1985 (Critical Theory), S. 39.

Strasen, Sven (2008) bespricht Abweichungen von den Erwartungen der Leserinnen im Zusammenhang mit dem literarischen Kontrollsystem, das bei ihnen bestimmte Rezeptionshaltungen auslöst. Vgl. dazu S. 111 dieser Arbeit.

⁵⁹⁶ Jannidis, Fotis (2004), S. 65. „Isotopien, Wiederholungen in Form semantischer Übereinstimmungen, sind von der Linguistik als Aspekte der Textkohärenz intensiv untersucht worden.“ Ebd., S. 65.

⁵⁹⁷ Ebd. „Das ‚Thema‘ ist in diesem Sinne ein Gegenstand oder Sachverhalt, über den in einem Text oder Textteil etwas gesagt wird, während man als ‚Rhema‘ das bezeichnet, was darüber gesagt wird. Das Thema ist also unmittelbar gebunden an die sprachliche Form, nicht ein daraus ermitteltes Kondensat. Ebd., S. 65.

⁵⁹⁸ Sie entwickelt die Kategorien explizit an einem Beispielroman, sie sind aber auf andere Texte übertragbar. Vgl. das Kapitel „Repetition in prose: Dickens' *Little Dorrit*“ in: Furlong, Anne (1995), S. 160ff.

⁵⁹⁹ „Immediate repetition“ meint die unmittelbare Wiederholung von Wörtern, Phrasen oder grammatischen Konstruktionen. Ebd., S. 160.

⁶⁰⁰ „Ostensibly ineffective repetition“ ist Furlongs Bezeichnung für überflüssige oder zwanghafte Wiederholungen in der Figurenrede. Ebd., S. 162f.

⁶⁰¹ „Repetition of semantic [...] forms“ meint die Wiederholung von abstrakten semantischen Formen wie z.B. Motivik. Ebd., S. 167.

⁶⁰² „Relevance theory [...] explains why each case of repetition will produce ‚unique‘ effects.“ Ebd., S. 169.

muss. Einflussfaktoren darauf werden von Furlong, Jannidis, Walsh und Strasen diskutiert.

Furlong vertritt die These, dass „foregrounding“⁶⁰³, also Hervorhebungen dann besonders stark wirken, wenn die Lesenden sie bewusst wahrnehmen. Ihre am Beispiel der Wiederholung demonstrierten Ergebnisse zeigen deutlich, wie pragmatische Rezeptionssteuerung durch Texte funktioniert und sollen daher im Folgenden dargestellt werden. Furlong ist also der Meinung, dass Wiederholung nicht nur bedeutet, dass „matching linguistic forms: phonemes, words, phrases, sentences, or abstract patterns (usually grammatical)“⁶⁰⁴ vorliegen, sondern dass diese auch als intentional erkannt werden müssen.

Anders als bisherige Definitionen von Hervorhebungen⁶⁰⁵ berücksichtigt Furlongs relevanztheoretischer Ansatz den Faktor Intentionalität. Furlong zufolge muss ein Textelement, um als Hervorhebung zu qualifizieren, nicht nur auffällig sein, sondern darüber hinaus auch von den Lesenden als intentional auffällig, d.h. als „intentionally salient parts of the text“⁶⁰⁶ wahrgenommen werden. Sie schlägt demnach vor, Auffälligkeit⁶⁰⁷ und Intentionalität⁶⁰⁸ als ausschlaggebende Kriterien für die Definition von Hervorhebungen zu betrachten.⁶⁰⁹

Furlong zufolge macht erst die Berücksichtigung des Faktors Intentionalität es möglich, zwischen zufälligem Informationstransfer und intentionaler Kommunikation zu unterscheiden:

The notion of ‚foregrounding‘ makes no principled distinction between textual elements that are salient without contributing to relevance, and those which are both salient and intentional. In other words, it cannot distinguish between ostensive and accidental information transfer, and so does not separate communicative from non-communicative acts.⁶¹⁰

⁶⁰³ „Foregrounding“ ist Furlong zufolge ein in der linguistischen wie literaturwissenschaftlichen Fachliteratur häufig verwendeter Begriff, dessen Definition bisher jedoch noch nicht hinreichend zwischen dem Textphänomen und dessen Effekt unterschiedet. Vgl. dazu Furlongs Diskussion von Leech, bzw. Van Peer (ebd., S. 138ff.). Furlong erscheint es grundlegend wichtig, zwischen dem im Text zu beobachtenden Phänomen Hervorhebung und dessen Wirkung auf die Lesenden zu unterscheiden. Eindrucksvoll demonstriert sie dies an folgendem Beispiel: Der syntaktische Parallelismus der Sätze (A) „Er hat einen Herzschrittmacher. Sie hat einen Großvater.“ Und (B) „Sie hat einen Großvater. Er hat einen Herzschrittmacher.“ ist in beiden Beispielen gleich. Nur im Falle von A jedoch ergibt sich als Effekt auf die Rezipienten über den expliziten Inhalt hinaus die Implikation, dass das Vorhandensein des Großvaters eine Folge des Herzschrittmachers ist. Alle bisherigen Definitionen von Hervorhebungen können Furlong zufolge diesen Unterschied in der Wirkung nicht erklären. (Furlong 1995), S. 140.

⁶⁰⁴ Ebd., S. 152.

⁶⁰⁵ Vgl. dazu Furlongs Kritik linguistischer Definitionen von „foregrounding“, ebd., S. 134.

⁶⁰⁶ Ebd., S. 144.

⁶⁰⁷ „An element is salient if it demands attention in its own right, or if it yields striking effects.“ Ebd., S. 144.

⁶⁰⁸ „In relevance-theoretic terms, the passage must make manifest or more manifest assumptions which will contribute to optimal relevance by increasing access to an intended range of effects.“ Ebd., S. 148.

⁶⁰⁹ Ebd., S. 144.

⁶¹⁰ Ebd., S. 151.

Wird Intentionalität nicht berücksichtigt, so kann nicht unterschieden werden, ob Kommunikation beabsichtigt war oder nicht. Dabei ist mit Intentionalität relevanztheoretisch kein empirisch nachzuweisendes Faktum, sondern eine Grundannahme der Kommunikation gemeint. Es handelt sich also um einen hypothetischen Intentionalismus.⁶¹¹

Nach relevanztheoretischer Auffassung werden Inferenzen durch Auffälligkeiten ausgelöst: Ist ein Textelement auffällig, so erfordert es einen erhöhten Verarbeitungsaufwand auf Seiten der Lesenden. Grundannahme der Relevanztheorie ist, dass die Lesenden dem Kommunikator des Texts in jedem Fall die Intention unterstellen, so effektiv und relevant wie möglich zu kommunizieren. Dies bedeutet, dass die Lesenden sich von Textelementen, die erhöhten Verarbeitungsaufwand hervorrufen, auch höhere Relevanz, also stärkere Effekte erwarten: „The more salient an element, the more likely we are to pay attention to it, to spend effort on it; and in turn, the more likely we are to find, or expect to find, extra effect.“⁶¹²

Das gilt allerdings auch dann, wenn die Auffälligkeiten gar nicht von den Urhebern des Texts gewollt waren, da das Einhalten der Relevanzprinzipien auch in diesem Fall unterstellt wird. Im Falle einer zufälligen Auffälligkeit suchen die Lesenden also dennoch nach Effekten, um den erhöhten Aufwand zu rechtfertigen. Sofern Auffälligkeiten Effekte hervorrufen, welche die Relevanzerwartung der Lesenden befriedigen, werden sie als Intention des Kommunikators gewertet,⁶¹³ denn die Grunderwartung an jegliche Kommunikation ist, dass sie für den Empfänger relevant ist.⁶¹⁴

Im Fall von Textmerkmalen, die eines sehr hohen Verarbeitungsaufwands bedürfen, um adäquate kontextuelle Effekte zu generieren, kann es sein, dass die Erhöhung des Verarbeitungsaufwands verweigert und die Lektüre abgebrochen wird, obwohl die Rezipienten die betreffenden Textelemente als sowohl auffällig als auch intentional erkannt haben. „If after several attempts [der Leser] finds he cannot cash out his efforts, he will likely dismiss the utterance or work as poorly written, or boring, or not worth his time.“⁶¹⁵

Hier spielt Furlong zufolge der Faktor Bewusstsein⁶¹⁶ eine entscheidende Rolle: Da die Anwendung der Relevanzprinzipien auf Kommunikation ein automatischer kognitiver Prozess⁶¹⁷ ist, funktioniert Kommunikation auch dann, wenn nicht alle dabei ablaufenden Prozesse von den Kommunikationsteilnehmern bewusst wahrgenommen

⁶¹¹ Vgl. dazu Spoerhase, Carlos (2007) bzw. Anm. 480 dieser Arbeit.

⁶¹² Furlong, Anne (1995), S. 143.

⁶¹³ Ebd., S. 144.

⁶¹⁴ Ebd., S. 146.

⁶¹⁵ Ebd.

⁶¹⁶ Die Funktion, die von Furlong hier dem (literarischen) Bewusstsein der Rezipienten zugeschrieben wird, wird von Strasen, Sven (2008) mit Hilfe eines literarischen Kontrollsystems erklärt. Vgl. dazu S. 110 dieser Arbeit.

⁶¹⁷ Furlong, Anne (1995), S. 146.

werden. In jedem Fall werden die Rezipienten versuchen, die Relevanz eines Textelements zu ermitteln und davon ausgehen, dass dies mit möglichst geringem Aufwand möglich ist.

Furlong zufolge verändert sich diese Grundannahme jedoch, wenn den Rezipienten bewusst wird, dass bestimmte Textelemente besonders aufwendig zu verarbeiten sind. Dies ist gemäß Furlong in literarischen Texten der Fall und führt dazu, dass ein höherer Verarbeitungsaufwand in Kauf genommen wird, der mit der Erwartung adäquater Effekte verknüpft ist.⁶¹⁸ Leser von Literatur sind daher aufmerksamer für nur schwach auffällige Textmerkmale wie beispielsweise Metaphern, die in einem Gefüge mit anderen Metaphern interagieren oder Wiederholungen, für die eine höhere Gedächtniskapazität notwendig ist.⁶¹⁹ Furlong beschreibt darüber hinaus, dass Kontextwissen über den Autor eine besondere Sensibilität gegenüber solchen stilistischen Besonderheiten bewirken kann, die entweder seinen stilistischen Vorlieben entsprechen oder in Zusammenhang mit seiner Situation beim Verfassen des Texts stehen.⁶²⁰

Rezipienten, die kein Bewusstsein dafür haben, dass der erhöhte Verarbeitungsaufwand eine Folge der intentionalen Gestaltung des Texts ist, würden Furlong zufolge weniger Motivation aufbringen, aufwändig nach adäquaten kontextuellen Effekten zu suchen und daher entweder leichter zugängliche Interpretationswege beschreiten oder auf eine Interpretation verzichten, die Hervorhebung als irrelevant vernachlässigen und den Text als hermetisch einstufen.⁶²¹

Dass die Suche nach den kontextuellen Effekten eines Reizes immer nur im Rahmen der den Kommunikationsteilnehmern zur Verfügung stehenden Möglichkeiten stattfinden kann, wird bereits von Sperber und Wilson vertreten.⁶²² Dies lässt, wie Strasen richtig bemerkt, „reichlich Raum für individuelle, situative und institutionelle Unterschiede“.⁶²³

Es sind beim Ermitteln dessen, was als relevant gelten soll, also Variablen zu berücksichtigen. Diese sind kulturell bestimmt und können im Gesprächsverlauf angepasst werden: „On various social occasions, the expected level of relevance is culturally defined. In the course of a conversation, the level can be adjusted, increased or decreased one step at a time.“⁶²⁴

⁶¹⁸ „Only those interpretations we call ‚literary‘ crucially depend on the reader's consciously recognising ‚foregrounded‘ elements and consciously accounting for them in terms of additional effects.“ Ebd., S. 146.

⁶¹⁹ Ebd., S. 147.

⁶²⁰ Ebd., S. 147f. bzw. S.158f. Vgl. dazu ebenfalls S. 102 dieser Arbeit. Zur Bedeutung von literarischem Vorwissen für den Verlauf von inferentiellen Prozessen vgl. auch die Ausführungen von Jannidis, Fotis (2004), S. 102 dieser Arbeit.

⁶²¹ Vgl. Anm. 615.

⁶²² Zu den Präferenzen und Möglichkeiten des Senders vgl. S. 70 dieser Arbeit.

⁶²³ Strasen, Sven (2008), S. 166.

⁶²⁴ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 161. Zu beachten ist hier, dass Sperber und Wilson nicht davon ausgehen, dass die individuellen Variablen zu einer Diversifizierung der Kontexte

Sowohl Jannidis als auch Strasen weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass sich die Art und Weise der Relevanz eines literarischen Texts gattungsspezifisch unterscheiden kann. Jannidis formuliert dies wie folgt: „In welchem Sinne die Mitteilung ‚interessant‘ ist, wird durch den Text zumeist weiter spezifiziert, z.B. als aufregend bei Spannungslektüre, weltdeutend bei Texten mit allegorischen oder symbolischen Wirklichkeitsbezügen oder virtuos bei wortklingelnden Nonsenstexten.“⁶²⁵ Er weist darauf hin, dass die Gültigkeit des Relevanzprinzips auch dann „angenommen wird, wenn es wie in Nonsenstexten offensichtlich verletzt wird.“⁶²⁶ Die Argumentation dahinter ist die folgende:

Entweder man unterstellt dem Autor eine ungewollte Verletzung, dann kann man höchstens bei der Wertung daraus Schlüsse ziehen, oder man unterstellt die Gültigkeit des Prinzips und korrigiert seine Annahme, welches Interesse der Text verfolgt, auf eine Weise, die auch die Ausführungen umfaßt. [...] Offensichtliche Verstöße gegen dieses Kooperationsprinzip sind dann sozusagen Aufträge an die Leser, nach einem neuen Verständnis des Textes zu suchen, das nicht mehr als Verstoß zu sehen ist.⁶²⁷

Auch Strasen greift in seiner Argumentation auf das Gattungssystem zurück und verknüpft es mit einem von van Dijk und Kintsch entwickelten Konzept aus der Rezeptionsforschung: dem Kontrollsystem.⁶²⁸ Dieses kognitive, aber „sozial und kulturell erlernt[e]“⁶²⁹ Modul reguliert und überwacht den Textverstehensprozess.⁶³⁰

führen: „Anders als psychologisierende literaturwissenschaftliche Rezeptionstheorien setzen sie aber voraus, daß damit die Kontextualisierung durch unterschiedliche Individuen nicht unberechenbarer wird, etwa weil sie verschiedene Identitäts-Themata spiegelt, sondern berechenbarer, weil sie letztlich auf einem einzigen, allen Individuen gemeinsamen kognitiven Prinzip beruht.“ Strasen, Sven (2008), S. 189.

⁶²⁵ Jannidis, Fotis (2004), S. 55.

⁶²⁶ Ebd., S. 55.

⁶²⁷ Ebd., S. 56.

⁶²⁸ Das Kontrollsystem wird von van van Dijk und Kintsch wie folgt definiert: „For the processing of each discourse, the control system is fed by specific general information about the type of situation, type of discourse, overall goals (of the reader/listener and of the writer/speaker), by the schematic superstructure and the macrostructures (gist, themes) of the text, or by plans in the case of production. This control system will supervise processing in short-term memory, activate and actualize needed episodic and more general semantic knowledge, provide the higher order information into which lower order information must fit, coordinate the various strategies, decide which information from short term memory should be moved to episodic memory, activate the relevant situation models in episodic memory, guide effective search of relevant information in long-term memory, and so on. The control system guarantees that all strategies are geared toward producing information, such as semantic representations (but also pragmatic and contextual representations), that is consistent with the overall goals of understanding. The control system incorporates all the information that is needed for processing in short-term memory but that the short-term buffer need not and cannot itself keep in store at each step.“ van Dijk, Teun Adrianus/Kintsch, Walter: *Strategies of Discourse Comprehension*. New York 1983, S. 12.

⁶²⁹ Strasen, Sven (2008), S. 174. „In the course of their literary socialization, readers are primarily exposed to central literary texts. Consequently they will develop a control system [...] that enables them to process these texts relatively effortlessly.“ Zwaan, Rolf A.: *Aspects of Literary Comprehension. A Cognitive Approach*. Amsterdam 1993 (Utrecht publications in general and comparative literature 29), S. 167.

⁶³⁰ Strasen, Sven (2008), S. 39.

Strasen integriert es in sein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Modell des Textverstehens und macht es als den Ort aus, an dem festgelegt wird, „welches in einer gegebenen Situation der maximale Prozeßaufwand ist, den die meisten Kommunikationsteilnehmer in dieser Situation auch in der Hoffnung auf noch so hohe kognitive Effekte nicht überschreiten werden.“⁶³¹

Er beobachtet nämlich sehr richtig, dass von der Relevanztheorie nicht klargestellt wird, „auf welcher Basis Rezipienten entscheiden, ob sie mäßige kognitive Effekte zu geringen Kosten oder sehr starke kognitive Effekte bei hohem Prozeßaufwand zu erwarten haben, zwei Fälle, bei denen die Relevanz der Information im Sinne Sperber und Wilsons gleich hoch ist.“⁶³² Dieses Problem wird von ihm durch die Annahme eines literarischen Kontrollsystems gelöst. Strasen schlägt also vor,

daß man für unterschiedliche Kommunikationsformen unterschiedliche Kontrollsysteme unterstellt, die unter anderem die Aufgabe haben, Informationen über das zu erwartende Mindestmaß an kognitiven Effekten und/oder das zu erwartende Höchstmaß an notwendigem Prozeßaufwand zu liefern.⁶³³

Es gäbe demnach kommunikationsspezifische, d.h. auch auf Literaturrezeption bzw. auf Gattungsbesonderheiten wie Multiperspektivität spezialisierte Kontrollsysteme, die das Verhältnis zwischen der aus dem Text rekonstruierten Bedeutungsebene zu den Wissensbeständen der Rezipientinnen regulieren.⁶³⁴

Strasen vertritt also – freilich mit einer anderen Terminologie – die schon von Jannidis und Furlong formulierte Ansicht. Er hebt allerdings darüber hinaus einige Besonderheiten literarischer Kommunikation hervor: Literarische Texte zeichnen sich in vielen Fällen durch eine sehr auffällige Gestaltung aus, welche die Entnahme von eindeutigen Informationen erschwert.

Diese Erschwerung beruht allerdings nicht auf besonderen, definierbaren Merkmalen der Oberflächenstruktur oder der Textbasis, sondern auf der Abweichung von Oberflächenstruktur und/oder Textbasis von den unterstellten Erwartungen von Rezipienten. Dies kann durch besonders komplexe Oberflächenstrukturen und Textbasen geschehen, aber auch eine unerwartet schlichte Gestaltung auf diesen Ebenen kann [...] die Bedeutungszuweisung erschweren.⁶³⁵

⁶³¹ Ebd., S. 174.

⁶³² Ebd., S. 349. „Durch den Prozeß der Ausweitung hat ein Individuum eine Bandbreite an möglichen Kontexten zur Auswahl, die mehr oder weniger leicht zugänglich sind und somit mehr oder weniger großen Prozeßaufwand erfordern. Je weiter man sich vom Ausgangskontext entfernen muß, um so größer wird also der notwendige Aufwand und um so schlechter das Verhältnis von Kontext-Effekten zu Prozeßaufwand. Das bedeutet zugleich, daß die Verarbeitung von Informationen abgebrochen wird, wenn in einem leicht zugänglichen Kontext hohe kognitive Effekte erzielt werden können.“ Ebd., S. 164.

⁶³³ Ebd., S. 349.

⁶³⁴ Die Kontrollsysteme regulieren „diejenigen Variablen im Austauschprozeß zwischen Textbasis, Situationsmodell und Wissensbestand, die allein auf der Basis eines Relevanzkalküls nicht mit hinreichender Klarheit bestimmt sind.“ Ebd., S. 350.

⁶³⁵ Ebd., S. 346f. Den Aspekt der Abweichungen von den Erwartungen der Rezipienten bespricht auch Jannidis, Fotis (2004). Dort stellen Abweichungen eine Markierung dar, die von den

In solchen Fällen wird Strasens Modell zufolge ein Kontrollsystem aktiviert, dass den Rezeptionsprozess dahingehend verändert, dass die Rezipienten nur provisorische mentale Abbilder der Textoberfläche und der darin enthaltenen Informationen konstruieren sowie akzeptieren, dass diese veränderlich sind.

Wenn die Konstruktion der Textbasis so wie die Konstruktion des Situationsmodells in literarischer Kommunikation besonders komplex ist, werden die rezipientenseitigen Vermutungen über die Textbasis und das Situationsmodell im Laufe des Lektüreprozesses eher provisorisch gebildet werden. Damit ist aber auch zu vermuten, daß Rezipienten zu jedem Zeitpunkt während des Lektüreprozesses geringere Anforderungen an die Zuverlässigkeit der provisorisch gebildeten Textbasis und des provisorisch gebildeten Situationsmodells stellen als während der Lektüre von anderen Textsorten.⁶³⁶

Zusätzlich wird bei literarischen Texten „in Erwartung größerer kognitiver Effekte größerer Prozeßaufwand in Kauf genommen.“⁶³⁷ Hier wird trotz der relevanztheoretischen Unterstellung, dass jede Aussage eine optimal relevante Bedeutung transportiert, nicht nur der minimale Aufwand bis zum Erreichen einer ersten Interpretation investiert. Stattdessen wird dank der Steuerung durch ein Kontrollsystem weitergesucht, so dass höhere kognitive Effekte, also stärkere Veränderungen der kognitiven Umwelt der Rezipienten erzielt werden können.

Während bei Furlong der Faktor Bewusstsein, bei Jannidis Gattungsmarkierungen und bei Strasen das Kontrollsystem als entscheidender Einflussfaktor auf die Relevanzexpectation der Rezipientinnen ausgemacht werden, diskutiert Walsh in diesem Zusammenhang das von ihm entwickelte Konzept der Fiktionalität als rhetorische Figur.⁶³⁸ Folgt man seinem Modell, so stellt Fiktionalität eine durch Fiktionalitätsmarker ausgelöste⁶³⁹ Kontextannahme in der kognitiven Umwelt der Leser dar,⁶⁴⁰ die dazu führt, dass Leserinnen bei der Lektüre nicht erwarten, dass die Sinnangebote eines Texts durch das Dekodieren von Wortbedeutungen erschlossen

Lesenden bei der Wahrnehmung des Relevanzprofils eines Texts berücksichtigt wird. Vgl. dazu S. 105 dieser Arbeit.

⁶³⁶ Strasen, Sven (2008), S. 347.

⁶³⁷ Ebd., S. 350.

⁶³⁸ Walsh bezeichnet Fiktionalität als sogar als „master-trope of fictional narratives“. Walsh, Richard (2007), S. 6.

⁶³⁹ „Fictionality is best understood as a communicative resource, rather than as ontological category. Fictionality is [...] a contextual assumption by the reader, prompted by the manifest information that the authorial discourse is offered as fiction.“ Ebd., S. 36.

⁶⁴⁰ Zum relevanztheoretischen Verständnis des Kontexts sowie der kognitiven Umwelt vgl. S. 75 dieser Arbeit.

werden können,⁶⁴¹ sondern dass spezifisch poetische Effekte⁶⁴², also eine größerer Menge schwacher Inferenzen zu erwarten sind.⁶⁴³

Sicherlich bedingt durch die mangelnde Rezeption relevanztheoretisch arbeitender Literaturwissenschaftler untereinander ist zu beobachten, dass kein Konsens in der Frage entstanden ist, welche Faktoren die Relevanzexpectationen der Leserinnen beeinflussen. Dennoch sind sich alle der hier diskutierten Ansätze einig, dass es literaturspezifische Faktoren geben muss, die eine besondere Auffälligkeit bestimmter Textmerkmale wie z.B. der Perspektivenstruktur herstellen, somit nach relevanztheoretischem Verständnis den Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten erhöhen und bei diesen die Erwartung nach adäquaten Effekten wecken.

Die von Jannidis als Relevanzprofil bezeichnete mentale Abbildung der Auffälligkeiten in einem Text wird also, so wird vermutet, stark vom jeweiligen Literaturwissen der Rezipientinnen beeinflusst. Daraus ergibt sich für die Analyse die Notwendigkeit, die kulturellen bzw. literarischen Muster, die zur Beobachtung von Auffälligkeiten herangezogen werden können, aufzudecken.

3.2.6 Suchreihenfolge

Ebenfalls gemeinschaftlich vertreten wird in der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft die Meinung, dass aufgrund der spezifischen Verfasstheit von Kontexten probabilistische Aussagen über die Reihenfolge ihrer Durchsuchung gemacht werden können. Dies ist insofern wichtig, als dass – wie Strasen ganz richtig bemerkt – die Reihenfolge, in der Rezipienten die ihnen zugänglichen Kontexte absuchen, ein ganz entscheidender Faktor bei der Bedeutungszuweisung ist, wenn die Suche nach Inferenzen nach dem ersten relevanten Ergebnis abgebrochen wird: „Die Reihenfolge der Suche sorgt [...] dafür, daß eventuell einige prinzipiell zugängliche Sinnpotentiale gar nicht mehr erschlossen werden.“⁶⁴⁴ Er begründet dies wie folgt:

⁶⁴¹ Walsh übernimmt damit eine Grundannahme der Relevanztheorie (Vgl. dazu S. 67 dieser Arbeit), die davon ausgeht, dass Code-Modelle nicht ausreichen, um Kommunikation adäquat zu beschreiben: „The relevance of the discourse will be most profitably pursued, not by deriving strongly informative implicatures that depend upon successful reference resolution, but by deriving a large array of weaker implicatures.“ Ebd., S. 36.

⁶⁴² Zu den poetischen Effekten vgl. S. 129 dieser Arbeit.

⁶⁴³ „This contextual assumption [Fiktionalität] is a preliminary move in the reader's effort to maximize relevance. It amounts to a rhetorical orientation, an expectation that the relevance of the discourse will be most profitably pursued, not by deriving strongly informative implicatures that depend upon successful reference resolution, but by deriving a large array of weaker implicatures.“ Walsh (2007), S. 36.

⁶⁴⁴ Strasen, Sven (2008), S. 192.

Der Sender muß ja eine Möglichkeit haben, zu prognostizieren, auf welche relevante Hypothese der Empfänger zuerst stoßen wird und an welcher Stelle er die Suche nach relevanten Bedeutungshypothesen folglich abbricht. In einfacher Alltagskommunikation läßt sich das mit einem gewissen Erfolg vorhersagen, je komplexer die Informationen aber werden, desto schwieriger wird die Prognose. Noch komplizierter wird es, wenn man an schriftliche Kommunikation denkt, weil dort der situative Kontext als möglicher Ausgangskontext, von dem aus die Kontexte bei der Sinnsuche ausgeweitet werden, entfällt.⁶⁴⁵

Zur Erinnerung: Kontext ist deswegen zentral für die Relevanztheorie, weil die Relevanz eines kommunikativen Reizes darin besteht, dass er Kontexteffekte⁶⁴⁶ generiert, d.h. die kognitive Umwelt⁶⁴⁷ des Empfängers verändert.

Die Begründung dafür ist die folgende: Die Relevanztheorie erklärt „das Gelingen von Kommunikation damit, daß wegen der den Kommunikationspartnern wechselseitig bekannten Knappheit der kognitiven Ressourcen dem Sender unterstellt werde, er wähle die kommunikativen Reize, die, soweit er das vorhersehen kann,“⁶⁴⁸ optimal relevant sind.⁶⁴⁹

Dies ist dann der Fall, wenn sie mit möglichst geringem Aufwand möglichst große Veränderungen⁶⁵⁰ in der kognitiven Umwelt des Rezipienten erzielen: „Optimal sind solche neuen Informationen, die in Kombination mit bereits vorhandenen Wissensbeständen die Repräsentation der Welt um einen größeren Informationsbetrag erweitern, als sie selbst enthalten.“⁶⁵¹ Sie tun dies auf verschiedenen Wegen:

„Kontext-Effekte liegen dann vor, wenn a) aus einer Kombination des Kontextwissens mit den neuen Informationen neue Annahmen gebildet werden können oder b) die neuen Informationen alten Annahmen widersprechen und so dazu führen, die alten Annahmen zu revidieren oder sie mit einem geringeren Grad an Gewißheit für zutreffend zu halten, oder c) Annahmen, die man mit nur geringerer Gewißheit für wahr gehalten hätte, bestärkt werden [...] Kein Kontexteffekt liegt dagegen vor, wenn die neuen Informationen entweder in keine Beziehung zu Kontextelementen gebracht werden können oder nichts enthalten, was nicht schon aus den ursprünglichen Annahmen über den Kontext hervorgegangen wäre.“⁶⁵²

Effekte entstehen also immer nur dann, wenn neue Informationen mit Kontexten im Wissensbestand der Rezipienten in Zusammenhang gebracht werden. Dabei kann dieser Zusammenhang sowohl mit textexternen als auch, wie beim Phänomen der Multiperspektivität, mit textinternen Kontextinformationen hergestellt werden.

⁶⁴⁵ Ebd., S. 171.

⁶⁴⁶ Zum relevanztheoretischen Begriff der Kontexteffekte vgl. S. 65 dieser Arbeit.

⁶⁴⁷ Zum Begriff der kognitiven Umwelt aus relevanztheoretischer Sicht vgl. S. 75 dieser Arbeit.

⁶⁴⁸ Ebd., S. 132.

⁶⁴⁹ Sperber und Wilson formulieren diese Annahme als kommunikatives Relevanzprinzip. Vgl. dazu S. 69 dieser Arbeit.

⁶⁵⁰ Denkbare Effekte sind nach relevanztheoretischem Verständnis das Verstärken oder Verändern schon bekannter Informationen bzw. das Auslösen von Inferenzen. Vgl. dazu S. 66 dieser Arbeit.

⁶⁵¹ Ebd., S. 158.

⁶⁵² Ebd., S. 162.

Noch nicht hinreichend geklärt ist aber, welche der zugänglichen Kontexte im konkreten Fall aktiviert werden, d.h. wie die Suchroutine zu denken ist, die mit möglichst geringem Aufwand den Kontext findet, der die meisten Effekte verspricht. Das Konzept der „Suchroutinen durch die kognitive Umwelt“⁶⁵³ ist eine von Strasen selbst stammende Erweiterung der Relevanztheorie (eine „durch die Relevanztheorie inspirierte Hypothese zum bereits angesprochenen Problem der Schemaaktivierung“⁶⁵⁴), die er allerdings von Sperber und Wilson selbst impliziert sieht:

Die Existenz typischer Suchroutinen wird zwar in der Relevanztheorie [...] nicht ausdrücklich vertreten, von ihr jedoch nahegelegt, weil es vom Prinzip möglichst effektiver Informationsverarbeitung geradezu erzwungen wird [...]. Wenn nämlich möglichst geringer Prozeßaufwand als allgemeines Prinzip unterstellt wird, so folgt daraus, daß es kaum sinnvoll sein kann, den Prozeßablauf selbst jedesmal erneut zum Gegenstand der Reflexion zu machen, weil dieser Vorgang seinerseits mit erheblichem kognitivem Aufwand verbunden wäre.⁶⁵⁵

Der Vorteil dieses Konzepts liegt darin, eine Erklärung dafür zu haben, wie die Kontextsuche effektiv vor sich gehen kann. Es kann aber auch dabei helfen, die Frage zu klären, wie ähnlich sozialisierte Rezipientinnen zu ähnlichen Interpretationen kommen⁶⁵⁶ bzw. wie diese Sozialisationsvorgaben überschritten werden können:

ähnliche Rezeptionsresultate [können] auf die unter anderem durch literarische Sozialisation bedingte Reihenfolge, in der Kontexte abgesucht werden, zurückgeführt werden [...]. Andererseits können sich die kognitiven Umwelten von Individuen durch äußere Faktoren so ändern, daß sie den Horizont der bisherigen Interpretationsgemeinschaft sprengen.⁶⁵⁷

Wie ist die Suchroutine nun aber konkret zu denken? Sperber und Wilson zufolge ist der Ausgangspunkt jeder Suche der Initialkontext, der das Ergebnis der Verarbeitung der unmittelbar vorangegangenen Äußerung ist.⁶⁵⁸ „Allerdings bietet dieser *initial context* nur einen Ausgangspunkt bei der Suche nach Kontext-Effekten. Von diesem Anfangskontext kann die Suche nach Kontexten, in denen Effekte erzielt werden, ausgeweitet werden.“⁶⁵⁹

Die Suchroutine ist also durch einen Startpunkt festgelegt und geht dann expansiv vor. Dabei können verschiedene Wege beschritten werden: Es können zunächst Kontexte aus zurückliegenden Informationsverarbeitungsprozessen reaktiviert werden, es kann enzyklopädisches Wissen (oder Teile davon) aktiviert werden oder Teile der unmittelbar beobachtbaren Umwelt werden als Kontext mit einbezogen.⁶⁶⁰

⁶⁵³ Ebd., S. 192.

⁶⁵⁴ Ebd.

⁶⁵⁵ Ebd.

⁶⁵⁶ Jannidis erklärt dies mit Hilfe des Relevanzprofils, vgl. dazu S. 104 dieser Arbeit.

⁶⁵⁷ Ebd., S. 193.

⁶⁵⁸ Zum relevanztheoretischen Konzept des Initialkontexts vgl. S. 72 dieser Arbeit.

⁶⁵⁹ Ebd., S. 163f.

⁶⁶⁰ Ebd., S. 164. Zur relevanztheoretischen Auffassung der Kontextausweitung vgl. S. 73 dieser Arbeit.

Strasen bemängelt allerdings zurecht, „daß Sperber und Wilson eine schlüssige Theorie zur Reihenfolge, in der Kontexte durchsucht werden, nicht anzubieten haben.“⁶⁶¹ Strasen wertet diese Leerstelle als gravierendes Problem, denn ohne eine solche bleibt die Relevanztheorie kaum anwendbar. Das Gelingen von Kommunikation setzt diesem Theorieansatz zufolge voraus, dass der Sender erfolgreich die Zugänglichkeit der verschiedenen Kontexte für den Rezipienten prognostiziert. Eine Theorie, die an einer solch zentralen Stelle ihrer Struktur eine Leerstelle hat, bleibt ergänzungsbedürftig.⁶⁶² Es muss also geklärt werden, welche Faktoren die Suchreihenfolge durch die Kontexte steuern.

Auch hier vermutet Strasen den Einfluss des Kontrollsystems. Ihm zufolge ist zu erwarten, dass „die unterschiedlichen Kontrollsysteme auch Einfluß auf die Suchroutinen bei der Suche nach relevanzstiftenden Kontexten haben, so daß zum Beispiel Sprachschemata in literarischer Kommunikation früher in die Suche einbezogen werden als bei der Lektüre von Zeitungsmeldungen.“⁶⁶³ Für multiperspektivische Texte würde dies beispielsweise bedeuten, dass hier zunächst die mentalen Abbildungen der Leserinnen, die schon bekannte Sachverhalte aus dem Text bereit halten, als relevanzstiftender Kontext durchsucht werden, bevor noch weitere textexterne Kontexte in Betracht gezogen werden. Die Reihenfolge der bei der Kontextkonstruktion durchsuchten Schemata wird Strasen zufolge also von Kontrollsystemen an bestimmte Parameter angepasst – z.B. daran, ob es sich um nicht-literarische oder literarische Texte handelt oder ob bestimmte Gattungsmarkierungen vorliegen.

Hauptsächliches Hilfsmittel zur Klärung der Suchroutinen ist für Strasen jedoch die Schematheorie.⁶⁶⁴ Er greift auf die von van Dijk und Kintsch vertretene Auffassung zurück, dass Kontexte, d.h. der Wissensbestand der Rezipientinnen schematisch organisiert sind.⁶⁶⁵

Laut Relevanztheorie wird jeder Äußerung ihre optimale Relevanz unterstellt. Dies bedeutet, dass bei der Verarbeitung einer neuen Information jeweils eine Suche nach

⁶⁶¹ Ebd., S. 168.

⁶⁶² Ebd., S. 171.

⁶⁶³ Ebd., S. 349.

⁶⁶⁴ Im Bereich der Schematheorie herrscht eine geradezu babylonische Begriffsvielfalt „Neben dem Terminus ‚Schema‘ tauchen unter vielen anderen die Bezeichnungen frame, script und MOP (Memory Organisation Packet) auf, die zwar im Detail jeweils unterschiedliche Bedeutung haben, letztlich jedoch auf eine gemeinsame Grundannahme zurückgehen, nämlich daß die Wissensinhalte anhand von Schemata, die die Erfahrungen mit stereotypischen Situationen oder Abläufen repräsentieren, organisiert werden.“ Ebd., S. 37.

⁶⁶⁵ „Wenn man erneut vom Grundgedanken der knappen Verarbeitungs- und Speicherkapazitäten ausgeht, ist anzunehmen, daß das Langzeitgedächtnis sinnvoll strukturiert ist und nicht einfach ein ungeordneter Ablageplatz für unverbundene Informationsbrocken, weil dann die Suche nach für die Textverarbeitung relevanten Wissensselementen viel zu aufwendig wäre. Als Organisationsprinzip für diese Wissensstruktur (*knowledge structure*) werden von van Dijk und Kintsch Schemata unterstellt.“ Ebd., S. 36.

einem Kontext einsetzt, in dem sie Kontexteffekte generiert.⁶⁶⁶ Wenn dies ökonomisch in Bezug auf die kommunikativen Ressourcen ablaufen soll, muss so ein Kontext mit möglichst geringem Aufwand gefunden werden.

Daher ist es plausibel, dass „die möglichen Kontexte schon als geordnete *sets* von Annahmen im Langzeitgedächtnis vor[liegen], so dass nicht mühsam aus einzelnen manifesten Annahmen Kontexte gebildet werden müssen.“⁶⁶⁷ Diese von Sperber und Wilson vertretene These⁶⁶⁸ weist laut Strasen eine erhebliche Nähe zur Schematheorie auf, die von beiden kaum beachtet wird.⁶⁶⁹

Schemata sind feste Wissens-Strukturen, die Platz für variable Füllungen lassen, wobei es Annahmen über den Normalfall einer Füllung und die Bedingungen, die sie erfüllen muss, gibt.⁶⁷⁰ Das Kommunikationsteilnehmern gemeinsame Wissen über Schemata und die damit verbundenen Bedingungen und *default*-Werte stellen, relevanztheoretisch gesprochen, eine gemeinsame kognitive Umwelt dar. Die Schemata sind die Kontexte, die zum Verstehen von Äußerungen notwendig sind.

Dabei ist allerdings zu klären, wie Schemata überhaupt selektiert, aktiviert und in welcher Reihenfolge sie durchsucht werden. Nicht zuletzt müsste erklärt werden, wieso Schemata mehreren Kommunikationsteilnehmern wechselseitig bekannt sind. Die Antworten auf diese Fragen liegen Strasen zufolge in der Beschaffenheit der

⁶⁶⁶ Ebd., S. 162. Zum relevanztheoretischen Konzept der positiven kognitiven Effekte vgl. S. 66 dieser Arbeit.

⁶⁶⁷ Ebd., S. 163. Dies gilt sowohl für textinterne als auch für textexterne Informationen.

⁶⁶⁸ „It seems reasonable to assume that the smallest units which can be transferred from encyclopaedic memory to the memory of the deductive device are chunks rather than individual assumptions.“ Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 138.

⁶⁶⁹ Die von Strasen konstatierte Nähe der Schematheorie zu Annahmen der Relevanztheorie wird von Sperber und Wilson kaum thematisiert. „Sie erwähnen nur knapp, daß sie deren Grundannahmen teilen.“ Strasen, Sven (2008), S. 163. Dies wird z.B. in folgender Formulierung deutlich: „Encyclopaedic information contains not only factual assumptions but also assumption schemas“. Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 88.

⁶⁷⁰ Strasen veranschaulicht Schemata mit Hilfe des Beispiels einer Hochzeitsfeier, verwendet dabei aber den Terminus *frame*: „Ein *frame* [ist] als Datenstruktur definiert worden, in der Stereotypische Situationen repräsentiert werden. Einige im *frame* repräsentierte Informationen sind invariabel und repräsentieren Sachverhalte, die in der betreffenden Situation immer vorhanden sind. So gehört zum *frame* HOCHZEITSFEIER notwendigerweise die Gratulation. Daneben gibt es sogenannte *terminals* oder *slots*, die mit unterschiedlichen spezifischen Elementen gefüllt werden können. So besitzt der HOCHZEITSFEIER-*frame* ein *terminal* für ‚Geschenke‘, der mit unterschiedlichen Gegenständen gefüllt werden kann. Jedes *terminal* enthält Bedingungen, die von Elementen, die an dieses *terminal* andocken sollen, zu erfüllen sind. So ist in den meisten Fällen ‚Buch‘ ein möglicher Kandidat für das *terminal* ‚Geschenke‘, während ‚Mülltüte‘ nicht in Frage kommt. In vielen Fällen sind die Besetzungen der *terminals* ihrerseits wieder *sub-frames*, so wie das etwa auch im Beispiel des Buches der Fall ist, das als notwendiges Element eine Form von Bindung enthält, während es ein Text-*terminal* hat, das durch verschiedenste Texte gefüllt werden kann. In vielen Fällen gibt es darüber hinaus *default*-Werte für die Besetzung von *terminals*, also solche Besetzungen, die unterstellt werden, wenn keine spezifischen Informationen vorliegen. So wird im *frame* HOCHZEITSFEIER als *default*-Wert für das *terminal* ‚Ort der eigentlichen Vermählung‘ das Standesamt unterstellt. Insbesondere die *default*-Werte tragen wesentlich zur Ökonomie der Repräsentation bei.“ Strasen, Sven (2008), S. 199

Schemata begründet, so wie sie von der konnektionistischen Schematheorie beschrieben wird.

Eine erste Antwort auf die Frage, was die Suchroutine bestimmt, sieht Strasen in der Habitualisierung durch Wiederholung. Nach Auffassung der konnektionistischen Schematheorie sind Schemata neuronale Verknüpfungen, die auf Wiederholungen reagieren:

Wissen [wird] durch bestimmte Erregungszustände des neuronalen Netzwerks repräsentiert. Das neuronale Netzwerk ist in der Lage, sich an frühere Erregungszustände bei der Verarbeitung von Reizen zu ‚erinnern‘ und tendiert dazu, bei der Verarbeitung von ähnlichen Reizen automatisch denselben Aktivierungszustand herzustellen, der sich bei der Verarbeitung des früheren Reizes eingestellt hat.⁶⁷¹

Eine bestimmte Konstellation an Reizen ruft also einen korrespondierenden Erregungszustand des neuronalen Netzwerks hervor. Wiederholt sich dieser Prozess, entsteht ein Schema. Dabei müssen die auslösenden Reize keineswegs immer identisch sein: „Je häufiger Phänomene gemeinsam auftreten, um so häufiger werden alle diese Elemente auch dann aktiviert, wenn dem kognitiven System nur einige wenige von ihnen sensorisch zur Verarbeitung präsentiert werden.“⁶⁷² Dadurch wird gleichzeitig der kognitive Aufwand reduziert, da weniger Input-Reize verarbeitet werden müssen, um eine Reaktion auszulösen. Folgt man dieser Darstellung, so ist die Aktivierung von Schemata ein kognitiver Prozess, der sich nur dadurch von anderen kognitiven Reaktionen unterscheidet, dass er habitualisiert ist.

Lesen Rezipienten z.B. wiederholt Texte, in denen aus verschiedenen Perspektiven widersprüchliche Informationen erzählt werden, so bildet sich bei ihnen möglicherweise ein Schema aus, dass in der Folge eventuell auch dann schon aktiviert wird, wenn eine Erzählung mittels verschiedener Perspektivträger vermittelt wird (ohne, dass dies inhaltliche Widersprüche zur Folge hat).⁶⁷³

Ein Schema, also ein neuronales Netzwerk, das bestimmte Informationen beinhaltet, kann als Folge von Habitualisierung durch zunehmend weniger Reize aktiviert werden. Das heißt also, dass ein Reiz nicht nur die ihm selbst entsprechende neuronale Antwort auslöst, sondern die „Mitaktivierung benachbarter Neuronen“⁶⁷⁴ bewirkt. Es wird also von einigen wenigen Reizen die habitualisierte Standardreaktion auf einen komplexeren Input aus Reizen ausgelöst, obwohl einige der Reize fehlen.⁶⁷⁵

⁶⁷¹ Ebd., S. 226f. Eine ausführliche Darstellung der kognitionswissenschaftlichen Hintergründe der Aktivierung von Neuronen findet sich ebenfalls ebd.

⁶⁷² Ebd., S. 241.

⁶⁷³ Dies könnte erklären, wieso bei Definitionen von Multiperspektivität inhaltliche Widersprüche z.B. von Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000a) als Grundbedingung postuliert, andererseits aber von Vertretern wie Bode, Christoph (2005) oder Surkamp, Carola (2003) als zu einengendes Kriterium kritisiert werden.

⁶⁷⁴ Strasen, Sven (2008), S. 240.

⁶⁷⁵ Diese Besonderheit erklärt, wieso Schemata automatisch mit *default*-Werten, also Standard-Einsetzungen für variable Slots, ergänzt werden, wenn Informationen über die Füllung der Slots

Habitualisierung wirkt sich nicht nur auf einzelne Schemata aus, sie hat darüber hinaus Einfluss auf die Suchroutine durch den Wissensbestand insgesamt. Dieser ist als ein kognitives Netzwerk zu verstehen, innerhalb dessen sich bestimmte Verknüpfungen durch Wiederholung zu Schemata verfestigt haben, die wiederum untereinander verknüpft sind. Strasen versteht die Suchroutine „als eine Aktivierung immer größerer Areale des kognitiven Netzwerkes auf Suchpfaden, die durch die Synapsengewichte zwischen den Elementen des Netzes vorgebahnt sind.“⁶⁷⁶

Das bedeutet, dass auch die Verbindungen von Schemata untereinander durch Wiederholung vertieft werden. Dies führt in einigen Fällen zur Bildung von Analogien, hat also direkten Einfluss auf die Abbildung von textuellen Informationen im kognitiven System. Diese werden in vorhandene Strukturen eingepasst:

Nehmen wir einmal an, eine Information sei so schwierig zu verarbeiten, daß sie bis an ein hohes Abstraktionsniveau des Schemasystems verwiesen werden muß. Wenn sie dann dort zu einem Schema paßt [...] und dieses Schema dann aktiviert wird, werden alle Elemente in der nächstniedrigeren Abstraktionsebene, die schon einmal in Zusammenhang mit diesem Thema aufgetreten sind, unterschiedlich stark mitaktiviert. In Zusammenwirken mit zusätzlichem Input [...] werden einige der niedrigeren Schemata über die Aktivierungsschwelle hinaus angeregt. Das bedeutet, daß sie gleichzeitig aktiv sind, so daß die synaptische Verbindung zwischen ihnen verstärkt wird. Damit entsteht nun aber eine synaptische Verbindung zwischen Schemata auf der gleichen Hierarchiestufe.“⁶⁷⁷

Die Darstellung der Rolle von Habitualisierung beim Aktivieren, Ergänzen und Durchsuchen von Schemata ist soweit höchst plausibel, erklärt jedoch noch nicht ausreichend, wie mit der Suche weiter verfahren wird, wenn das zuerst aktivierte Schema sich nicht als relevant erweist. Diese bisher nicht ausreichend beantwortete Frage kann Strasen mit Verweis auf eine weitere Besonderheit von Schemata beantworten: deren hierarchischer Organisation entsprechend ihrer Abstraktionsgrade.⁶⁷⁸

An der Basis der Hierarchie finden sich *frames* und *scripts*. Das sind Schemata niedriger Ordnung, die „nur für ganz spezifische, stereotype Situationen anwendbar sind.“⁶⁷⁹ Der Abstraktionsgrad von Schemata hat wiederum Einfluss auf den Prozessaufwand: Bei den auf Alltagssituationen ausgerichteten *scripts* sind die Standardwerte, mit denen die *slots* zu füllen sind, mit sehr geringem Aufwand aufzufinden.⁶⁸⁰

fehlen: „Sind einige Elemente eines Schemas durch von außerhalb des Systems kommenden Input aktiviert, so werden die benachbarten Verarbeitungseinheiten mitaktiviert.“ Ebd.

⁶⁷⁶ Ebd., S. 242.

⁶⁷⁷ Ebd., S. 244.

⁶⁷⁸ Strasen stützt sich dabei auf die Schematheorie von Schank und Abelson, die er jedoch literaturwissenschaftlich auswertet. Vgl. dazu Schank, Roger C./Abelson, Robert P.: *Scripts, Plans, Goals and Understanding. An Inquiry into Human Knowledge Structures*. Hillsdale, NJ 1977 (The Artificial Intelligence Series).

⁶⁷⁹ Strasen, Sven (2008), S. 200.

⁶⁸⁰ „So hat man in der Regel keine Probleme, einen kohärenten Sinn für die Sätze ‚Der Bräutigam hatte gerade das Jawort gegeben. Die Ringe waren sehr schön.‘ zu finden, auch wenn von Ringen zuvor nie die Rede war.“ Ebd., S. 200.

Die Schemata höherer Ordnung heißen *plans*, *goals* und *themes* (d.h. Pläne, Ziele und Themata) und zeichnen sich dadurch aus, dass sie unspezifischer funktionieren und daher auf unbekannte, nicht-alltägliche Situationen anwendbar sind.⁶⁸¹ Auch sie sind „ein Ensemble miteinander in Beziehung stehender *slots* [...], die Füllung dieser *slots* ist aber weit flexibler und auch die notwendigen *slots* sind weit weniger strikt festgelegt.“⁶⁸²

Um die Werte der Variablen von Schemata höherer Ordnung zu ermitteln, also fehlende Informationen zu Schilderungen nicht-alltäglicher Situationen zu inferieren, müssen die Rezipientinnen Ziele⁶⁸³ identifizieren und mit deren Hilfe Pläne rekonstruieren. Dies sei an folgendem bei Strasen besprochenen Beispiel illustriert: „John wanted to become king. He went to get some arsenic.“⁶⁸⁴

Es gelingt problemlos, beide Sätze in einen kohärenten Zusammenhang zu stellen, „weil wir die beschriebene Handlung als Teil eines Plans zur Erreichung eines bestimmten Zieles identifizieren können.“⁶⁸⁵ Das im zweiten Satz genannte Gift wird ohne jeglichen weiteren Hinweis als Mittel zum Erreichen des Ziels, König zu werden, interpretiert. Jedoch ist der interpretatorische Aufwand hier höher als bei den *script*-basierten Schemata, weil „planbasierte Implikaturen [...] erst dann zur Verfügung [stehen], wenn mit der Ermittlung des relevanten Zieles ein Prozeßaufwand erfordernder Zwischenschritt gemacht worden ist.“⁶⁸⁶

Hierarchisch noch darüber liegen die Themata: „Bei dieser höchsten Hierarchiestufe der Schemastruktur handelt es sich um allgemeine Dispositionen, auf deren Grundlage man spezifische Ziele erklären kann.“⁶⁸⁷

Aus diesen Überlegungen ergibt sich Strasen zufolge eine Antwort auf die von Sperber und Wilson offen gelassene Frage nach der Suchroutine, die bestimmt, in welcher Reihenfolge die Leserinnen beim Prozess der Bedeutungszuweisung die im Wissensbestand abgelegten Kontexte aktivieren. Es „ist davon auszugehen, daß zunächst versucht wird, ein *script* zu finden, das als Kontext für eine bestimmte Textbasis geeignet erscheint, und die Suche erst dann in aufsteigender Reihenfolge

⁶⁸¹ Ebd., S. 201.

⁶⁸² Ebd., S. 201f.

⁶⁸³ Strasen zufolge haben die abstrakten Schemata, die als Ziele bezeichnet werden, einen privilegierten Platz in der Hierarchiestruktur von Schemata, denn „immer wenn man mit jemandem kommuniziert, steht implizit die Frage, ‚Was will der/die andere von mir?‘ im Hintergrund. Prototypische Ziele werden deshalb in kommunikativen Kontexten einen wesentlichen Beitrag zur Bedeutungskonstruktion leisten.“⁶⁸³ Ebd., S. 246.

⁶⁸⁴ Ebd., S. 202. Ursprünglich stammt das Beispiel von Schank, Roger C./Abelson, Robert P. (1977), S. 71.

⁶⁸⁵ Strasen, Sven (2008), S. 202. „Dies ist ein besonders wichtiges Charakteristikum von Plänen: Sie sind immer auf Ziele bezogen und auch nur durch diesen Zielbezug von Rezipienten zu rekonstruieren.“ Ebd.

⁶⁸⁶ Ebd.

⁶⁸⁷ Ebd., S. 206. Beispiele für Themata sind „Rollen-Themen (Buchhalter, Bundeskanzler, Vereinsvorsitzender), zwischenmenschliche Themen (Häftling/Wärter. Ehemann/Ehefrau. Schüler/Lehrer) und Lebens-Themen (Anarchist, ehrliche Haut, Hedonist, Gartenfreund).“ Ebd., S. 209.

konzentrisch auf die nächsthöheren Hierarchieebenen erweitert wird.“⁶⁸⁸ Die Suche von geringem zu zunehmend höherem Aufwand korreliert mit der relevanztheoretischen Annahme, dass optimale Relevanz dann vorliegt, wenn mit möglichst geringem Verbrauch an kognitiven Ressourcen möglichst große kognitive Effekte erzielt werden.

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht wäre allerdings zu fragen, inwieweit die Komplexität literarischer Schemata vom aktuellen Stand der Literaturwissenschaft bereits abgebildet wird. Strasen macht mit der Referenz auf die Schematheorie plausibel, dass inferenzbasierte Kommunikation so funktioniert, wie in der Relevanztheorie angenommen. Das ist allerdings nicht besonders hilfreich für die praktische Analyse.

Neben der Frage, in welcher Reihenfolge Kontexte durchsucht werden, ist auch zu klären, wie es plausibel denkbar ist, dass alle Kommunikationsteilnehmer in ihrer Suche auf dieselbe kognitive Umwelt, d.h. dieselbe Menge an potentiell relevanten Kontexten zugreifen. Auch in dieser Frage sind Strasen zufolge die Erkenntnisse der Schematheorie hilfreich.

Zur Erinnerung: Schemata bilden „sich spontan heraus, weil die in ihnen repräsentierten Elemente häufig in Verbindung miteinander auftreten oder ähnliche Eigenschaften haben, so daß sie nahe beieinander repräsentiert werden.“⁶⁸⁹ Indem man beobachtet, „welche Phänomene in einer spezifischen Kultur stereotyp oder zumindest regelmäßig gemeinsam auftreten, [ist Strasen zufolge ein] Anhaltspunkt dafür [gewonnen], welche Schemata ein Angehöriger dieser Kultur vermutlich ausgeprägt haben wird.“⁶⁹⁰ Demnach ist den Schemata ein „soziokulturelles Element eingeschrieben, denn welchen Phänomenen man in welchen Zusammenhängen begegnet, hängt wesentlich von der Kultur, in der man lebt, und den sozialen Rollen ab, die man einnimmt.“⁶⁹¹

Anders formuliert bedeutet das, dass Personen, die als Angehörige derselben Kultur vergleichbare soziale und materiale Erfahrungen machen, auch vergleichbare kulturelle Modelle entwickeln, um diese mental abzubilden. Diese Beobachtung plausibilisiert die Annahme einer inter-individuellen Kohärenz kultureller Muster erheblich.⁶⁹²

Damit ist allerdings nicht gesagt, dass Schemata keine interindividuelle Variation aufweisen: „Kulturen sind nicht so monolithisch, daß dieser [der eben beschriebene] Mechanismus schon ausreichen würde, um einen Großteil der Schemastruktur eines konkreten Individuums mit einigermaßen großer Gewißheit vorhersagen zu

⁶⁸⁸ Ebd., S. 211.

⁶⁸⁹ Ebd., S. 240.

⁶⁹⁰ Ebd., S. 246.

⁶⁹¹ Ebd., S. 242.

⁶⁹² Jannidis hatte diese Annahme unter Rückgriff auf die type-token-Unterscheidung plausibilisiert. Vgl. dazu S. 96 dieser Arbeit.

können.⁶⁹³ Alle Schemata weisen einen gewissen Grad an individueller Variation auf, der im Zusammenhang mit dem Grad ihrer interindividuellen Manifestheit steht:

Auf der Basis von Schank und Abelsons Theorie läßt sich [...] zur wechselseitigen Manifestheit von aktivierten Wissensbeständen nur so viel sagen, daß sie vermutlich um so größer ist, je tiefer die Hierarchiestufe der verwendeten Schemata ist. Scripts werden in einem höheren Maße zumindest zwischen Angehörigen ähnlicher Kulturen übereinstimmen, gerade weil sie sich auf stereotype Situationen beziehen und damit also auf Situationen, die besonders häufig auftreten, so daß ein gemeinsamer Bezugspunkt bereitsteht. Je höher aber die Hierarchiestufe der verwendeten Schemata, um so schwächer dürfte die Gewißheit sein, daß sie intersubjektiv geteilt werden. Allerdings müssen auch die Schemata auf den höheren Hierarchiestufen ein Mindestmaß an intersubjektiver Übereinstimmung aufweisen. Wenn nämlich die Bezugnahme auf Ziele in kommunikativen Zusammenhängen zur Rekonstruktion von Plänen und damit zur Bedeutungszuweisung nötig ist, so müßten diese Ziele auch zu einem nennenswerten Grad wechselseitig manifest sein.⁶⁹⁴

Es ist also festzuhalten, dass die intersubjektive Übereinstimmung von Schemata bei stark konventionalisierten *scripts* höher ist als bei den abstrakteren Schemata *plans*, *goals* und *themes*, dort aber dennoch vorhanden sein muss. „Insbesondere in medial vermittelter Massenkommunikation [müssen] überindividuelle Schemata im Bedeutungszuweisungsprozeß eine Rolle spielen“⁶⁹⁵, damit eine gemeinsame kognitive Umwelt vorhanden ist, so dass Kommunikation überhaupt gelingen kann. Sowohl die konkreteren als auch die abstrakteren Schemata können eine Grundlage für Verstehensprozesse darstellen, wobei besonders letztere, wie oben schon erwähnt, durch ihre Flexibilität besonders für die Anwendung auf nicht-alltägliche Situationen geeignet sind.

Auch die Annahme von default-Zielen, die durch soziokulturelle Modelle einer Gruppe im Gedächtnis gehalten werden und somit allen Mitgliedern der Gemeinschaft wechselseitig manifest sind, plausibilisiert die relevanztheoretische Annahme, dass Wissensbestände existieren, die allen Kommunikationsteilnehmern zugänglich sind.

Die Schemata von Individuen [sind] keine frei schwebenden abstrakten Entitäten im kognitiven System, sondern zum Teil durch die Beobachtung der ihnen zugrundeliegenden Kultur zugänglich. Damit ist zumindest dem Grundsatz nach der Zugang zum kognitiven System von Kommunikationspartnern gesichert, der für das von Sperber und Wilson unterstellte Relevanzkalkül unverzichtbar ist.⁶⁹⁶

Eine Folge der von Strasen vorgenommenen Verbindung von Relevanz- und Schematheorie ist, dass die kulturelle Beobachtungsdimension stärker in den Vordergrund rückt, da durch die Beobachtung einer Kultur Rückschlüsse auf die (hierarchisch niedrigen) Schemata ihrer Angehörigen gezogen werden können. Es ist höchst fraglich, ob es mit den aktuell vorhandenen kulturwissenschaftlichen Instrumentarien möglich ist, die von Strasen aufgeworfene Frage nach der hierarchischen Struktur der für die Textrezeption relevanten Schemata zu beantworten. Dies ist problematisch für die praktische Anwendung seiner

⁶⁹³ Ebd., S. 246.

⁶⁹⁴ Ebd., S. 203.

⁶⁹⁵ Ebd., S. 246.

⁶⁹⁶ Ebd., S. 265.

Erkenntnisse auf die Analyse von Texten. Strasen konnte allerdings plausibel demonstrieren, wie eine Koordination kognitiver Umwelten auf Basis der Erkenntnisse von Schematheorie in der Theorie denkbar ist.

3.2.7 Inferenzbegrenzung

Nachdem zentrale Aspekte wie das Auslösen von Inferenzen und das Bestimmen der Suchreihenfolge literaturwissenschaftlich-relevanztheoretisch behandelt wurden, ist noch eine weitere zentrale Frage zu klären: Wie wird das Ziehen von Inferenzen erfolgreich beendet, ohne *ad infinitum* weiterzugehen?

Relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlich betrachtet lösen Auffälligkeiten, also z.B. die von Jannidis beschriebenen semiotischen Trigger, die Suche nach relevanzstiftenden Kontexten aus. Diese Suche wird bei der bewussten Lektüre von Literatur einerseits durch (in ein mentales Kontrollsystem eingehendes) literaturspezifisches Wissen⁶⁹⁷ beeinflusst, das die Rezipienten dazu veranlasst, eventuell höheren Verarbeitungsaufwand in Kauf zu nehmen, um größere kontextuelle Effekte zu erzielen. Andererseits ist die Suche durch eine bestimmte Suchreihenfolge bestimmt, die von den zuletzt verarbeiteten Informationen als Initialkontexte ausgehend im Falle von literarischen Texten komplexere Wissensbestände früher durchsucht als etwa bei Sachtexten. Zu klären wäre aber noch, wann diese Suche beendet wird.

Aus Sicht der Relevanztheorie wird die Suche nach kontextuellen Effekten beendet, sobald die erste relevante Interpretation für eine Äußerung gefunden wurde. Bei der Verarbeitung von neuen Reizen gehen die Rezipientinnen von deren optimaler Relevanz aus, suchen die kognitive Umwelt nach Kontextannahmen ab, die in Kombination mit diesen Reizen Effekte erzielen, d.h. neues Wissen generieren oder vorhandenes modifizieren und halten dann an diesem Punkt die Suche an.

Die Alltagserfahrung zeigt, daß einige Bedeutungshypothesen weit einfacher zu bilden sind als andere. Es muß also einen Punkt geben, an dem der Prozeß der Hypothesenbildung abgebrochen wird. Die entscheidende Pointe an Sperber und Wilsons Argumentation besteht in der These, daß die richtige Hypothese immer die erste sein muß, die mit dem Relevanzprinzip im Einklang steht, auch wenn durchaus noch weitere Hypothesen denkbar wären, die relevante Ergebnisse erbringen könnten.⁶⁹⁸

Da jede Aussage mit der Erwartung optimaler Relevanz verknüpft ist, ist es nur folgerichtig auf der Seite des Empfängers, seine Interpretationstätigkeit jeweils dann zu beenden, wenn der Anschein optimaler Relevanz erreicht ist.

Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht wird darüber hinaus die Auffassung vertreten, dass die Relevanzerwartungen der Rezipienten im Falle von

⁶⁹⁷ Vgl. dazu S. 102 dieser Arbeit.

⁶⁹⁸ Ebd., S. 167.

Literatur deutlich höher sind. Es sind daher verschiedene Vorschläge gemacht worden, wie die Begrenzung von Inferenzen im Falle von literarischen Texten zu denken ist.

Dabei werden zunächst alte Bekannte wie die – allerdings relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlich als Konstrukt verstandenen – Komponenten „Autorintention“ und „historischer Kontext“ ins Gespräch gebracht. Das Konstrukt Autorintention stellt Furlong zufolge einen Kontext dar, der die Menge der möglichen Inferenzen eingrenzt, indem er einige als plausibler erscheinen lässt als andere.⁶⁹⁹ Jannidis unterstreicht, dass daneben auch historische Besonderheiten zu beachten sind:

Zwar gehört das Wissen um die Notwendigkeit der Kontextualisierung des literarischen Textes inzwischen zum Grundkurswissen jeder Literaturwissenschaft, aber der Bezug auf diesen Kontext wird vor allem für die lexikalische Semantik und die allgemeine Bedeutung des Textes hergestellt. Die historische und auch autorspezifische Variabilität der Lektüre-Praktiken, die zwischen diesen Ebenen angesiedelt sind, ist teilweise bekannt, wurde aber bislang nicht zu einem eigenen Forschungsprogramm umgesetzt.⁷⁰⁰

Beide greifen also auf traditionelle literaturwissenschaftliche Praktiken zurück, unterstreichen aber, dass es sich um eine Konstruktion (und streng genommen nicht um eine Re-Konstruktion) von vermeintlich authentischen Autorintentionen sowie historischen Kontexten handelt.

Strasen weist auf einen weiteren Faktor hin, der das Ziehen von Inferenzen einschränkt. Er beruft sich dabei auf die Beschaffenheit des kognitiven Systems. Kurz gesagt wird die in ihrer Reihenfolge festgelegte Suche nach potentiell relevanten Kontexten jeweils dann abgebrochen, wenn ein passendes Schema aktiviert wurde. Kognitionswissenschaftlich beschrieben ist das dann der Fall, wenn ein kommunikativer Reiz bei einem Neuron eine Output-Reaktion auslöst. Während seine rein kognitionswissenschaftliche Beschreibung der neuronalen Vorgänge bei der Schemaaktivierung⁷⁰¹ und ihrer Grenzwerte⁷⁰² theoretisch ihren Reiz hat, da sie eine

⁶⁹⁹ Vgl. Furlong, Anne (1995), S. 46f. Zu den relevanztheoretischen Grundlagen in dieser Frage vgl. Anm. 383.

⁷⁰⁰ Jannidis, Fotis (2004), S. 26.

⁷⁰¹ „Neuronen haben, etwas vereinfacht gesagt, eine Input- und eine Output-Seite. Wird ein Neuron durch einen Impuls von der Input-Seite, der von anderen Neuronen oder, über Sinnesorgane vermittelt, von der Umwelt herkommt, bis über einen bestimmten Schwellenwert hinaus angeregt, gibt es an der Output-Seite selbst Impulse ab.“ Strasen, Sven (2008), S. 226.

⁷⁰² „Wenn [...] ein kommunikativer Akt gut zu einem Schema niedriger Ordnung paßt, so werden schnell Output-Schwellenwerte überschritten, so daß die Informationsverarbeitung dann auch schnell abgeschlossen ist. Passen Informationen aber nicht zu Schemata niedriger Ordnung, muß so lange Input aus der Umwelt oder dem Langzeitgedächtnis abgerufen und als Input in das kognitive System eingespeist werden, bis endlich an einem Output-Neuron der Schwellenwert überschritten ist. Wenn man diesen Prozeß in diesen Begriffen beschreibt, wird im übrigen auch klar, daß Sperber und Wilsons These, die Verarbeitung werde beim ersten Kontext abgebrochen, der hinreichende Relevanz erzeugt, vom Konnektionismus gestützt wird: ‚Hinreichende Relevanz‘ wäre dann nichts anderes als ein Name dafür, daß an einem Output-Neuron der Schwellenwert überschritten ist.“ Ebd., S. 224.

„plausible kognitive Basis für Sperber und Wilsons Relevanztheorie“⁷⁰³ darstellt, ergibt sich dadurch wenig Mehrwert für eine praktische literaturwissenschaftliche Analyse.

Erhellender ist dagegen seine Diskussion des Situationsmodells. Strasen unterscheidet in Anlehnung an das Basismodell des Textverstehens von van Dijk und Kintsch⁷⁰⁴ drei Ebenen von Textverstehen, „die mit den linguistischen Ebenen ‚Phonetik‘, ‚Semantik‘ und ‚Pragmatik‘ korrespondieren.“⁷⁰⁵ Diesen drei Ebenen entsprechen die Begriffe Oberflächenstruktur⁷⁰⁶, Textbasis⁷⁰⁷ und Situationsmodell, die er als „Textelemente“ bezeichnet.⁷⁰⁸

Das Situationsmodell gewährleistet, dass die „begrenzten Prozeß- und Speicherkapazitäten des kognitiven Systems“⁷⁰⁹ der Leserinnen nicht überfordert werden, indem es als kognitive Repräsentationsstufe des Texts Kontextwissen über Ereignisse, Handlungen, Figuren bzw. die Gesamtsituation des Texts zur Verfügung stellt, das kontinuierlich aktiviert und aktualisiert wird⁷¹⁰. Es beinhaltet sowohl textinterne Informationen⁷¹¹ als auch Weltwissen⁷¹².

Das Situationsmodell speichert also aus dem Text schon bekannte Sachverhalte unabhängig von ihrer Textbasis, so dass die Rezipienten nicht jedes einzelne Wort im

⁷⁰³ Ebd.

⁷⁰⁴ Vgl. dazu van Dijk, Teun Adrianus/Kintsch, Walter (1983). Ihr Modell gilt als aktuell das „bedeutungsvollste kognitionspsychologische Prozessmodell“ (Christmann, Ursula (2015a), S. 33) und darüber hinaus als „empirisch gut gestützt“ (ebd.).

⁷⁰⁵ Strasen, Sven (2008), S. 27.

⁷⁰⁶ Die Oberflächenstruktur „besteht im wesentlichen aus einer Abbildung des physischen Textes im kognitiven System.“ Ebd., S. 30. Die Leserinnen konstruieren in ihren Köpfen allerdings nur eine annähernd getreue Kopie des Inputs durch den Text, Tippfehler zum Beispiel können „überlesen“ werden. Ebd.

⁷⁰⁷ Die „mental repräsentierte Oberflächenstruktur muß auf ihre sprachliche Bedeutung hin interpretiert werden. Dieser Schritt geschieht bei der Konstruktion der Textbasis (*textbase*).“ Ebd., S. 31. War bis hierher nur die phonetische bzw. graphemische Oberfläche des Texts prozessiert worden, so wird diese nun um die Bedeutungsebene angereichert und auf Kohärenz überprüft. Wichtig ist dabei zu bemerken, dass hier nicht nur decodiert wird, sondern dass für die Kohärenzbildung Inferenzprozesse notwendig sind, die mit Hilfe von Schemata funktionieren: „Die Bildung globaler Kohärenz [...] erfolgt unter anderem durch Inferenzen mit Hilfe von Welt- oder Gattungsschemata [...], also mit Hilfe von durch Erfahrung verfestigten Erwartungen aus dem Fundus des Wissensbestandes.“ Ebd., S. 32. Das Produkt dieser Verarbeitungsstufe ist eine semantische Repräsentation des Textinputs im episodischen Gedächtnis, die als Textbasis bezeichnet wird. Ebd., S. 31.

⁷⁰⁸ Ebd., Kapitel 2.

⁷⁰⁹ Ebd., S. 33.

⁷¹⁰ Ebd., S. 33f. Es ist somit nicht identisch mit dem von Jannidis beschriebenen situativen Rahmen, der nur Figuren sowie das Geschehen an einem Ort umfasst. Vgl. dazu S. 147 dieser Arbeit.

⁷¹¹ Damit sind beim zurückliegenden Lektüreprozess gebildete Textbasen gemeint. Ebd., S. 34.

⁷¹² „At the same time, the model may incorporate instantiations from more general knowledge from semantic memory about such situations.“ van Dijk, Teun Adrianus/Kintsch, Walter (1983), S. 11.

Gedächtnis behalten müssen.⁷¹³ Strasen beschreibt die Funktionsweise des Situationsmodells wie folgt:

Wenn [...] zum Verständnis jedes neuen Elements der Textbasis der gesamte Wissensbestand durchsucht werden muß, wäre nicht zu erklären, warum das System nicht unter dem enormen Prozeßaufwand zusammenbricht. Mit dem Aufbau eines Situationsmodells würde dieser Aufwand jedoch erheblich verringert, weil in ihm der relevante Teil des Weltwissens, und nur dieser, schon für Verarbeitungszwecke bereitgestellt wäre.⁷¹⁴

Da es sich beim Situationsmodell allerdings um eine kognitive Verarbeitungsstufe handelt, die von den konkreten Details der Textbasis abstrahiert, reduziert es die Menge der im Kontext vorgehaltenen Informationen und schränkt so die Menge der potentiell unendlichen möglichen Inferenzen ein.

Während Strasen mit kognitiven Strukturen argumentiert, arbeitet Jannidis stärker literaturwissenschaftlich. Er schlägt eine Anwendung der Mögliche-Welten-Theorie⁷¹⁵ vor: Die mögliche Welt ist als Überbegriff für die Konventionen der erzählten Welt zu verstehen, die jedoch immer unvollständig sind. Kein Text kann das von ihm geschaffene narrative Universum so detailreich schildern, dass keine Lücken bleiben.

Neben den explizit in einem Text vorhandenen Informationen über eine Welt existieren „Markierungen für implizite Bedeutungen, [die] durch spezifizierbare Prozeduren ermittelt werden“⁷¹⁶ können. Beispiele für solche Markierungen sind „bestimmte Signale oder Hinweise im Text, insbesondere Andeutungen oder Anspielungen“⁷¹⁷, aber auch Ellipsen, also „das Weglassen einer Information [...], die üblicherweise an dieser Stelle auftaucht.“⁷¹⁸ Solche Stilmittel sind – das wäre aus Sicht dieser Arbeit zu ergänzen – auch für multiperspektivische Texte charakteristisch. Sie signalisieren die Relevanz einer Leerstelle und nehmen damit Einfluss auf den Rezeptionsvorgang beim Leser:

Das Kriterium für das Vorhandensein impliziter Informationen [ist] nicht einfach das Fehlen einer Information, sondern ein Fehlen, das gleichzeitig das Fehlen markiert. Diese Markierung wird der Leser wiederum als intendiertes Signal verstehen, sich mit dem Fehlenden zu beschäftigen, weil Relevantes fehlt.⁷¹⁹

⁷¹³ Strasen, Sven (2008), S. 34.

⁷¹⁴ Ebd., S. 34. Strasen nennt das Beispiel, dass ohne Aktivierung von Weltwissen ein Satz wie „Der Spielaufbau ist flüssig, aber der tödliche Paß in die Spitze fehlt“ völlig unverständlich bleibt. Ebd.

⁷¹⁵ Jannidis, Fotis (2004), S. 66. Eine direkte Übernahme des philosophischen Konzepts der Möglichen Welten in die Literatur ist problematisch. Dies kritisiert z.B. Walsh, Richard (2007). Dies ist Jannidis bewußt, er arbeitet daher mit einer literaturwissenschaftlichen Adaption des Konzepts durch Doležel. Dieser „unterscheidet [...] zwischen den ‚möglichen Welten‘ der formalen Logik und den ‚fiktionalen Welten‘, die u.a. durch Literatur konstituiert werden.“ Jannidis, Fotis (2004), S. 66. Außerdem macht Jannidis den Vorschlag, mögliche Welten als Sonderfälle fiktionaler Welten zu betrachten. Vgl. dazu S. 128 dieser Arbeit.

⁷¹⁶ Ebd., S. 69. Relevanztheoretisch wird diese Annahme mit den Begriffen Implikatur und Explikatur bezeichnet. Vgl. S. 67 dieser Arbeit.

⁷¹⁷ Ebd., S. 69.

⁷¹⁸ Ebd.

⁷¹⁹ Ebd.

Informationen, die im Text nicht explizit vorhanden sind, vom Text aber als relevant impliziert werden, können nicht durch diesen selbst, sondern müssen aus dem Weltwissen der Leser ergänzt werden. Auch die Mögliche-Welten-Theorie berücksichtigt also pragmatische Aspekte literarischer Kommunikation. Sie geht dem von Ryan postulierte Prinzip der minimalen Abweichung⁷²⁰ folgend davon aus, dass „solange nichts Gegenteiliges im Text explizit geäußert wird, [...] sich der Leser zum Verständnis des Textes auf sein Weltwissen beziehen [kann] bzw. auf das Weltwissen, das dem auktorialen Publikum zu unterstellen ist.“⁷²¹

Walsh kritisiert die Mögliche-Welten-Theorie dahingehend, dass nicht klar wird, wie das Prinzip der minimalen Abweichung (das den Lesern erlaubt, vom Text nicht elaborierte Details mit Hilfe ihres Weltwissens zu ergänzen, sofern die fiktionale Welt nur minimale Abweichungen zur realen Welt aufweist) begrenzt wird. Theoretisch wäre ja eine unendliche Menge an Ergänzungen denkbar. Allerdings wurde in diesem Zusammenhang schon vor Walsh „Relevanz“ bzw. „tellability“ als Begrenzungskriterium in die Diskussion eingebracht.⁷²²

Auch Jannidis ist der Meinung, dass das Prinzip nicht die Lizenz beinhaltet, den Text in beliebigen Aspekten mit Details anzureichern. Wenn der Text keine Signale enthält, „daß der Leser/Zuschauer sich über diese Frage überhaupt Gedanken machen soll und daß sie in irgendeiner Weise für das, was der Text kommuniziert, relevant ist“⁷²³, dürfen auch keine Inferenzen gezogen werden. In der Literaturwissenschaft wird dies als Lady-Macbeth-Problem diskutiert. Darf die Frage, ob Lady Macbeth Kinder hatte, mit Hilfe probabilistischer Annahmen über die reale Welt beantwortet werden, wenn der Text keine Informationen in dieser Frage enthält?⁷²⁴ Jannidis zufolge ist dies nicht der Fall. Inferenzen sind nur dann zulässig, wenn sie von den bereits besprochenen semiotischen Triggern⁷²⁵ ausgelöst werden.

Jannidis vertritt, anders als in der Philosophie angenommen, die literaturwissenschaftlich schon von Ryan entwickelte Auffassung des Konzepts möglicher Welten, dass außer dem, was im Text an expliziten Informationen oder Markern für implizite Bedeutungen enthalten ist, nichts zu finden ist: „Man kann [die] Sprechweise [von fiktionalen Welten] nicht so wörtlich nehmen, daß man tatsächlich von ontologisch selbständigen Welten spricht, da diese nicht nur von der Textpoiesis

⁷²⁰ „This principle states that whenever we interpret a message concerning an alternate world, we reconstrue this world as being the closest possible to the reality we know.“ Ryan, Marie-Laure: Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure. In: Poetics, 9. Jg., H. 4, S. 403–422, S. 53.

⁷²¹ Jannidis, Fotis (2004), S. 70.

⁷²² Vgl. dazu Baroni, Raphaël: Tellability. In: Peter Hühn (Hg.), The Living Handbook of Narratology. Hamburg 2017.

⁷²³ Jannidis, Fotis (2004), S. 73.

⁷²⁴ Ebd., S. 67.

⁷²⁵ Vgl. dazu S. 94 dieser Arbeit.

abhängig sind, sondern ebenso von der jeweiligen Situation, in der die Texte kommuniziert werden.“⁷²⁶

Auch an dieser Stelle nimmt Jannidis also eine pragmatische Revision vorhandener Begriffe vor und weist auf die Bedeutung der Kommunikationssituation und besonders der darin verfolgten Zielen hin. Diese, so seine These, beeinflusst die Ausgestaltung der fiktionalen Welten über die im Text gegebenen Informationen hinaus. Dies sei daran erkennbar, dass „auch schon die Konstruktionsprinzipien einer fiktionalen Welt offen durchbrochen werden, um Kommunikationsziele besser zu erreichen.“⁷²⁷

Innerhalb eines realistischen Texts ist es beispielsweise an sich inkonsistent, einer Figur die Fähigkeit zu verleihen, Zugang zu den Gedanken der anderen Figuren zu erhalten; dennoch verfügen Erzähler realistischer Romane im 19. Jahrhundert über „die Fähigkeit der multiplen Introspektion, weil die so vermittelten psychischen Vorgänge als wesentlicher Bestandteil des zu Sagenden aufgefaßt werden. [Die] Verletzung der Regeln der jeweiligen fiktionalen Welt [geschieht] ganz offensichtlich aus Gründen der kommunikativen Absicht.“⁷²⁸ Ein narrativer Text hat also Lizenzen, in Bezug auf seine Erzählweise Regeln zu brechen, wenn dies der kommunikativen Absicht dient.

Um dieser Differenz zur philosophischen Verwendung der Mögliche-Welten-Theorie Rechnung zu tragen, schlägt Jannidis vor, die möglichen Welten als „narrative Welten“⁷²⁹, d.h. als Sonderfälle fiktionaler Welten zu betrachten, die durch eigene, literaturspezifische Regeln organisiert sind. Mögliche Quellen für diese literaturspezifischen Konventionen sind „das allgemeine Weltwissen des auktorialen Publikums sowie dessen Wissen über Regelmäßigkeiten in Genres, in Typen von fiktionalen Welten oder spezifischen fiktionalen Großwelten.“⁷³⁰

Um zu erklären, wie der Prozess der Suche nach relevanten Inferenzen im speziellen Fall der Lektüre von Literatur begrenzt wird, verweist Jannidis also einerseits darauf, dass semiotische Trigger, d.h. Marker im Text vorhanden sein müssen, die durch ihre Auffälligkeit diese Inferenzen auslösen. Andererseits plausibilisiert er mit der Berufung auf das literaturwissenschaftliche Prinzip der minimalen Abweichung die relevanztheoretische Überzeugung, dass die Suche nach sinnvollen Inferenzen normalerweise mit minimalem Aufwand betrieben und beim ersten zufriedenstellenden Ergebnis eingestellt wird. Da es sich bei diesem Prinzip um ein relationales Konzept handelt, ist es anschlussfähig an relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Zusatzannahmen wie die verschiedentlich vertretenen Auffassung, dass Rezipienten bei bestimmten Auffälligkeiten (z.B. semiotische Trigger, bewusst wahrgenommene Hervorhebungen, die ein literarisches Kontrollsystem aktivieren) höheren Aufwand betreiben, weil sie stärkere Effekte erwarten. Auch in

⁷²⁶ Ebd., S. 73. Vgl. dazu Anm. 715 dieser Arbeit.

⁷²⁷ Ebd.

⁷²⁸ Ebd., S. 74. „Eine adäquate Rekonstruktion von narrativen Welten kann also gar nicht umhin, nicht nur deren Regeln und auch eventuell Inkonsistenzen aufzuzeigen, sondern muß diese auf die jeweilige literarische Kommunikation beziehen.“ Ebd.

⁷²⁹ Ebd., S. 82.

⁷³⁰ Ebd.

diesem Fall würden die Rezipienten bei der ersten dem betriebenen Aufwand angemessenen Interpretation die Suche nach weiteren Inferenzen einstellen.

Relevante Effekte müssen allerdings nicht zwangsläufig durch starke Hinweise auf einzelne zu ziehende Inferenzen hervorgerufen werden. Die gegenteilige Option – viele subtile Hinweise, die zu vielen schwachen Inferenzen führen – ist ebenfalls möglich.

3.2.8 Poetische Effekte

Ein erhebliches Innovationspotenzial der Relevanztheorie liegt aus literaturwissenschaftlicher Sicht darin, dass mit dem Konzept der „schwachen Kommunikation“⁷³¹ nicht nur vermeintlich eindeutig kommunizierte, sondern auch sehr vage, mehrdeutige und nur angedeutete Textinhalte präzise analysiert werden können. So wird eine deutlichere Differenzierung zwischen dem Textverständnis dessen, was tatsächlich vom Text ausgesagt wird, und den verschiedenen Interpretationen dessen, was er andeutet, möglich.⁷³² Wilson zufolge ist es mit Hilfe der Relevanztheorie möglich, zwischen Textverständnis (das bei allen Lesern gleich sein sollte) und Textinterpretationen (die sich unterscheiden können) klarer zu unterscheiden.⁷³³

Wilson vertritt die Meinung, dass Literaturkritiker oder -theoretiker Kommunikation binär als entweder gelungen (Übertragung eines Gedankens) oder misslungen konzipieren. Sie stellt dagegen fest, dass „communication is not simply a yes-no matter, but a matter of degree. [...] The notion of weak communication is particularly useful in analysing the vaguer aspects of literary interpretation.“⁷³⁴ Die Stärke von Kommunikation kann also graduell abgeschwächt werden, wobei das Konzept der schwachen Kommunikation besonders gut geeignet ist, mehrdeutige Kommunikation zu beschreiben.

Besonders hilfreich für die Analyse speziell schwacher Kommunikation ist das relevanztheoretische Konzept der „poetischen Effekte“⁷³⁵, das in der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft breit diskutiert wird. Poetische Effekte

⁷³¹ „The communicator has in mind a vague range of possible implications with roughly similar import, any subset of which would contribute to the relevance of her utterance, so that for any particular implication from that range, her intention that the audience should derive it is rather weak: then these assumptions are weakly implicated, or weakly communicated.“ Wilson, Deirdre (2011), S. 73.

⁷³² Relevanztheoretiker „distinguish utterance comprehension – recognition of the communicator’s informative and communicative intentions – from the broader process of utterance interpretation, whose goal is to derive enough implications to satisfy the audience’s expectations of relevance.“ Ebd., S. 74.

⁷³³ „Relevance theory does have some general implications for how the borderline between comprehension and interpretation might be recognised.“ Ebd., S. 75f.

⁷³⁴ Ebd., S. 73.

⁷³⁵ Zu poetischen Effekten aus relevanztheoretischer Sicht vgl. Anm. 424 dieser Arbeit.

bezeichnen „eine hohe Anzahl und große Bandbreite von schwachen Implikaturen, also von Annahmen, die mit einem geringen Grad an Gewißheit als eine der Bedeutungen des kommunikativen Akts unterstellt werden“. ⁷³⁶ Das bedeutet, dass die Lesenden davon ausgehen, dass eine große Menge an subtil angedeuteten Informationen, d.h. schwachen Implikaturen zu verarbeiten sind, die kumulativ wirken. ⁷³⁷

Das Konzept der poetischen Effekte wird von Walsh und Jannidis aufgegriffen, von Pilkington aber zur Grundlage weiterführender Überlegungen gemacht und mit Hilfe des aus der Philosophie entlehnten Konzepts der Qualia präzisiert. Strasen setzt sich mit Pilkingtons Vorarbeiten auseinander und verknüpft sie mit einem eigenen Modell.

Nach relevanztheoretischer Auffassung haben poetische Effekte die Wirkung, eine Vertrautheit mit dem Urheber der Kommunikation hervorzurufen. Wilson beschreibt, dass mögliche Ziele von literarischer Kommunikation über die reine Informationsvergabe hinaus auch darin bestehen können, Eindrücke zu vermitteln und affektive Effekte zu erzielen. Wilson meint damit „the range of diffuse, apparently non-propositional effects that Sperber & Wilson [...] describe as an impression.“ ⁷³⁸

Pilkington übernimmt diese Annahme und plausibilisiert sie unter Rückgriff auf das philosophische Konzept der Qualia. Sein Vorschlag ist, dass der spezifische Vorteil von poetischen Effekten (und damit eine Besonderheit literarischer Texte) darin besteht, Emotionen ⁷³⁹ bzw. Qualia ⁷⁴⁰ ausdrücken zu können. ⁷⁴¹ Qualia bezeichnen den „qualitativen Charakter eines unmittelbar gegebenen Erfahrungsinhaltes“. ⁷⁴² Standardbeispiel dafür wurde der von Thomas Nagel veröffentlichte Aufsatz „What is it like to be a bat?“ ⁷⁴³, der am Beispiel einer Fledermaus hinterfragt, ob fremde Bewusstseinsinhalte prinzipiell zugänglich sein können. Aus einer

⁷³⁶ Strasen, Sven (2008), S. 179.

⁷³⁷ Walsh zufolge haben die Rezipientinnen bei fiktionalen Texten generell die „expectation that the relevance of the discourse will be most profitably pursued, not by deriving strongly informative implicatures that depend upon successful reference resolution, but by deriving a large array of weaker implicatures.“ Walsh, Richard (2007), S. 36.

⁷³⁸ Wilson, Deirdre (2011), S. 78.

⁷³⁹ „Any account of poetic effects or literariness must include an account of affective communication. The common claim is that there is a direct link between poetic effects and emotion, that poetic effects characteristically express or communicate emotional states.“ Pilkington, Adrian (2000), S. 160. Auf den Zusammenhang zwischen poetischen Effekten und dem Ausdruck von Affekten haben ursprünglich Sperber und Wilson hingewiesen. Sperber, Dan/Wilson, Deirdre (1995), S. 224. (Vgl. Anm. 432 dieser Arbeit.)

⁷⁴⁰ Der Begriff Qualia stammt aus der Philosophie des Geistes und meint „introspectively accessible, phenomenal aspects of our mental lives“. Tye, Michael: Qualia. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J. . Er wird erstmals von Pilkington auf ästhetische Aspekte von Textrezeption bezogen. Vgl. dazu Yus, Francisco (2002), S. 623.

⁷⁴¹ Die Güte der von ihm vorgelegten literaturwissenschaftlichen Definitionen der damit verbundenen Konzepte ist in Rezensionen herborgehoben worden: „Pilkington gives elaborate definitions of emotion, attitude, mood and temperament.“ Mackenzie, Ian (2002), S. 202.

⁷⁴² Brinkmeier, Birger: Qualia. In: Peter Precht (Hg.), Metzler-Philosophie-Lexikon. Begriffe und Definitionen. Stuttgart [u.a.] 1999, S. 482–483, S. 482.

⁷⁴³ Nagel, Thomas: What Is It Like to Be a Bat? In: The Philosophical Review, 83. Jg., H. 4, S. 435.

literaturwissenschaftlichen Perspektive betrachtet, fällt auf, dass Schilderungen von individuellen mentalen Erfahrungen zentraler Bestandteil des literarischen Repertoires sind – das beweist nicht zuletzt die von Franz Kafka geschilderte Verwandlung in einen Käfer.⁷⁴⁴

So überzeugend Pilkingtons Ausführungen zur Evokation von Qualia auch sind – gerade aus dem Blickwinkel des Interesses an Multiperspektivität gesehen bleibt fraglich, ob Qualia tatsächlich die einzigen denkbaren Inhalte sind, die mit Hilfe poetischer Effekte evoziert werden können. Schließlich ist es plausibel zu vermuten, dass auch multiperspektivische Texte ihre Effekte aus der Wirkungsweise vieler schwacher Implikaturen ziehen. Sie scheinen jedoch keine besondere Affinität zur Evokation von Qualia zu haben. Pilkington räumt ein, so formuliert es Sven Strasen „daß es Formen und Funktionen von Literatur gibt, die mit seinem Ansatz noch nicht hinreichend zu fassen sind.“⁷⁴⁵

Uneinigkeit besteht bei den Vertretern relevanztheoretischer Literaturwissenschaft in Bezug auf die Frage, inwiefern poetische Effekte Qualia kommunizieren oder nur evozieren. Pilkington schildert die Funktionsweise poetischer Effekte wie folgt: Er geht davon aus, dass die „qualitativen Eigenschaften von Emotionen und Einstellungen“⁷⁴⁶ zwar zusammen mit deren enzyklopädischem Eintrag ins Langzeitgedächtnis übergehen, dort aber in einem gesonderten Bereich für „phenomenal memories“⁷⁴⁷ abgelegt werden.

Strasen folgt Pilkingtons Schlussfolgerung, dass die geringe wechselseitige Manifestheit von Qualia dazu führt, dass sie nur unter den Bedingungen von erhöhtem Verarbeitungsaufwand überhaupt aktiviert werden.⁷⁴⁸ Kritisch sieht Strasen jedoch

⁷⁴⁴ Kafka, Franz: Die Verwandlung. Text und Kommentar. Frankfurt 1999 .

⁷⁴⁵ Strasen, Sven (2008), S. 185. Pilkington formuliert dies wie folgt: „A pragmatic-based account of poetic effects can lead to a much clearer understanding of what constitutes a poetic thought. But not all of what is important to such an understanding can be dealt with by the research programme outlined here.“ Pilkington, Adrian (2000), S. 192. Freilich bemängelt Strasen, dass Pilkington, obwohl er dies einräumt, dennoch poetische Effekte und die Evokation von Qualia zur Norm für gute Literatur erhebt. Zur Frage der Normativität vgl. Strasen, Sven (2008), S. 185.

⁷⁴⁶ Ebd., S. 182.

⁷⁴⁷ Pilkington, Adrian (2000), S. 154.

⁷⁴⁸ „Dies ist schon deshalb plausibel, weil die dort [im Bereich für phenomenal memories] gespeicherten Informationen nur in einem kleinen Teil der Fälle zur Verarbeitung zusätzlicher Informationen benötigt werden, so daß es ineffektiv wäre, sie unter dem ‚Haupteintrag‘ abzulegen. [...]. Mit anderen Worten, wenn von Traurigkeit die Rede ist, werde ich mich oft nicht an die spezifische Erlebnisqualität meiner Traurigkeit erinnern, sondern an das, was ich über Traurigkeit abstrakt weiß - ein Sachverhalt, der häufig mit dem Terminus Meta-Repräsentation beschrieben wird. Die phänomenalen Qualitäten dieser Objekte dürften dagegen wegen ihrer zweifelhaften wechselseitigen Manifestheit in kommunikativen Zusammenhängen nur selten eingesetzt werden. Deshalb werden Informationen aus der phenomenal memory bei der Suche nach Relevanz angesichts eines bestimmten kommunikativen Aktes sicher nicht unter den ersten sein, die aktiviert werden. Insofern wird dieser Bereich in erster Linie dann ins Spiel kommen, wenn die Suche nach einem relevanzstiftenden Kontext besonders langwierig und schwierig ist, wie das im Fall poetischer

Pilkingtons Einschätzung der kommunikativen Fähigkeiten von poetischen Effekten. Er ist der Meinung, dass „Pilkington den poetischen Effekten mehr zutraut, als sie zu leisten imstande sind, nämlich die Qualia nicht nur zu evozieren, sondern auch zu kommunizieren“.⁷⁴⁹

Pilkington benutzt beide Begriffe; ihm zufolge versucht ein Autor, „to communicate the qualitative feel of his experience (the qualitative aspect of his emotion) by evoking analogous phenomenal memories.“⁷⁵⁰ Die Evokation des qualitativen Charakters von Erfahrungen ist jedoch – hier ist Strasen Kritik einleuchtend – keine Übertragung eines Kommunikats vom Autor auf den Leser, sondern aktiviert die qualitativen Eigenschaften der unmittelbaren Erfahrungsinhalte der Leserinnen. Strasen präzisiert Pilkingtons Ausführungen demnach wie folgt:

In Abwesenheit von verlässlichen Informationen über Teilbereiche der kognitiven Umwelt des Kommunikationspartners tendieren Rezipienten allerdings dazu, so meine These, die entsprechenden Teile der eigenen kognitiven Umwelt auch dem Sender zu unterstellen, [...] wenn dem nicht sehr starke Widerstände entgegenstehen.⁷⁵¹

Auf dieser Funktionsweise beruht denn auch die Wirkungsmacht poetischer Effekte: Mit Hilfe vieler schwacher Implikaturen wird der Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten so erhöht, dass adäquate Effekte nur erzielt werden können, wenn auch ungewöhnliche Ressourcen wie etwa der Bereich der „phenomenal memories“⁷⁵² durchsucht werden, in dem Qualia – also unmittelbare Erfahrungsinhalte der Rezipienten – abgelegt sind: „Affective states are heightened in the communication of poetic effects by more thorough exploration of context.“⁷⁵³ Die Aktivierung dieser Inhalte erweckt bei den Rezipienten den Eindruck, der Autor würde sie in ihren persönlichsten Gefühlen und Erfahrungen sehr genau kennen.⁷⁵⁴ Die Stärke solcher kognitiven Effekte wären denn auch der Grund dafür, „warum Rezipienten den erhöhten Prozeßaufwand in Kauf zu nehmen bereit sind“.⁷⁵⁵

Strasen verknüpft Pilkingtons Vorarbeiten mit seinem eigenen Modell. Er vermutet, dass durch den bei der Verarbeitung von poetischen Effekten erhöhten Aufwand nicht individuelle Qualia, sondern abstrakte kulturelle Modelle aktiviert werden. Diese sind ähnlich wie Qualia mit elementaren Grunderfahrungen von Individuen verknüpft, zeichnen sich aber darüber hinaus dadurch aus, dass sie schematisch organisiert sind,

Effekte, die eine große Bandbreite schwacher Implikaturen auslösen, regelmäßig der Fall ist.“ Strasen, Sven (2008), S. 182.

⁷⁴⁹ Ebd., S. 183.

⁷⁵⁰ Pilkington, Adrian (2000), S. 156 [Hervorhebung A.S.].

⁷⁵¹ Strasen, Sven (2008), S. 183f.

⁷⁵² Pilkington, Adrian (2000), S. 154.

⁷⁵³ Mackenzie, Ian (2002), S. 203.

⁷⁵⁴ „Das Erstaunen darüber, wie genau ein Autor die eigenen Emotionen und Erfahrungen zu kennen und zu teilen scheint, geht auf die ganz einfache Tatsache zurück, daß man in solchen ‚Kommunikationsprozessen‘ gar nicht den vom Autor kommunizierten Erfahrungsqualitäten begegnet, sondern seinen eigenen.“ Strasen, Sven (2008), S. 184.

⁷⁵⁵ Ebd., S. 184. „They require more effort to achieve, but offer more in return.“ Pilkington, Adrian (2000), S. 177.

also einen minimalen Grad an interindividueller Übereinstimmung aufweisen und so als gemeinsame kognitive Umwelt für Kommunikation geeignet sind.⁷⁵⁶

Im Falle von poetischen Effekten „führt die problematische Kontextsuche mit Hilfe kultureller Modelle dazu, daß die interdiskursive Leistungsfähigkeit dieser kulturellen Modelle überprüft und gegebenenfalls alternative Sinnbildungsmechanismen nahegelegt werden“.⁷⁵⁷ Dies wiederum korrespondiert beispielsweise mit vorhandenen Forschungsfragen und Ergebnissen der Multiperspektivitätsforschung, die aus der diachronen Analyse der Perspektivenstruktur multiperspektivischer Texte Erkenntnisse zu Kultur- und Mentalitätsgeschichte ableitet.⁷⁵⁸

Ob nun tatsächlich individuelle Qualia oder kulturelle Modelle aktiviert werden, müsste empirisch überprüft werden. Für die nicht-empirische Literaturwissenschaft ist bedeutsam, dass poetische Effekte, d.h. viele schwache Implikaturen dazu in der Lage sind, sehr persönliche Wissensbestände von Rezipientinnen zu evozieren, so dass diese den Eindruck großer Übereinstimmung von Textinhalt und persönlichem Erleben bzw. Wissen erhalten. Es ist demnach wichtig, bei der Analyse von Texten auch die kumulativen Effekte von schwachen Inferenzen zu beobachten.

3.2.9 Zusammenfassung: Das Potenzial relevanztheoretischer Literaturwissenschaft für die Beschreibung inferentieller literarischer Kommunikation

Die Zusammenschau literaturwissenschaftlicher Adaptionen der Relevanztheorie hat gezeigt, dass zur gewinnbringenden Anwendung der linguistischen Theorie speziell auf literarische Texte Ergänzungen aus der Disziplin Literaturwissenschaft notwendig sind.

Gleichzeitig ist deutlich geworden, dass die literaturwissenschaftliche Analyse von der Anwendung der Relevanztheorie profitieren kann, da sie bestimmte Aspekte literarischer Kommunikation wie z.B. die Bedingungen für das Auslösen von Inferenzen, die Rolle des Kontexts literarischer Phänomene sowie die Möglichkeit schwacher Kommunikation stärker in den Fokus rückt und mit einem darauf spezialisierten Instrumentarium beobachtbar macht.

Bevor im folgenden Abschnitt der speziell auf Multiperspektivität ausgerichtete Beitrag der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft entwickelt werden soll, wird hier noch einmal der allgemeine Ablauf inferentieller literarischer Kommunikation aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht zusammengefasst.

Dabei werden besonders die durch die Literaturwissenschaft eingebrachten neuen Begriffe berücksichtigt und bereits erste Antworten auf Fragen entworfen, die sich im Forschungsbericht zur Multiperspektivität ergeben hatten. Es handelt sich einerseits

⁷⁵⁶ Vgl. dazu S. 100f dieser Arbeit.

⁷⁵⁷ Strasen, Sven (2008), S. 354.

⁷⁵⁸ Z.B. Surkamp, Carola (2003).

darum, zu klären, wie weit über den Text hinaus inferentielle Ergänzung zulässig ist und andererseits um die für gelingende Kommunikation zentrale Frage, wie kalkulierbar ist, auf welche Kontexte zugegriffen wird.

Endpunkt dieser Kommunikation ist nicht die Entschlüsselung eines von einem Sender vermittelten Kommunikats, sondern die Konstruktion einer Textbedeutung durch den Rezipienten, von der dieser annehmen kann, dass sie so intendiert war (hypothetischer Intentionalismus). Dabei finden natürlich semantische Verstehensprozesse statt; diese reichen aber – so die grundsätzliche Annahme (nicht nur) der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft – nicht aus, um die Textbedeutung zu konstruieren.

Damit ein Text Bedeutung erhält, sind inferentielle Prozesse nötig. Diese werden von Zeichen ausgelöst, die sekundäre Zeichen sind, also über sich hinaus verweisen, d.h. als semiotische Trigger Inferenzen auslösen. Sie tun dies, indem sie für die Rezipienten den Verarbeitungsaufwand erhöhen und somit auf Seiten der Rezipienten die Suche nach dementsprechend größeren kognitiven Effekten auslösen (größer als die, die mit einer rein semantischen Analyse erzielbar sind).

Der Verarbeitungsaufwand kann durch verschiedene literarische Mittel der Aufmerksamkeitssteuerung (besondere Positionierung, Devianz von der Norm, Wiederholung) erhöht werden. Wichtig ist, dass die dabei entstehenden Auffälligkeiten von den Rezipienten als intendiert wahrgenommen werden können. Die Summe der in einem Text enthaltenen Auffälligkeiten ergibt sein Relevanzprofil.

In diesem Zusammenhang wurde aus literaturwissenschaftlicher Sicht wiederholt darauf hingewiesen, dass die Bereitschaft der Rezipienten, einen größeren Verarbeitungsaufwand auf sich zu nehmen, im Falle von literarischen Texten besonders hoch ist, weil sie sich bei diesen Texten dem Aufwand angemessene stärkere kognitive Effekte erwarten können. (Wäre dies nicht der Fall, so könnte die Erhöhung des Aufwands auch zum Abbruch der Kommunikation führen.) Als Faktoren, welche die rezipientenseitige Bereitschaft beeinflussen, wurden die Annahme von Intentionalität, Fiktionalität als rhetorische Figur und Gattungswissen sowie ein literarisches Kontrollsystem in die Diskussion eingebracht. Ein Konsens besteht in dieser Frage noch nicht.

Ist der Verarbeitungsaufwand von Zeichen besonders hoch, setzt eine Suche nach dem Aufwand angemessenen kognitiven Effekten ein. Diese entstehen aus relevanztheoretischer Sicht dann, wenn die Zeichen schon bekannte Informationen aus dem mentalen Kontext der Rezipienten revidieren, verstärken oder sich aus der Kombination neue Informationen ergeben. In diesen Fällen nämlich bringen diese Zeichen mehr Informationen in das mentale System ein, als sie selbst enthalten, erzielen also mit möglichst geringem Aufwand möglichst große Veränderungen.

Im Falle von Literatur, also zumeist medial vermittelter Massenkommunikation, werden aus literaturwissenschaftlicher Sicht nicht individuelle situationelle Kontexte aktiviert, sondern typische Kontexte, d.h. institutionelle Situationen bzw. eine aus hierarchisch geordneten, kulturellen Schemata bestehende, wechselseitig bekannte

kognitive Umwelt. Darin sind Wissensbestände wie Autorenwissen, Gattungswissen, Wissen über Fiktionalität, Wissen über Typen fiktionaler Welten, Diskurs- und Weltwissen sowie schon vorhandene Verarbeitungsstufen des Texts enthalten.

Im Forschungsbericht zur Multiperspektivität konnte noch nicht geklärt werden, wie bei der Rezeption einer textuellen Aussage die Auswahl aus mehreren möglichen (textinternen oder textexternen, d.h. personenbezogenen, literarischen oder lebensweltlichen) Kontexten vor sich geht bzw. auf welcher Basis entschieden wird, ob literarische oder lebensweltliche Kontexte aktiviert werden.

Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht wird darauf hingewiesen, dass die Kontexte in einer probabilistisch vorhersagbaren Reihenfolge durchsucht werden müssen, damit Kommunikation gelingen kann. Den Initialkontext, d.h. den Ausgangspunkt dieser Suche stellen vorangegangene Äußerungen dar.

Die weitere Suche wird aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht einerseits durch rezipientenseitige Sozialisationsfaktoren sowie Gattungserwartungen gesteuert, die in ein literarisches Kontrollsystem eingehen. Andererseits ist die Suchreihenfolge durch die schematische sowie hierarchische Organisation des Kontexts bedingt. Prinzipiell wird die Suche bei hierarchisch niedrigen, stereotypen Schemata für Alltagssituationen begonnen und in Richtung abstrakterer Schemata mit variableren Füllungen fortgesetzt. Dabei ist auch an dieser Stelle zu beachten, dass Rezipientinnen bei der Lektüre von Literatur höhere Relevanzerwartungen haben und die Suche dementsprechend bereits bei höheren Abstraktionsgraden beginnen.

Beendet wird die Suche nach relevanten Inferenzen aus relevanztheoretischer Sicht bei der ersten dem erbrachten Aufwand angemessenen Bedeutungsebene. Literaturwissenschaftlich wird diese Annahme einerseits mit Hilfe des revidierten Prinzips der minimalen Abweichung untermauert, das ebenfalls besagt, dass nur minimale Ergänzungen (durch spezifisch literarische Wissensbestände oder Weltwissen) zulässig sind. Andererseits wird auf die eingrenzende Funktion des Situationsmodells hingewiesen. Diese kognitive Abbildung des Texts bzw. relevanten Kontextwissens im mentalen System der Rezipientin schränkt die Zahl potentiell zugänglicher kontextueller Informationen ein. Außerdem wird aus literaturwissenschaftlicher Sicht ergänzt, dass die Suche nach Inferenzen nur dort zulässig ist, wo sie durch semiotische Trigger im Text ausgelöst wurde (Lady Macbeth-Problem).

Mit dem revidierten Prinzip der minimalen Abweichung sowie den Hinweisen auf semiotische Trigger und das Situationsmodell hat die relevanztheoretische Literaturwissenschaft Erklärungspotenzial für die im Forschungsbericht zur Multiperspektivität noch nicht hinreichend beantwortete Frage, wie weit Inferenzen sich vom Text entfernen, d.h. wie viele kontextuelle Informationen ergänzt werden dürfen.

Besonders interessant aus literaturwissenschaftlicher Sicht ist das relevanztheoretische Phänomen der poetischen Effekte. Diese entstehen dann, wenn

nicht einzelne eindeutige Aussagen inferiert werden, sondern viele kleine Inferenzen kumulative Effekte hervorrufen. Aus relevanztheoretischer Sicht sind diese Effekte besonders geeignet, um Emotionen auszudrücken. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht wurde einerseits unterstrichen, dass es sich nicht um eine Kommunikation, sondern um eine Evokation von Inhalten handelt. Dies hat zur Folge, dass Rezipienten den Eindruck einer besonderen Übereinstimmung ihrer Wissens- und Erfahrungswelt mit der Textwelt erhalten. Andererseits ist in der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung diskutiert worden, welche Art von Inhalten durch poetische Effekte aktiviert werden. Dabei sind neben Emotionen auch Qualia, d.h. unmittelbare Erfahrungsinhalte, aber auch abstrakte kulturelle Modelle genannt worden, die mit Hilfe poetischer Effekte aktiviert, hinterfragt oder ersetzt werden können.

Der hier skizzierte Ablauf spiegelt den aktuellen Wissensstand des Feldes der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft zur inferentiellen Kommunikation in literarischen Texten wider. Auf dieser Grundlage soll im folgenden Abschnitt das konkrete Potenzial relevanztheoretischer Literaturwissenschaft für die Multiperspektivität herausgearbeitet werden.

3.3 Die Anwendung: Ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Beschreibungsmodell der Multiperspektivität

Gerade weil fast jeder Text mehr als eine Perspektive beinhaltet, ist es notwendig, zu klären, unter welchen Bedingungen Multiperspektivität in Texten so auffällig und signifikant wird, dass sie eine eigene Bezeichnung verdient. In anderen Worten ausgedrückt bedeutet das, erklären zu können, wann die Existenz mehrerer Perspektiven interpretatorisch relevant wird.

Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht muss Multiperspektivität dann als relevant angesehen werden, wenn perspektivisch dargestellte Informationen besonders auffällig werden, d.h. so schwer zu verarbeiten sind, dass sie über ihren primären Zeichencharakter hinaus Inferenzen auslösen, die ihre Effekte daraus ziehen, dass sie auf durch andere Perspektiven vermittelte kontextuelle Informationen zugreifen.

Mit dieser Beschreibung liegt eine relevanztheoretische Definition von Multiperspektivität vor, die dieses Erzählverfahren als einen speziellen Fall inferentieller Kommunikation auffasst. Gleichzeitig ist damit das von Werner Wolf für das Phänomen Multiperspektivität als zentral beschriebene Kriterium der „interpretatorischen Relevanz“⁷⁵⁹ mit einer theoretisch fundierten Basis versehen.

Die Relevanztheorie mit ihrer Differenzierung zwischen starker und schwacher Kommunikation eignet sich deswegen besonders für die Betrachtung von Multiperspektivität, da auch hier unterschieden werden muss zwischen im Text enthaltenen Aussagen (über welche die meisten Leser einig sein müssten) und den von ihnen ausgelösten Interpretationszusammenhängen (bei denen Interpretationsspielraum besteht).

Eine grundlegende Anforderung an jegliche Interpretationen ist ihre intersubjektive Nachvollziehbarkeit. Dies ist für uneindeutig kommunizierende Texte nur dann zu leisten, wenn auch ihr inferentieller Anteil präzise begrifflich gefasst werden kann. Dies ist mit Hilfe der im vorangegangenen Kapitel besprochenen literaturwissenschaftlichen Anwendungen der Relevanztheorie genauer möglich als bisher.

Darüber hinaus sind einige Komponenten der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft geeignet, spezifische, im Forschungsbericht zur Multiperspektivität identifizierte Fragestellungen zu beleuchten. Es handelt sich dabei konkret um die Fragen, wie Perspektiven konstruiert und wie ihr Zusammenspiel interpretatorisch relevant wird.

⁷⁵⁹ Wolf, Werner (2000), S. 87.

Ziel dieses Kapitels ist es, ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Modell zur Betrachtung der Spezifika multiperspektivischen Erzählens zu entwickeln, das der inferentiellen Funktionsweise dieses Erzählverfahrens angemessener Rechnung trägt, als dies im Rahmen der zur Multiperspektivität bereits vorliegenden Instrumentarien der Fall ist.⁷⁶⁰ Eine Zusammenfassung der dabei gewonnenen heuristischen Erkenntnisse steht am Schluss des Kapitels.

3.3.1 Perspektive

Zunächst soll aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht betrachtet werden, wie Perspektiven überhaupt konstruiert werden. Dass eine Menge textueller Informationen zunächst als zusammengehörig interpretiert und dann mental als Perspektive abgebildet wird, ist ein komplexer inferentieller Prozess, der keineswegs mit einer einfachen Zuordnung eines Signifikats zu einem Signifikanten zu erklären ist. Der inferentielle Anteil an der Perspektivenkonstruktion kann, das hat der Forschungsbericht gezeigt, mit den bisher vorliegenden Mitteln noch nicht adäquat abgebildet werden.

Für die genauere Betrachtung der Perspektivenkonstruktion können die von Jannidis in seiner Monografie zu ‚Figur und Person‘⁷⁶¹ entwickelten Erkenntnisse als Ausgangspunkt verwendet werden. Dabei sind einerseits starke Ähnlichkeiten zwischen der Konstruktion von Perspektiven und Figuren zu beobachten, andererseits aber auch erhebliche Differenzen.

Jannidis geht von der Beobachtung aus, dass jeder Text eine solch große Menge an Einzelinformationen enthält, dass unwahrscheinlich wird, dass Leser, aber auch professionelle Interpretinnen sie alle in gleichem Maße bei ihrer Lektüre berücksichtigen könnten. „Im Gegensatz zu einer Tradition, die davon ausging, dass Texte unterdeterminiert seien und der Leser also gezwungen sei, Lücken zu füllen, behauptet Jannidis, dass Texte immer ein Übermaß an Informationen bereitstellen und der Leser im Prozeß der Sinnstiftung zur Selektion gezwungen sei.“⁷⁶² Rezipienten treffen daher bei der Konstruktion von Figuren eine ihrer kommunikativen Kompetenz⁷⁶³ entsprechende Auswahl aus der Menge der zugänglichen Informationen.

⁷⁶⁰ Eine Zusammenfassung der Desiderate findet sich ab S. 52 dieser Arbeit.

⁷⁶¹ Jannidis, Fotis (2004).

⁷⁶² Kellermann, Ralf (2006), S. 319.

⁷⁶³ Jannidis versteht unter kommunikativer Kompetenz „prozedurales Wissen um regelhafte Zusammenhänge in der Kommunikation“. Jannidis, Fotis (2004), S. 18. Bezogen auf den diachronen Leseprozess präzisiert Jannidis, dass die kommunikative Kompetenz eines historisch späteren Interpreten „sich in der Auseinandersetzung mit seinem historischen Quellenmaterial entwickelt [und], wenn auch immer unvollständig, die kommunikativen Kompetenzen des zeitgenössischen Lesers reproduziert.“ Ebd., S. 18.

Dies ist auch bei der Konstruktion von Perspektiven notwendig. Wie der Forschungsbericht zur Multiperspektivität gezeigt hat, ist die grundsätzliche Frage, wie Perspektiven, also mentale Abbildungen textinterner Kontexte, konstruiert werden, bis auf den Hinweis, dass es textuelle Auslöser dafür gibt,⁷⁶⁴ noch ungeklärt. Gerade in Bezug auf nicht-menschliche Perspektivträger ist es keineswegs trivial, dass Leser aus einer Menge textueller Informationen eine Entität konstruieren, die mental als Perspektive abgebildet wird.

Jannidis' Ziel ist es, die Selektionsregeln, die das Problem der Informationsüberlastung lösen, offenzulegen:

Diese Regeln oder Konventionen, die bei einer Auswahl aus den verfügbaren und möglichen Informationen zur Anwendung kommen, müssen zum Teil des narratologischen Modells gemacht werden – das ist wohl die einzige Möglichkeit, das Problem der Informationsüberlastung in überprüfbarer Weise zu lösen.⁷⁶⁵

Seine Erkenntnisse, „wie [...] sich wichtige und unwichtige Figureninformationen unterscheiden und hierarchisieren, [bzw.] wie [...] sich Figureninformationen zu allgemeineren Einheiten synthetisieren“⁷⁶⁶ lassen, sollen auf Perspektiven übertragen und verwendet werden, um besser als bisher zu erklären, wie Perspektiven konstruiert werden.

Perspektiven können zwar auf Figuren zurückzuführen sein, es sind aber auch andere Entstehungsquellen im Text denkbar. Wie im Forschungsbericht zur Multiperspektivität gezeigt, werden Perspektiven überwiegend als anthropomorph konzipiert⁷⁶⁷. Dies trifft Jannidis zufolge auch auf Figuren zu⁷⁶⁸, es sind also vor diesem Hintergrund erhebliche Schnittmengen von Jannidis' Theorie zur Anwendbarkeit auf dieses Erzählverfahren zu erwarten.

In allen Fällen, in denen Figuren- oder Erzählperspektiven eine große Ähnlichkeit mit Figuren aufweisen, sind Jannidis' Erkenntnisse unproblematisch übertragbar. Eine direkte Übernahme der Erkenntnisse in die Multiperspektivitätsforschung ist aber deswegen nicht möglich, weil beim Erzählverfahren Multiperspektivität, auch nicht-anthropomorphisierbare Entitäten wie Rahmungen⁷⁶⁹ oder collageartige⁷⁷⁰ Textanteile eine Rolle spielen.

Von Vorteil für die Adaption von Jannidis' Erkenntnissen zur Figurenkonstruktion für die Beschreibung von Perspektivenkonstruktion ist, dass dieser prototypensemantisch

⁷⁶⁴ Vgl. dazu S. 23 dieser Arbeit.

⁷⁶⁵ Ebd.

⁷⁶⁶ Ebd., S. 20.

⁷⁶⁷ Vgl. dazu S. 20ff dieser Arbeit.

⁷⁶⁸ „Da alle Menschen in fiktionalen Werken Figuren sind und dient jede Information, die die Inferenz plausibel macht, daß es sich bei einer Entität um einen Menschen handelt, zu ihrer Identifizierung als Figur.“ Ebd., S. 112.

⁷⁶⁹ Vgl. dazu Wolf, Werner (2000), S. 81. Zum Rahmungsbegriff, vgl. ebd. S. 79, bzw. S. 13 dieser Arbeit.

⁷⁷⁰ Vgl. dazu Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 18, bzw. S. 13 dieser Arbeit.

argumentiert. Das bedeutet konkret, dass Jannidis Konzept von Figur einige prototypische, d.h. zwingend vorhanden sein müssende Eigenschaften vorsieht, während andere als optional bzw. variabel betrachtet werden. Jannidis Konzept von Perspektiven kann daher sowohl für Figurenperspektiven als auch für nicht-figürliche Perspektiven wie Rahmungen, Kapitelüberschriften, Widmungen, Pro-/Epiloge etc. angewendet werden.

Jannidis' Erklärung der Konstruktion von Figuren lautet wie folgt: Perspektiven entstehen in drei Schritten – dem Erkennen, dem Bezeichnen und der Identifikation der Figur. Alle drei Schritte sind auch für die Konstitution von Perspektiven relevant.

Damit eine Entität aus einem fiktionalen Text als Figur erkannt wird, ist es nötig, dass sie als „menschliche oder in gewisser Hinsicht (z.B. handlungsfähig, spricht, hat Intentionen und andere Innenzustände) menschenähnliche Gestalt“⁷⁷¹ eingestuft wird.⁷⁷² Je ähnlicher eine Entität in ihren Eigenschaften einem Menschen ist, desto eindeutiger wird sie als Figur erkannt. Figuren sind also

prototypisch um das Zentrum ‚Mensch‘ organisiert, d.h. als typisches Exemplar der Kategorie gilt der sprachlich bezeichnete Mensch in einer fiktionalen Welt, aber es gibt zahlreiche Abweichungen von diesem typischen Exemplar, die keineswegs alle Merkmale des Menschen haben müssen, sondern nur wenige, und es muß auch nicht jedes Exemplar von diesen wenigen Merkmalen immer dieselben aufweisen.⁷⁷³

Darüber hinaus fallen einige Merkmale wie „intentionales Handeln, Sprechen, Innenleben“⁷⁷⁴ stärker ins Gewicht als z.B. die „äußere Erscheinung“⁷⁷⁵. Welche Merkmale für das Erkennen der Figur jeweils zentral sind, dürfte kulturspezifisch unterschiedlich sein, denn die Prototypen, mit denen die textuellen Entitäten abgeglichen werden, sind Teil des kulturellen Wissenbestands der Leser.⁷⁷⁶

Das von Jannidis vorgeschlagene Modell der Figur verspricht durch seine prototypensemantische Fokussierung auf das Merkmal „menschlich“, potentiell auch auf das Phänomen Perspektive anwendbar zu sein. Schließlich wird Perspektive, das hat der Forschungsbericht gezeigt, in der überwiegenden Zahl der Publikationen zu diesem Thema anthropomorph konzipiert.⁷⁷⁷ Gleichzeitig wird in der Multiperspektivitätsforschung allerdings diskutiert, dass auch

⁷⁷¹ Jannidis, Fotis (2004), S. 119.

⁷⁷² Dies findet üblicherweise auf einem der folgenden drei Wege statt: Die Entität kann mit einer Bezeichnung referenziert werden, die „in der jeweiligen Kultur für Menschen vorgesehen“ ist, sie kann Handlungen ausführen, die „üblicherweise nur von Menschen ausgeführt werden“ oder menschliche Eigenschaften besitzen. Ebd., S. 111.

⁷⁷³ Ebd., S. 119.

⁷⁷⁴ Ebd. Im Vergleich dieser Merkmale kommt Jannidis zufolge dem intentionalen Handeln eine Sonderstellung zu, da es Entitäten auch dann zugeschrieben wird, wenn diese niemals tatsächlich handeln. Ebd., S. 120

⁷⁷⁵ Ebd., S. 119.

⁷⁷⁶ Ebd., S. 120.

⁷⁷⁷ Vgl. dazu S. 23 dieser Arbeit.

werkinterne Rahmungen in ihren zahlreichen Erscheinungsformen, d.h. insbesondere Paratexte wie auch intratextuelle Ein- und Ausleitungen sowie intermittierende Kommentierungen von ‚Rahmenerzählungen‘ und Illustrationen, [...] grundsätzlich zum Reservoir zählen, das für die Generierung von Multiperspektivität in der Erzählliteratur zur Verfügung steht.⁷⁷⁸

Wiewohl diese „nicht offen als anthropomorph dargestellt sind“⁷⁷⁹, ist es dennoch plausibel, auch bei nicht ausdrücklich anthropomorphen Textbestandteilen wie Rahmungen menschliche Eigenschaften als prototypischen Kern anzunehmen. Für die Erkennbarkeit einer Perspektive ist die Fähigkeit zu intentionalem Sprechen als Eigenschaft ausreichend und weit bedeutender als Merkmale wie intentionales Handeln oder äußere Erscheinung.

Dass eine Rahmung mit dem semantischen Prototypen eines Menschen weit weniger Übereinstimmungen aufweist als ein sogenannter „round character“⁷⁸⁰ ist wenig problematisch. Nicht alle Merkmale des zu vergleichenden Phänomens müssen mit denen des Prototypen übereinstimmen, damit eine prototypische Ähnlichkeit vorliegt. Der Vorteil einer prototypensemantischen Betrachtungsweise liegt darin, dass die Spannbreite von Figurenperspektive bis Rahmung mit demselben Instrumentarium beschrieben werden kann.

Eine Minimalbedingung für das Erkennen von Perspektive könnte demnach lauten, dass der betrachteten textuellen Entität die Fähigkeit zu intentionalem Sprechen zugeschrieben werden können muss, damit sie als Perspektive erkannt werden kann. Dies wäre ein erster Baustein für eine Erklärung dafür, wie die Konstitution von Perspektiven in multiperspektivischen Texten vor sich geht.

Nachdem textuelle Zeichen als des intentionalen Sprechens fähige Entität erkannt wurden, kann eine weitere Phase der Konstruktion hinzutreten. Dieser von Jannidis als „Bezeichnen“⁷⁸¹ betitelte Vorgang trifft allerdings nur eingeschränkt auf Perspektiven zu. Surkamps Auffassung, dass Perspektiven durch lexikalische Marker wie Eigennamen oder Personalpronomen erzeugt werden, ist daher zu widersprechen.⁷⁸²

Bezeichnungen sind in literarischen Texten höchst instabil, Namen werden variiert und die sprachlichen Möglichkeiten der Bezeichnung ein und derselben Entität sind vielfältig. Sie reichen von direkten Benennungen mit einem Eigennamen über

⁷⁷⁸ Wolf, Werner (2000), S. 88.

⁷⁷⁹ Ebd., S. 83.

⁷⁸⁰ Die Unterscheidung zwischen typisierten „flat characters“ bzw. ausführlich realistisch ausgestalteten „round characters“ geht zurück auf Forster, E. M.: *Aspects of the Novel*. New York 2010

⁷⁸¹ „Literarische Figuren sind wie alle Entitäten in der erzählten Welt nur durch sprachliche und darauf aufbauende allgemeine semiotische Zeichenprozesse zugänglich. Der wichtigste Akt in diesem Prozeß ist ohne Zweifel das Bezeichnen der Figur, d.h. [...] das Bezeichnen mit einem Namen.“ Jannidis, Fotis (2004), S. 120. Jannidis interessiert sich weniger für die semantischen Aspekte von Namen, die in der literarischen Onomastik zumeist im Mittelpunkt stehen, sondern für die „Prozesse bei der Bezeichnung, die davor liegen.“ Ebd., S. 120.

⁷⁸² Vgl. dazu S. 23 dieser Arbeit.

Markierungen des Geschlechts bei Personalpronomen bis hin zu sehr indirekten Hinweisen wie typographischen Markierungen der Redeanteile eines zweiten Sprechers in Dialogen.

Jannidis fasst den Begriff „Bezeichnen“ daher als Sammelbegriff für eine Reihe an Funktionen auf: „Bezeichnungen und Namen dienen dazu, Entitäten in der erzählten Welt von anderen zu unterscheiden und dadurch die Entität erst als Einheit zu markieren.“⁷⁸³ Wird mehrfach auf diese Einheit referiert, so dient ihre Bezeichnung als „Bezugspunkt für weitere Benennungen davor oder danach“⁷⁸⁴ und garantiert so ihre Identität. Die Bezeichnung stellt also den Referenzpunkt für alle Formen der Merkmalszuordnung dar: „Die Benennung einer Figur, selbst in einer sparsamen und ganz indirekten Form, bildet einen Punkt, dem Merkmale zugeordnet werden können und zumeist auch werden, sozusagen einen Aufhänger für die Merkmale.“⁷⁸⁵

Die durch die Bezeichnung geleistete Funktion, ein Referenzpunkt für weitere Merkmalszuordnung zu sein, entfällt allerdings für nicht-figürliche Perspektiven. Da nicht alle Arten von Perspektiven eindeutig bezeichnet werden, ist es vergleichsweise schwierig, neue Informationen zweifelsfrei bereits konstruierten Perspektiven zuzuordnen. Daher ist das Feststellen der Identität einer Perspektive in vielen Fällen problematischer als im Falle von Figuren.

Eine Besonderheit fiktionaler Texte besteht darin, dass jede fiktionale Figur, die in einem Text erstmals bezeichnet wird, dadurch gleichzeitig auch geschaffen wird:⁷⁸⁶

Genauer betrachtet besteht dieser Akt aus zwei unterscheidbaren Funktionen. Erstens wird eine Figur erzeugt, zweitens wird ihr ein Modus der Existenz zugeschrieben, z.B. faktisch, kontrafaktisch, hypothetisch, möglich oder rein subjektiv, also nur im Glauben oder nur in der Vorstellung einer anderen Figur der erzählten Welt.⁷⁸⁷

Der Vorteil dieser Differenzierung liegt darin, dass das Problem vermieden wird, dass „man einer Figur nur Existenz zuschreibt, wenn sie im faktischen Existenzmodus eingeführt wird. Selbst wenn die Figur bezogen auf die erzählte Welt kontrafaktisch ist, bekommt sie aufgrund ihrer Benennung eine konzeptuelle Existenz in der erzählten Welt.“⁷⁸⁸ Der faktische Existenzmodus einer Figur stellt jedoch den Standardfall dar und kann daher immer angenommen werden, „wenn nicht explizit Indikatoren dagegen sprechen.“⁷⁸⁹

⁷⁸³ Ebd., S. 125.

⁷⁸⁴ Ebd., S. 126. „Der einfachste Fall ist die Bezeichnung einer Figur mittels eines Namens und weitere Referenzen auf die Figur mittels Pronomina.“ Ebd.

⁷⁸⁵ Ebd.

⁷⁸⁶ „Auf diese Weise sind die Fragen, was gegeben ist und wie etwas gegeben ist, in einer Art und Weise unlösbar miteinander verknüpft, die fiktionale Texte prinzipiell von nicht-fiktionalen unterscheidet.“ Ebd., S. 129.

⁷⁸⁷ Ebd. Die Zuschreibung dieses Modus kann eindeutig oder nicht eindeutig erfolgen. Ebd.

⁷⁸⁸ Ebd.

⁷⁸⁹ Ebd., S. 130. Solche Indikatoren wären zum Beispiel die Informationsvergabe durch einen unzuverlässigen Erzähler aber auch die Markierung der „Existenz der Figur in einem nicht-faktischen Modus, letzteres kann im Deutschen z.B. durch die Verwendung des Irrealis oder

Weiterhin beobachtet Jannidis, dass sobald eine Entität⁷⁹⁰ durch Benennung unterschieden und als Figur identifiziert ist, ihr sofort bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, selbst wenn der Text dies nicht explizit macht. Zu diesen Eigenschaften gehören „neben der Handlungsfähigkeit auch die prinzipielle Differenz von Innen und Außen“⁷⁹¹ sowie „die Unterscheidung zwischen transitorischen und stabilen Merkmalen“⁷⁹², die einen „Minimaltypus der Figur“⁷⁹³ darstellen, den Jannidis als Basistypus⁷⁹⁴ bezeichnet.

Jannidis vermutet den Grund für diese Ergänzungen darin, dass bei der Lektüre von literarischen Texten „basale Konzepte der Personenwahrnehmung“⁷⁹⁵ eine Rolle spielen, die „Teil der allgemeinen menschlichen Disposition zur Personenwahrnehmung sind“.⁷⁹⁶ Es findet also eine pragmatische Ergänzung statt, welche die Abbildung textueller Zeichen um Schemawissen über Personen ergänzt.

Die bis hier beobachteten Konstruktionsleistungen der Bezeichnung von Figuren sind problemlos auch auf figürliche, d.h. anthropomorphisierbare Perspektiven übertragbar, die im Text bezeichnet werden. Diese Art der Bezeichnung findet allerdings für nicht-figürliche und somit nur schwer anthropomorphisierbare Perspektivträger wie Kapitelüberschriften oder Fußnoten meist nicht statt.

Die Folge davon ist, dass die Konstruktion von Perspektive in diesen Fällen nur reduziert verläuft: Einer literarischen Rahmung, die selbst nicht bezeichnet wird, kann noch problemlos die basale Funktion einer Aussageabsicht unterstellt werden.

Es ist allerdings zweifelhaft, dass ein eine Perspektive erzeugender Rahmen bei den Lesern in gleichem Maße wie eine Figurenbezeichnung einen Basistypus, also ein an die reale Welt angelehntes Konzept der Personenwahrnehmung aktiviert, das

Potentialis geschehen“. Die Figur wird in diesem Fall zwar auch erzeugt, existiert aber nicht als Faktum der erzählten Welt. Ebd.

⁷⁹⁰ „Die Wahrnehmung von Menschen und Lebewesen als selbständige Einheiten stellt den Normalfall bzw. die häufigste Typisierung dar. Daneben gibt es umfassendere Kollektiveinheiten“ wie z.B. „die Zwerge“ oder „die Riesen“ im Märchen. Ebd., S. 128.

⁷⁹¹ Ebd., S. 126. „Von der Figur wird stets angenommen, sie habe ein sinnlich wahrnehmbares Äußeres und ein Inneres, das nicht sinnlich wahrnehmbar ist. [...] Das Äußere ist für andere Figuren und Wahrnehmungsinstanzen sinnlich wahrnehmbar, das Innere nur für Wahrnehmungsinstanzen.“ Ebd., S. 240.

⁷⁹² Ebd., S. 126.

⁷⁹³ Ebd.

⁷⁹⁴ „Jeder Aspekt dieses Basistypus kann für eine bestimmte Figur in einem Text überschrieben, d.h. durch eine andere Informationsstruktur ersetzt werden, aber dieses Überschreiben muß explizit geschehen oder auf ein Figurenmodell zurückgreifen, in dem dieses Überschreiben bereits enthalten ist.“ Ebd., S. 241.

⁷⁹⁵ Ebd., S. 127. Alltagspsychologie, als universelles Erklärungsmodell „erklärt nicht-intentionale Ereignisfolgen mit der Angabe von Ursachen, während intentionales Handeln mit der Angabe von Gründen — in der Form von mentalen Zuständen, also Überzeugungen, Wünschen, Emotionen usw. — erklärt wird. Die Gründe kommen im Laufe einer Kausalgeschichte zustande und führen zu einer Intention, die aufgrund von ermöglichenden Faktoren in einer Handlung realisiert wird — oder eben auch nicht.“ Ebd., S. 241.

⁷⁹⁶ Ebd., S. 127.

beispielsweise Handlungsfähigkeit oder eine Unterscheidung zwischen Innen und Außen unterstellt.⁷⁹⁷

Gleichwohl kann selbst in diesem Fall noch immer von einer semantischen Ähnlichkeit des Konzepts „Perspektive“ mit einem anthropomorphen Prototypen ausgegangen werden, wie sie für die Figur gilt, da ja nicht alle Eigenschaften übereinstimmen müssen, sondern auch fernere Verwandtschaften als Zugehörigkeiten gewertet werden.

Mit Hilfe der von Jannidis zur Beschreibung der inferentiellen Konstruktion von Figuren entwickelten Kategorie des Erkennens der Fähigkeit zum intentionalen Sprechen ist es möglich, die Erzeugung von Perspektiven des gesamten Spektrums von Perspektiven zu erklären. Sowohl deutlich anthropomorphe Perspektivträger als auch eher abstrakte Rahmungen, d.h. eher figürliche genauso wie nicht-anthropomorphisierbare Perspektiven können anhand derselben Kategorie erfasst werden.

Die Kategorie „Bezeichnung“ dagegen erlaubt es, den Grad ihrer inferentiellen Ausgestaltung zu differenzieren. Während Perspektiven mit Bezeichnung tendenziell stärker in Richtung eines anthropomorphen Basistypus ergänzt werden, findet diese inferentielle Ergänzung beim Fehlen einer Bezeichnung nicht statt.

Eine dritte Phase bei der Konstruktion von Figuren, aber auch Perspektiven stellt das Herstellen von Identität⁷⁹⁸, also das Identifizieren von „zwei Benennungen von Figuren als Referenzen auf dieselbe Figur“⁷⁹⁹ dar. Auch für Perspektiven wird (beispielsweise von Werner Wolf) eingefordert, sie müssten „innerhalb des Werks isolier- und identifizierbare Instanzen sein, zumindest ist es erforderlich, daß es sich um differenzierbare Textebenen oder mediale Textkonstituenten handelt“.⁸⁰⁰

Es lohnt also durchaus, grundlegend darüber nachzudenken, wie die Identität von textuellen Entitäten hergestellt wird. Mit Identität ist bei Jannidis die „die sprachliche Konstruktion einer Einheit der erzählten Welt durch gleiche Bezeichnungen oder durch Referenzformen, die die Identität mit einer bereits eingeführten Figur markieren“⁸⁰¹,

⁷⁹⁷ Es ist allerdings nicht ausgeschlossen, dass solche Entitäten auf anderem Wege als dem der Bezeichnung anthropomorphe Schemata aktivieren und entsprechende Ergänzungsprozesse auslösen.

⁷⁹⁸ Jannidis präzisiert dazu: „Der Begriff ‚Identität‘ wird hier in einem möglichst bedeutungsarmen Sinne verwendet. Es geht nicht um Identität im philosophischen Sinne — Thema einer ebenso intensiven wie prämissenreichen Diskussion — und auch nicht um psychologische Identität, sondern um die sprachliche Konstruktion einer Einheit der erzählten Welt durch gleiche Bezeichnungen oder durch Referenzformen, die die Identität mit einer bereits eingeführten Figur markieren.“ Ebd., S. 137f.

⁷⁹⁹ Ebd., S. 130.

⁸⁰⁰ Wolf, Werner (2000), S. 83. Wolf hält im Unterschied zu anderen Multiperspektivitätsforschern nicht an der Bedingung der Anthropomorphisierbarkeit fest: „Was die Perspektiventräger der Rahmung anbelangt, so ergibt sich aus den vorstehenden Überlegungen, daß diese nicht notwendig explizit als anthropomorphe in Erscheinung treten, wohl aber ontologisch oder medial different sein müssen.“ Ebd., S. 88. Zur Anthropomorphisierung aus Sicht der Multiperspektivitätsforschung vgl. S. 20ff.

⁸⁰¹ Jannidis, Fotis (2004), S. 138.

gemeint. Sowohl die Erstbenennung⁸⁰² bzw. Einführung der Figur⁸⁰³, die Anschlussbenennung⁸⁰⁴ als auch die Wiederbenennung⁸⁰⁵ der Figur haben bei der Identitätskonstruktion je spezifische Probleme zu lösen:

Die Erstbenennung muß die Figur von möglicherweise vorangehenden Figurreferenzen unterscheiden und im situativen Rahmen positionieren. Die Anschlußbenennung muß ausreichend Informationen enthalten, um den Anschluß herzustellen. Die Wiederbenennung muß wiederum ausreichend Informationen enthalten, um deutlich zu machen, auf welche bereits genannte Figur nun erneut Bezug genommen wird, kann dabei aber bereits gegebene Informationen zum situativen Rahmen nutzen.⁸⁰⁶

Um herauszufinden, dass Bezeichnungen auf bereits eingeführte Entitäten referieren, muss Kohäsion hergestellt, also von den Leserinnen ein „Zusammenhang von Textteilen“⁸⁰⁷ erkannt werden.

Die Rekurrenz von Bezeichnungen ist zwar ein mögliches, aber keineswegs das einzige Verfahren, um die Identität von Entitäten wie Figuren und Perspektiven herzustellen. Um aus verschiedenen Erwähnungen einer textuellen Entität eine Identität zu konstruieren, genügt es nicht, die vom Text angebotenen Bezeichnungen dieser Entität zu sammeln und zu erinnern.

Ein Beispiel dafür ist der Umgang mit Namen. Diese können durch Heirat verändert, durch Pseudonyme, Titel oder Spitznamen ersetzt werden, so dass jede einzelne dieser Bezeichnungen kaum geeignet ist, als „eindeutige[s] Label zur Identifizierung“⁸⁰⁸ zu fungieren. „Ähnlich wie bei den Bezeichnungen muß der Leser über kulturspezifisches Wissen verfügen, wie Namenskomponenten auf den vollen Namen zu beziehen sind und an welchen Stellen einer Biographie Namenswechsel stattfinden.“⁸⁰⁹

Jannidis leitet daraus ab, dass eine Figur „keine sprachliche Einheit, sondern eine sprachlich erzeugte konzeptuelle Einheit“⁸¹⁰ ist. Das bedeutet konkret, dass nicht die Bezeichnung die Figur ausmacht, sondern dass durch diese auf ein mentales Modell referiert wird. Diese Beschreibung ist auch auf Perspektiven anzuwenden. Diese existieren ebenfalls häufig unabhängig von einer Bezeichnung, entsprechen aber

⁸⁰² „Eine Figur wird eingeführt.“ Ebd., S. 135.

⁸⁰³ Jannidis definiert sie wie folgt: „Die erste Erstbenennung einer Figur ist nicht nur relativ zum Rahmen eine Erstbenennung, sondern auch in Relation zum Text insgesamt; sie soll als Einführung der Figur bezeichnet werden.“ Ebd.

⁸⁰⁴ „In den daran anschließenden Sätzen wird wiederholt auf sie referiert.“ Ebd.

⁸⁰⁵ „Das häufigste, weil ökonomischste Verfahren, um die Figur sicher wieder einzuführen, ist die Wiederholung des Namens oder der figuralen Bezeichnung.“ Ebd.

⁸⁰⁶ Ebd., S. 135f. Identität schließt Veränderungen jedoch nicht aus. Der Begriff beinhaltet „lediglich die Information, daß die Figur dieselbe ist, die bereits in die fiktionale Welt eingeführt wurde, besagt aber nichts darüber, ob die Figur noch die gleichen Merkmale aufweist oder wie diese Merkmale organisiert sind. [...] Unter dem Gesichtspunkt des Textaufbaus ist Identität in dieser einfachen Bedeutung ein Rekurrenzphänomen: Es wird erneut auf eine Figur referiert, also koreferiert, auf die im Text bereits referiert wurde.“ Ebd., S. 138.

⁸⁰⁷ Ebd., S. 139.

⁸⁰⁸ Ebd., S. 143.

⁸⁰⁹ Ebd., S. 146.

⁸¹⁰ Ebd., S. 147.

einem mentalen Modell einer mit der Fähigkeit zu intentionalem Sprechen ausgestatteten Entität.

Wie wird die Identität mentaler Modelle hergestellt, wenn Bezeichnungen dazu nicht ausreichen? Jannidis versteht den Prozess der Identifikation als vom textinternen Kontext abhängig. So ist beispielsweise die Referenz von Personalpronomen nur dann auflösbar, wenn klar ist, welche damit potentiell zu bezeichnenden Personen in der im Kontext des Personalpronomens geschilderten Situation anwesend sind.

Zur Analyse des textinternen Kontexts, d.h. als „analytische[s] Werkzeug zur Beschreibung von Situationen in der erzählten Welt“⁸¹¹, führt er den Begriff des situativen Rahmens ein.⁸¹² Dieser ist eine „Einheit des Gedächtnisses“⁸¹³, die „durch den Ort und die episodische Bindung von Figuren und Objekten an diesen Ort“⁸¹⁴ ausgemacht wird. „Wenn die Erzählung einen bestimmten Kontext beschreibt, so ist dieser aktiv. [...] Wenn in einem Satz auf Figuren im aktiven Kontext referiert wird, dann sind diese *offen*, ansonsten sind die Figuren im aktiven Kontext immer noch anwesend, aber verdeckt.“⁸¹⁵ Der kontextuelle Rahmen ist durch die Handlungen der Figuren veränderbar,⁸¹⁶ es können aber auch „Informationen über den Ort [...] auf die Figuren bezogen werden, jeweils abhängig von den Regeln der fiktionalen Welt.“⁸¹⁷

In einem literarischen Text werden üblicherweise mehr als eine Situation beschrieben, es finden Wechsel des kontextuellen Rahmens statt. Dies ist dann der Fall, wenn „die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen anderen Rahmen gelenkt wird, und eine

⁸¹¹ Ebd., S. 130.

⁸¹² Er geht dabei von Catherine Emmotts Definition eines kontextuellen Rahmens aus, der das Verständnis von Personalpronomina ermöglicht, indem er Informationen darüber bereithält, welche potentiell referierbaren Figuren und Objekte in einer Situation vorhanden sind. Ebd., S. 131 bzw. im Original: „A contextual frame is a mental store of information about a particular context. Entities within a location are *bound* within that location — ‘episodically’ connected to the place and the other people and objects there.“ Emmott, Catherine: *Narrative Comprehension. A Discourse Perspective*. Oxford 2006, S. 132.

⁸¹³ Jannidis, Fotis (2004), S. 131.

⁸¹⁴ Ebd., S. 131f. Es existieren sowohl an kontextuellen Rahmen gebundene als auch ungebundene Objekte und Figuren. Figuren und Personen können allerdings nicht nur durch episodische Informationen in bestimmten Situationen verortet werden, sondern auch durch Weltwissen: „Zusätzlich zu den episodischen Bindungen können auch solche basierend auf Weltwissen herangezogen werden.“ Ebd., S. 132.

⁸¹⁵ Ebd. (Hervorhebung im Original.) Jannidis spezifiziert außerdem: „Innerhalb eines kontextuellen Rahmens können mehrere Figuren aktiv sein, aber zumeist sind nur eine oder zwei fokussiert, d.h. die Aufmerksamkeit des Lesers wird auf sie gelenkt.“ Ebd., S. 132f.

⁸¹⁶ „Eine Veränderung des Rahmens kann etwa durch das Abgehen oder Auftreten von Figuren geschehen oder durch andere Modifikationen. [...] Handlungen einer Figur, die an einen Rahmen gebunden ist, können auch den Zustand von verdeckten Figuren innerhalb des Rahmens ändern, z.B. wenn eine offene Figur eine Bombe in einem Raum zündet, dann betrifft die Explosion auch die nicht in diesem Satz genannten Figuren in dem Raum.“ Ebd., S. 132.

⁸¹⁷ Ebd.

Rückkehr zum Rahmen [findet statt], wenn zu einem späteren Zeitpunkt ein Rahmen wieder aktiviert wird.“⁸¹⁸

Ein Verfahren zur „Rückkehr zum Rahmen [ist] die Benennung einer Figur [...], die an früherer Stelle des Textes an den Rahmen gebunden wurde“⁸¹⁹; häufig sind dies auch typographische Markierungen⁸²⁰. „Wie eine Benennung die Unterscheidungsfunktion erfüllen kann, ist [...] stark abhängig von den Merkmalen der einzelnen Figuren, vom situativen Rahmen und den typisierten Handlungsmustern.“⁸²¹

Insgesamt wird mit dem Begriff situativer Rahmen eine „Sinnstruktur [bezeichnet], die durch eine örtliche (wer und was ist an diesem Ort anwesend?), eine zeitliche und durch eine relativ freie episodische Komponente (was ist an dem Ort geschehen) gebildet wird.“⁸²² Er fasst also Elemente der *histoire*, der Geschichte⁸²³ zusammen.

Das Konzept des situativen Rahmens ist auch zur Betrachtung der Konstruktion von figürlichen Perspektiven hilfreich. Er berücksichtigt sowohl offene als auch verdeckte situative Informationen und hält so Wissen darüber bereit, welcher Perspektivträger für die jeweils aktuelle perspektivische Färbung einer Textstelle in Frage kommen würde. Es ist also plausibel, anzunehmen, dass die Identität von Figurenperspektiven konstruiert wird, indem textuelle Zeichen daraufhin befragt werden, auf welche im situativen Rahmen enthaltene Entität sie referieren.

Allerdings sind nicht alle Passagen eines Texts auch situativer Text⁸²⁴, der den situativen Kontext beschreibt, denn daneben existieren auch nichtsituative Textpassagen. „Nichtsituativer Text, also Text, der nicht auf einen kontextuellen Rahmen verweist, ist nicht auf eine spezifische raumzeitlich fixierte Situation bezogen, sondern auf Verallgemeinerungen, Wiederholungen oder ähnliches.“⁸²⁵

Jannidis' Konzept des situativen Rahmens enthält weder Informationen über nichtsituativen Text, noch berücksichtigt er extradiegetische bzw. nicht in der Geschichte selbst enthaltene Perspektivträger wie z.B. Bedeutung tragende Zwischenüberschriften oder Motti. Es ist allerdings sehr stark anzunehmen, dass deren

⁸¹⁸ Ebd. „Annahmen über Kontinuitäten und Veränderungen in den Rahmen zwischen Wechsel und Rückkehr basieren auf den Regeln der fiktionalen Welt.“ Ebd.

⁸¹⁹ Ebd.

⁸²⁰ Jannidis nennt „z.B. Kapitelgrenzen, Leerzeilen, Sternchen zwischen Textteilen, Bindestriche im Text, Schriftwechsel usw.“ ebd., S. 134.

⁸²¹ Ebd.

⁸²² Ebd., S. 133.

⁸²³ Genette, Gérard (2010), S. 18.

⁸²⁴ „Situativer Text (*framed text*) ist Text, der auf einen kontextuellen Rahmen bezogen ist, d.h. die Sätze sind auf Ereignisse bezogen, die zu einem spezifischen Zeitpunkt und an einem spezifischen Ort geschehen, und beschreiben nicht wiederholte oder verallgemeinerte Ereignisse. Der Leser kann also aus dem Text schlußfolgern, daß die Sätze auf dieselbe Situation mit Kontinuität von Zeit und Raum bezogen sind und daß die verdeckten Figuren weiterhin Teil des Rahmens sind.“ Jannidis, Fotis (2004), S. 133.

⁸²⁵ Ebd., S. 133. Ein Wechsel zwischen situativem und nichtsituativem Text ist meist „sehr viel weniger deutlich markiert [als Wechsel zwischen Rahmen,] dieser Wechsel kann mitten im Satz erfolgen“. Ebd., S. 134.

Vorkommen ebenfalls in der mentalen Abbildung eines Texts vorgehalten wird. Ein solcher nicht-situativer kontextueller Rahmen der Erzählung würde ebenfalls als kontextuelles Reservoir dienen, in dem einmal eingeführte und daher weiterhin potentiell vorhandene Perspektivträger abgebildet sind und somit die Herstellung von Identität für nicht-figürliche Perspektivträger vereinfachen.

Insgesamt ist anzunehmen, dass sowohl offene, also in einem situativen Rahmen explizit angesprochene Perspektiven als auch im nicht-situativen Rahmen schon etablierte nicht-figürliche Perspektiven wie z.B. Erzählinstanzen oder die Autorintention als Zuschreibungsinstanz fungieren können.

Eine Besonderheit der Perspektive dürfte sein, dass hier weniger Wert auf eindeutige Zuordnung gelegt wird, als von Jannidis für die Figur angenommen. Beispiele für nicht klar zuordenbare Textteile, die perspektivische Färbungen in einen Text einbringen, sind in der Literatur weit häufiger anzutreffen als etwa Handlungen oder Eigenschaften von Figuren, deren Zuordnung nicht möglich ist.

Jannidis weist außerdem darauf hin, dass bei der Konstruktion von Identität auch inferentielle Prozesse stattfinden, die Weltwissen mit einbeziehen. Es handelt sich dabei um die „aktive Arbeit des Rezipienten mit mentalen Modellen, Schemata und Skripten[, denn] Textinformationen alleine ermöglichen keineswegs eine Rekonstruktion solcher Kohärenzphänomene.“⁸²⁶ Rezipienten nutzen beispielsweise Weltwissen über typisierte Handlungsabläufe zu Schlussfolgerungen.⁸²⁷

Die Identität⁸²⁸ einer Referenz wird also nicht durch „Individualkennzeichen“⁸²⁹ hergestellt, sondern entsteht durch eine möglichst eindeutige Bezeichnung der als Figur identifizierten Entität im jeweils aktiven situativen Rahmen unter Verwendung von Weltwissen.

Die Figur hat also keine eigentliche Identität – sei es sprachlich oder konzeptuell –, etwa ihren Namen, spezifische Merkmale, ihre Geschichte, ihre soziale oder verwandtschaftliche Position, aber alle diese Informationen können dazu verwendet werden, in einer bestimmten Textsituation in eindeutiger Weise die Figur zu benennen und somit das eben Gesagte an das anzuschließen, was vorher oder nachher über die Figur gesagt wird und auf diese Weise das mentale Modell der Situation zu kommunizieren.⁸³⁰

⁸²⁶ Ebd., S. 140. Kohärenz wird im Gegensatz zu Kohäsion „nicht über [...] linguistische[] Merkmale, also über die Textoberfläche, sondern über die Texttiefenstruktur hergestellt“, beide sind aber aber inferenzbasiert. Ebd.

⁸²⁷ Ebd., S. 142.

⁸²⁸ Dabei ist „Identität der Figur‘ ist nicht ontologisch oder semantisch zu verstehen, sondern lediglich kommunikationsabhängig: Dem Leser soll eindeutig mitgeteilt werden, von welcher Figur gerade die Rede ist.“ Ebd., S. 147.

⁸²⁹ Ebd.

⁸³⁰ Ebd., S. 147.

Die Notwendigkeit, inferentiell zu arbeiten, d.h. sowohl den Text als auch Weltwissen zu berücksichtigen,⁸³¹ verkompliziert allerdings den analytischen Zugriff und schafft Unsicherheitsfaktoren. Die

Auswahl des einschlägigen Weltwissens und die Rekonstruktion der Textstrategien bei komplexeren Kohärenzphänomenen sind eine Quelle von Irrtümern; dies lässt sich durch kein Allheilmittel aus der Welt schaffen, sondern lediglich durch den Vergleich von Konsistenz und Ökonomie konkurrierender Vorschläge relativ plausibilisieren.⁸³²

Andererseits wird durch die Einsicht in die referentiellen Anteile von Kommunikation überhaupt erst ein Bewusstsein für die Unsicherheitsfaktoren geschaffen, auf die mit adäquaten Instrumentarien reagiert werden kann. Auf diesem Wege wird mehr Genauigkeit erzielt als mit weniger differenzierten Analysemethoden, die den Sachverhalt verdecken.

Wie der Forschungsbericht gezeigt hat, war die Frage, wie Perspektiven überhaupt konstruiert werden, bisher noch nicht ausreichend beantwortet. Ihre Existenz wurde vorausgesetzt und die inferentiellen Anteile wurden nicht berücksichtigt. Unter Zuhilfenahme von Jannidis' Modell der Konstruktion von Figuren wurde daher eine Vorstellung davon entwickelt, wie dieser Prozess für Perspektiven zu denken ist.

Insgesamt hat sich dabei folgendes Bild ergeben: Eine Perspektive ist zunächst einmal eine Entität, der intentionales Sprechen zugerechnet wird. Dies gilt für Figuren wie auch Erzähler, trifft aber durchaus auch auf Kapitelüberschriften und Motti zu. All diese Entitäten werden, wenn sie als intentional kommunizierend wahrgenommen werden, von den Rezipienten als Perspektiven erkannt.

Wenn die Perspektive im Text auch bezeichnet wird, treten zu der basalen Konstruktionsleistung weitere inferentielle Ergänzungsprozesse hinzu, die das Konstrukt um Eigenschaften eines menschlichen Basistypus anreichern. Dies ist allerdings nur dann der Fall, wenn die Anreicherung nach Personenschemata von der Art der Bezeichnung gedeckt ist. Im Falle von anthropomorphisierten Gegenständen etwa werden andere Eigenschaften inferiert. Findet, wie im Fall von Kapitelüberschriften, keine Bezeichnung der textuellen Entität statt, so erfolgt auf diesem Wege auch keine weitere inferentielle Anreicherung.

Die Identität von Perspektiven wird ebenfalls inferentiell konstruiert. Hier wird auf den situativen bzw. den nicht-situativen kontextuellen Rahmen zurückgegriffen. Dieser Kontext beinhaltet Informationen darüber, welche Perspektivträger in der Situation der Geschichte (Figurenperspektiven) bzw. in der Kommunikationssituation des Texts (Erzähler, implizite Leser) vorhanden sein können und erleichtern so das Auflösen von Referenzen auf schon eingeführte Perspektivträger. Bei diesem Konstruktionsprozess spielt allerdings auch Weltwissen eine Rolle.

⁸³¹ Ebd., S. 141.

⁸³² Ebd., S. 141f.

Die Darstellung der Konstruktion von Perspektiven hat deutlich gemacht, dass es sich dabei in weiten Teilen um einen inferentiellen Prozess handelt. Dies wurde aber von der Multiperspektivitätsforschung bisher noch nicht berücksichtigt.

Als Konsequenz für die Analyse von Texten ergibt sich daraus folgende Punkte: Einerseits scheint es plausibel, auch bei nicht-anthropomorphen Entitäten davon ausgehen zu dürfen, dass menschliche Eigenschaften inferentiell ergänzt werden. Andererseits wurde deutlich, dass sehr weit vom menschlichen Prototyp einer Perspektive entfernte Entitäten wie Rahmungen und Kapitelüberschriften ebenfalls in die Analyse mit einbezogen werden sollten, sofern ihnen intentionale Kommunikation zugeschrieben werden kann.

Da sowohl Personenschemata als auch kulturelles bzw. Weltwissen in die Perspektivenkonstruktion eingehen, ist zu überprüfen, welche Wissensbestände vom Text aktiviert werden. Das bedeutet synchron die Notwendigkeit, offenzulegen, welche Kontexte vom Interpreten verwendet wurden. Diachron wäre eine Untersuchung der historischen Kontexte nötig.

3.3.2 Perspektiveninteraktion

Nachdem in Anlehnung an Jannidis' Erkenntnissen zur Figur gezeigt wurde, wie aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht die Perspektivenkonstruktion zu denken ist, soll in einem nächsten Schritt entwickelt werden, wie die Interaktion von Perspektiven zustande kommt.

Wie im Forschungsbericht zur Multiperspektivität bereits angemerkt, ist die bloße Existenz mehrerer Perspektiven ein ubiquitäres Phänomen. Damit tatsächlich von Multiperspektivität gesprochen werden kann, muss geklärt werden, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit die Perspektiven über ihre primäre Zeichenebene hinaus als sekundäre Zeichen fungieren, d.h. Inferenzen auslösen, die auf andere Perspektiven referieren.

Zur Erinnerung: Nach relevanztheoretischer Auffassung müsste die Auffälligkeit bestimmter Perspektiven und somit der Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten erhöht sein, damit bei diesen die Erwartung geweckt wird, dass sich eine verstärkte Suche nach sinnvollen Inferenzen, d.h. dem Aufwand adäquaten Effekten lohnt.

Sowohl Furlong als auch Jannidis beschäftigen sich mit der Frage, wie die Erhöhung des Arbeitsaufwands beobachtet werden kann. Während Jannidis' ein (ursprünglich figurenbezogenes) Instrumentarium bereithält, das zur Beobachtung des Relevanzprofils von Perspektiven verwendet werden kann, ist Furlong in Bezug auf die Feststellung der Auffälligkeit von Wiederholungen hilfreich.

In der Multiperspektivitätsforschung sind Wiederholungen, also die Schilderung desselben Geschehens bzw. derselben erzählten Welt zur Bedingung für das Vorliegen

von Multiperspektivität überhaupt erhoben worden.⁸³³ Dabei bestand Uneinigkeit darüber, ob sich, damit von Multiperspektivität gesprochen werden darf, die Referenzen auf das Geschehen bzw. die Welt unterscheiden müssen oder nicht.⁸³⁴

Wie Surkamp überzeugend dargelegt hat, können auch inhaltlich übereinstimmende Perspektiven Bedeutungen produzieren, die über das simple Signifizieren von Sachverhalten hinausgehen.⁸³⁵ Zu fragen wäre dabei allerdings, ob in multiperspektivischen Texten jede Art von Wiederholung automatisch besonders bedeutungserzeugend wirkt. Reicht die bloße Existenz einer Wiederholung schon aus, um Inferenzen auszulösen? Bezüglich der Frage, wie zufällige und intentionale Auffälligkeiten unterschieden werden können, ist es Furlong zufolge wichtig, zu beobachten, ob sie Effekte hervorrufen: „‘Foregrounding’ must achieve intended effects.“⁸³⁶

Prinzipiell können Wiederholungen Furlong zufolge entweder zufällig⁸³⁷, syntaktisch oder stilistisch gezielt eingesetzt sein. Nicht alle Wiederholungen erhöhen jedoch den Arbeitsaufwand, wie Furlong demonstriert.

Einige Wiederholungen bewirken eine Verminderung des Verarbeitungsaufwands: Im Beispielsatz „Die Kreuzung ist jetzt sicherer für Kinder, Alte und Rollstuhlfahrer.“ wird eine komplexe Situation als Serie syntaktisch gleicher Elemente dargestellt und somit vereinfacht.⁸³⁸ Die Verminderung des Aufwands ergibt sich deswegen, weil alle Elemente (Kinder, Alte, Rollstuhlfahrer) mit Hilfe des gleichen Kontexts verarbeitet werden können und in jedem der Fälle gleiche Effekte entstehen.

Auch zufällige Wiederholungen wie z.B. notwendiger lexikalischer Elemente wie Artikel bleiben meist unbemerkt, weil sie ebenfalls keinen erhöhten Aufwand erfordern.⁸³⁹ Wiederholungen, die den Arbeitsaufwand nicht erhöhen, rufen auch keine zusätzlichen kognitive Effekte hervor.

Stilistisch eingesetzte Wiederholungen zeichnen sich dagegen dadurch aus, dass sie aufwendig zu prozessieren sind und deswegen zusätzliche Effekte hervorrufen, bei denen Rezipienten dem Relevanzprinzip zufolge davon ausgehen können, dass sie vom Urheber des Texts intendiert sind:

⁸³³ Vgl. dazu S. 35 dieser Arbeit.

⁸³⁴ Vgl. dazu S. 35 dieser Arbeit.

⁸³⁵ Vgl. dazu S. 38 dieser Arbeit.

⁸³⁶ Furlong, Anne (1995), S. 154.

⁸³⁷ Es handelt sich dabei um zufällige Wiederholungen von Phonemen oder Wortpartikeln, die meist durch Eigenheiten des Sprachsystems bedingt sind. „This we could call incidental repetition; in general it has no significant effect, and the reader is not intended to notice and exploit it.“ Ebd., S. 152.

⁸³⁸ Ebd., S. 152f.

⁸³⁹ „In the usual case of incidental repetition, the reader fails to notice that there has been any repetition at all. This failure results from either of two factors. Either the repetition costs no extra effort to process (as in the case of frequently repeated lexical items), or it saves processing effort (as in the case of normal repetition or parallelism).“ Ebd., S. 154.

This [...] suggests a way of distinguishing incidental from ‚foregrounded‘ (intentionally salient) repetition. Having noticed a certain matching in linguistic forms, the reader should see whether it yields additional contextual effects in a way that the writer might manifestly have foreseen. If it does, he has good reason to conclude that it was deliberate; if it does not, and it could have been accidental, he may safely ignore it; if it does not, and it was manifestly not incidental, he should continue his search for additional effect.⁸⁴⁰

Da das Relevanzprinzip besagt, dass Aussagen immer so effektiv wie möglich kommuniziert werden, darf ein Rezipient bei Textstellen, die erhöhten Verarbeitungsaufwand mit sich bringen, auch erwarten, dass sie stärkere Effekte generieren. Ist dies der Fall, werden die Textstellen als intentional auffällig gewertet.⁸⁴¹

Furlong zufolge werden Wiederholungen also nur dann als intentional interpretiert, wenn sie den Verarbeitungsaufwand nicht minimieren, sondern erhöhen und dabei stärkere kognitive Effekte generieren. Dies gilt für alle Arten von Wiederholungen, d.h. sowohl für wörtliche Wiederholungen als auch für semantische Wiederholungen inhaltlicher Elemente oder sogar abstrakter Muster.⁸⁴²

Ihre Erkenntnisse können auf die Frage angewendet werden, ob für das Vorliegen von Multiperspektivität inhaltliche Unterscheidungen notwendig sind oder nicht: Auch in multiperspektivischen Texten werden häufig Informationen wiederholt erzählt, dabei allerdings aus Sicht verschiedener Perspektivträger dargeboten. In der begrifflichen Beschreibung solcher Fälle ist eine Unterscheidung zwischen zufällig oder stilistisch eingesetzten Wiederholungen bisher nicht üblich.⁸⁴³

Betrachtet man Multiperspektivität vor dem Hintergrund von Furlongs relevanztheoretischem Modell von Wiederholungen, ist es wenig plausibel, das Vorliegen von Wiederholungen an sich zum Kriterium für Multiperspektivität zu machen.

In multiperspektivischen Texten sollten stattdessen nur solche Wiederholungen als Stilmittel betrachtet werden,⁸⁴⁴ die den Verarbeitungsaufwand nicht vermindern, sondern erhöhen (zum Beispiel durch stärkere Anforderungen an die

⁸⁴⁰ Ebd., S. 154.

⁸⁴¹ Es handelt sich dabei allerdings um einen hypothetischen Intentionalismus. Vgl. dazu Anm. 480 sowie 491 dieser Arbeit.

⁸⁴² Furlong nennt „phonemes, words, phrases, sentences, or abstract patterns“ Ebd., S. 152 bzw. S. 166f.

⁸⁴³ Dies gilt sowohl für die Narratologie allgemein als auch für die Multiperspektivitätsforschung. Exemplarisch für die Narratologie sei hier Genettes Begriff des repetitiven Erzählens erwähnt, dessen Definition zwar postuliert, dass „der Wiederkehr der Aussage kein wiederholtes Geschehen zugrunde liegt“, den Effekt dieser Konstellation jedoch nicht berücksichtigt. Genette, Gérard (2010), S. 83. Zum Diskussionsstand der Multiperspektivitätsforschung in dieser Frage vgl. den Forschungsbericht zu Multiperspektivität ab S. 13 dieser Arbeit.

⁸⁴⁴ Wiederholungen, die keine Effekte bei den Lesenden hervorrufen würden demnach nicht als Stilmittel, sondern als Redundanzen wahrgenommen werden.

Gedächtnisleistung) und dadurch starke Effekte, also deutliche Veränderungen in der kognitiven Umwelt der Rezipienten hervorrufen.⁸⁴⁵

Weitere Hilfsmittel, die zur Beschreibung von Auffälligkeiten in multiperspektivischen Texten verwendet werden können, stellen der von Jannidis entwickelte Begriff „Relevanzprofil“ und die dazugehörigen, allerdings auf Figuren bezogenen heuristischen Kategorien dar.

Jannidis hatte den Begriff des Relevanzprofils geprägt, um damit die Menge auffälliger, d.h. mit höherem Aufwand zu verarbeitender textueller Signale zu bezeichnen. Dieses Konzept lässt sich gewinnbringend auf die Multiperspektivitätsforschung übertragen.

Zunächst enthalten Texte Anhaltspunkte, anhand derer die Rezipienten Perspektiven konstruieren. Sie enthalten darüber hinaus Signale, die einige der perspektivisch gebrochenen Informationen bzw. Informationen über Perspektiven relevanter erscheinen lassen als andere. Das sind nach relevanztheoretischer Auffassung solche Informationen, die den Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten nicht vermindern, sondern erhöhen. Sie machen das spezifisch multiperspektivische Relevanzprofil aus, auf dessen Grundlage in Rezeption bzw. Analyse ermittelt wird, welche multiperspektivischen, d.h. inferentiellen Effekte sich aus ihrem Zusammenspiel ergeben.

Jannidis hat für die Beschreibung von Figuren heuristische Kategorien entwickelt, die für die Beschreibung des Relevanzprofils von Perspektiven produktiv gemacht werden können. In Bezug auf die Analyse des Relevanzprofils eines Texts sind von den vier von ihm für die Analyse von Figuren vorgesehenen Dimensionen⁸⁴⁶ besonders die Ausführungen zu Figureninformationen und Charakterisierung für die Analyse von Perspektiven adaptierbar.

Während Figureninformationen die einer anthropomorphen Instanz explizit zugeordneten⁸⁴⁷, d.h. in direkter Charakterisierung vergebene Informationen⁸⁴⁸ bezeichnen, sind mit dem Begriff Charakterisierung die in indirekter Charakterisierung d.h. erst aufgrund von Inferenzen auf die Figuren bezogene Informationen⁸⁴⁹ gemeint.

⁸⁴⁵ Eine Veränderung kann sowohl in der Bestätigung einer Annahme als auch in einer Veränderung bestehen bzw. Implikationen auslösen. Zu den relevanztheoretischen Grundlagen Vgl. S. 66.

⁸⁴⁶ Die vier Dimensionen sind „Figureninformationen, Charakterisierung, Motivierung und Steuerung der Einstellung des Lesers zur Figur.“ Jannidis, Fotis (2004), S. 241. Die Abschnitte zur Motivierung von Figurenhandlungen und zur Identifikation des Lesers mit Figuren sind für unseren Zweck, eine genauere Beschreibung von Multiperspektivität möglich zu machen, weniger relevant. Sie werden daher hier vernachlässigt.

⁸⁴⁷ Ebd., S. 198.

⁸⁴⁸ Ebd., S. 209.

⁸⁴⁹ Ebd., S. 207. Jannidis fasst die indirekte Charakterisierung allerdings etwas weiter als üblich, nämlich als „die Summe aller relevanten figurenbezogenen Tatsachen in der erzählten Welt.“ Ebd. Er geht damit über die bei diesem Thema „übliche[] Beschränkung der Aufmerksamkeit auf psychische Eigenschaften der Figur“ hinaus. Kellermann, Ralf (2006), S. 321. „Relevant seien vielmehr, so die überzeugende These, auch äußerliche Eigenschaften (Schönheit, Attraktivität, etc.)“ Ebd., S. 321. Er spezifiziert jedoch andererseits, dass aus der großen Menge der

Beide Begriffe können für Perspektiven übernommen werden. Sie bezeichnen die Bindung von Informationen an anthropomorphe Instanzen, tragen also zum Relevanzprofil der entsprechenden Perspektiven bei.

Sie sollen hier im Folgenden dargestellt und in Hinblick auf ihr heuristisches Potenzial für das Phänomen Multiperspektivität besprochen werden. Ziel dabei ist es, weitere Teilstücke für eine relevanztheoretisch fundierte Heuristik der Multiperspektivität zu erhalten, die berücksichtigt, dass literarische Kommunikation zu einem großen Anteil inferentiell abläuft.

Aus Sicht der kognitiven Literaturwissenschaft wird jede in einer Erzählung (*discours*) explizit oder implizit über eine Figur mitgeteilte Information an ein mentales Modell der Figur gebunden, die Teil der Geschichte (*histoire*) ist.⁸⁵⁰ Die Bindung von Informationen an Figuren versucht Jannidis mittels verschiedener Kategorien analytisch genauer zu fassen.⁸⁵¹

Auch wenn nicht alle Perspektiven auch auf Ebene der Geschichte, d.h. der *histoire* existieren, so ist im vorangegangenen Abschnitt demonstriert worden, dass für alle Perspektiven mentale Modelle konstruiert werden, die zumindest mit der basalen Eigenschaft intentionalen Sprechens ausgestattet sein müssen. Auch hier findet also eine Form der Bindung statt.

Einige der von Jannidis zur analytischen Erfassung der Bindungsart vorgeschlagenen Kategorien beschreiben pragmatische Aspekte von Informationsvergabe, die, wie im Folgenden gezeigt werden soll, auch zur genaueren analytischen Beschreibung des Auffälligkeitsprofils von Perspektiven verwendet werden können. Es handelt sich dabei um die Zuverlässigkeit, den Modus der Bindung, die Relevanz und die Offensichtlichkeit von figuren- bzw. perspektivenbezogenen Informationen.

Bei der Zuverlässigkeit handelt es sich um eine bekannte Größe literaturwissenschaftlicher Analyse. Die Zuverlässigkeit einer Information über eine Figur (oder eine Perspektive) ist dann gegeben, wenn die Quelle dieser Information

figurenbezogenen Tatsachen nicht alle Bestandteil der indirekten Charakterisierung werden, sondern nur diejenigen „die auf der Ebene der Darstellung wiederholt werden, und diejenigen Tatsachen, die in der erzählten Welt von Dauer sind.“ Jannidis, Fotis (2004), S. 208. Jannidis macht also die Stabilität einer Figureninformation zum Kriterium dafür, sie als charakteristisch einzustufen. Dies gilt sowohl für die Ebene des *discours* als auch für die Ebene der *histoire*: „Auf der Ebene des *discours* zeigt sich diese Stabilität durch Wiederholung. Rekurrente Angaben zu Figuren in der Darstellung notieren zumeist entsprechend stabile Eigenschaften in der erzählten Welt, z.B. sprachliche Manierismen oder Eigenheiten der Kleidung und des Verhaltens, können aber auch bloß rekurrent auf der Darstellungsseite sein, z.B. assoziative Verknüpfungen der Figur mit sprachlichen Besonderheiten.“ Ebd.

⁸⁵⁰ Ebd., S. 199.

⁸⁵¹ Er unterscheidet prinzipiell die im Folgenden besprochenen Bindungsarten, äußert sich jedoch auch zum Ort der Bindung. Ebd., S. 206f.

zuverlässig⁸⁵² ist. Die Unzuverlässigkeit einer Information wird inferentiell ermittelt, denn

Auslöser für die Feststellung, ein Erzähler oder eine Figur seien unzuverlässig, ist die Wahrnehmung von Inkonsistenzen. Es kann sich dabei um Widersprüche und Diskrepanzen zwischen verschiedenen intratextuellen Informationen oder zwischen intratextuellen und extratextuellen Informationen handeln.⁸⁵³

Wichtig ist jedoch, darauf weist Jannidis hin, dass die diskrepanten Informationen als „intendierte Widersprüche“⁸⁵⁴ wahrgenommen werden, da die auktorialen Leser sie sonst als Fehler wahrnehmen und nicht in die Interpretation mit einbeziehen würden.

Darüber hinaus haben Jannidis zufolge sowohl das Genre als auch die Regeln der erzählten Welt Einfluss darauf, ob die Aufmerksamkeit der Leser „von der Ebene des Geschehens auf den Sprecher gelenkt werden soll“.⁸⁵⁵ Jannidis nimmt an, dass es ausgehend von den oben genannten Einflussfaktoren „für eine bestimmte Form des Erzählers oder für Figuren Normalwerte, sozusagen Voreinstellungen, gibt, die der Leser als gegeben akzeptiert, solange der Text nicht etwas anderes signalisiert.“⁸⁵⁶ Je stärker Figuren oder Erzähler als subjektiv markiert sind, desto unzuverlässiger erscheint die Information.⁸⁵⁷

Jannidis' Konzept der analytischen Dimension „Zuverlässigkeit“ zeigt in unmissverständlicher Weise, wie inferentielle Kommunikation auch das Relevanzprofil von multiperspektivischen Texten beeinflusst. Diskrepante perspektivierte Informationen werden im Kontext von bestimmten Gattungs- und anderen literarischen Konventionen als intentional auffällig gewertet. Sie erhalten daher, anders als andere (z.B. Tipp-)Fehler, Informationsstatus.

Außerdem zentral für eine adäquate Betrachtung der Multiperspektivität ist die von Jannidis für Figuren vorgeschlagene Kategorie „Relevanz“. Sie ist bereits von Werner Wolf als zentrale Größe für das Entstehen von Multiperspektivität überhaupt beschrieben worden. „Interpretatorische Relevanz“ stellt für Wolf das Kriterium dar, mit dem genuine Multiperspektivität von wirkungsfreier Perspektivenpluralität unterschieden werden kann.⁸⁵⁸

⁸⁵² Ebd., S. 201. Jannidis versteht Zuverlässigkeit als einen nicht quantifizierbaren Wert, der eher über Vergleiche wie z.B. „der Erzähler ist unzuverlässiger als der zuverlässige Erzähler, wie man ihn sonst kennt.“ abgebildet werden kann. Ebd., S. 206.

⁸⁵³ Ebd., S. 202.

⁸⁵⁴ Ebd.

⁸⁵⁵ Ebd., S. 203.

⁸⁵⁶ Ebd., S. 202.

⁸⁵⁷ Ebd., S. 203. Jannidis präzisiert: „Je näher die Darstellung dem jeweiligen ‚Innenleben‘ der Figur sprachlich kommt, z.B. durch erlebte Rede oder stream of consciousness, um so stärker ist das subjektive Moment der Wahrnehmung markiert, und entsprechend weniger zuverlässig wird die gegebene Information einzuschätzen sein; zugleich aber ist die Information, daß die Figur so wahrnimmt, um so zuverlässiger gegeben.“ Ebd.

⁸⁵⁸ Wolf, Werner (2000), S. 87.

Jannidis argumentiert mit Hilfe relevanztheoretischer Erkenntnisse, dass nicht alle Informationen über Figuren gleich relevant sind:

Figuren sind mentale Modelle, bei deren Konstitution Wissen über literarische und lebensweltliche Persönlichkeitstheorien eine große Rolle spielt. Zugleich aber sind sie kommunizierte mentale Modelle. Das heißt, ihre jeweiligen Funktionen im Text, etwa beim Handlungsaufbau oder bei der Bildung thematischer und ästhetischer Strukturen, bestimmen sie. Informationen sind in diesen Kontexten unterschiedlich relevant in dem oben diskutierten Sinne, daß sie maximalen Kontexteffekt mit minimalem Aufwand verbinden. Offensichtlich sind nicht alle Informationen im Erzähltext gleich wichtig.⁸⁵⁹

Einige der in einem Text gegebenen Informationen rufen größere Veränderungen im Welt- oder textweltbezogenen Kontextwissen hervor als andere, erzeugen also höhere kontextuelle Effekte bei gleichem Verarbeitungsaufwand auf Seiten der Leser. Ordnet man die im Text zu einer Figur verfügbaren Informationen nach dem Grad ihrer Relevanz, so erhält man wie gesagt ein Relevanzprofil.

Es gibt nun keinen Grund anzunehmen, dass die heuristische Frage nach dem Relevanzprofil der im Text gegebenen Informationen zu Figuren sich nicht auch auf die Perspektiven zugeordneten Informationen anwenden ließe. Zwar sind, wie schon mehrfach angesprochen, Perspektiven zumeist keineswegs so eindeutig identifizierbar wie Figuren. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass auch die Menge der an Perspektiven gebundenen Informationen nach dem Grad ihrer Relevanz differenziert werden kann.

Jannidis macht Vorschläge, mit Hilfe welcher Faktoren der Relevanzwert einer Information bestimmt werden kann. Wiewohl diese Vorschläge von Jannidis für Figuren entwickelt wurden, lassen sie sich überwiegend auch auf Perspektiven anwenden. Sie sind allerdings weder besonders präzise noch originell.

Er diskutiert in dieser Hinsicht „Darstellungsmittel, Regeln der narrativen Welt und lebensweltliche Faktoren“⁸⁶⁰, differenziert also zwischen stärker textinternen und stärker kontextdependenten Mitteln der Relevanzmarkierung: „Narrative Texte können [...] Informationen, die lebensweltlich – bezogen auf die jeweilige Kultur – weniger relevant sind, durch Darstellungsverfahren und Regeln der erzählten Welt eine größere Relevanz zuschreiben.“⁸⁶¹

Zu den textinternen Signalen für hohe Relevanz gehören eine „besondere Position der Information, etwa bei der Einführung der Figur, am Anfang eines situativen Textes oder am Ende der Darstellung, vor allem aber auch [die] Wiederholung.“⁸⁶² Daneben nennt Jannidis die Subsumption, einen besonderen Fall von Wiederholung, bei dem „verschiedene Handlungen einer Figur sich mit ähnlichen mentalen Zuständen begründen [lassen], die wiederum unter der Bezeichnung einer Figureneigenschaft

⁸⁵⁹ Jannidis, Fotis (2004), S. 204.

⁸⁶⁰ Ebd.

⁸⁶¹ Ebd., S. 205.

⁸⁶² Ebd.

zusammengefaßt werden können.“⁸⁶³ Außerdem führen Regelmäßigkeiten in der erzählten Welt⁸⁶⁴ zu höheren Relevanzerwartungen gegenüber der dargebotenen Information.

Neben literarischen Besonderheiten der Informationsvergabe haben auch lebensweltlich relevante Informationen Einfluss auf das Relevanzprofil einer Figur bzw. einer Perspektive: „Jede Form des Ungewöhnlichen, sei es durch Darstellungsmittel oder durch den lebensweltlichen Bezug, rückt die entsprechende Information in den Vordergrund und erhöht so ihre Relevanz.“⁸⁶⁵

Literarisches Wissen kann ebenfalls Auffälligkeiten herstellen: „Gattungskonventionen, die Regeln des Typus von erzählter Welt und der spezifischen erzählten Welt sind üblicherweise die entscheidenden semiotischen Trigger.“⁸⁶⁶

Die von Jannidis als Marker für die Relevanz von Figureninformationen diskutierten Punkte (Darstellungsmittel, Regeln der narrativen Welt und lebensweltliche Faktoren) sind auch auf die Untersuchung von Perspektiven und der Steuerung ihrer Auffälligkeit übertragbar. Die Auffälligkeit eines textuellen Elements erhöht nach relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Auffassung den Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten und löst so die Erwartung stärkerer kognitiver Effekte aus, die wiederum dazu führt, dass sie nach relevanten Kontexten suchen und Inferenzen ziehen.

Besonders auffällige Informationen über Perspektiven dürften daher ebenfalls als Auslöser für die Suche nach besonders starken kontextuellen Effekten wirken. Jannidis' Konzept des Relevanzprofils kann also ein Stück weit plausibel machen, wie Perspektiveninteraktion ausgelöst wird.

Gleichwohl bleibt seine Liste zur heuristischen Erfassung des Relevanzprofils sehr allgemein, so dass weitere Untersuchungen zur Frage der Relevanzsteuerung in literarischen Texten (nicht nur zu Figuren oder Multiperspektivität) wünschenswert wären. Bis dahin muss auf vorhandenes literaturwissenschaftliches Wissen zu Aufmerksamkeitssteuerung zurückgegriffen werden. Neu ist allerdings der Ansatz, überhaupt das Relevanzprofil der in einem Text enthaltenen Perspektiven zu beobachten und im Anschluss daran zu beobachten, welche Art von Inferenzen sie auslösen.

Eine weitere Differenzierung in Bezug auf Figureninformationen, die Jannidis vorschlägt, betrifft den Grad ihrer Offensichtlichkeit.

⁸⁶³ Ebd., S. 205.

⁸⁶⁴ Ebd.

⁸⁶⁵ Ebd. Hier ist allerdings zu berücksichtigen, inwieweit der Text als mimetisch angelegt ist: „Lassen sich lebensweltlich irrelevante Informationen also aufwerten, so scheint dies umgekehrt nicht zu funktionieren, d.h. lebensweltlich relevante Informationen werden wohl auch in der narrativen Welt diesen Status beibehalten, insbesondere wenn die narrative Welt recht nahe an die aktuelle Welt gebaut ist.“ Ebd.

⁸⁶⁶ Ebd., S. 212.

Die Zuschreibung einer Information kann bekanntlich direkt oder indirekt geschehen. Mit der Kategorie ‚Offensichtlichkeit‘ wird dieses traditionelle Theorieelement mit Sperbers und Wilsons Gedanken, daß in einer Kommunikation das Kommunizierte in unterschiedlichem Grade manifest sein kann, zusammengebracht.⁸⁶⁷

Jannidis wendet diesen relevanztheoretischen Begriff auf die geläufige literaturwissenschaftliche Unterscheidung zwischen direkter und indirekter Zuschreibung von Informationen über Figuren an; sie kann aber auch für Perspektiven produktiv gemacht werden.

Im Falle einer direkten Zuschreibung ist die Folge, „daß diese Information nun in der erzählten Welt eine Tatsache ist.“⁸⁶⁸ Indirekte Informationsvergabe dagegen findet dann statt,

wenn sich aus der figurenbezogenen Tatsache nun weitere Schlußfolgerungen über die Figur – zumeist über das Innere der Figur – ziehen lassen. Entsprechend den obigen Ausführungen zur *manifestness* sind indirekte Zuschreibungen mehr oder weniger manifest, d.h. es gibt Inferenzen, an deren Ende sehr manifeste Tatsachen stehen, und andere, an deren Ende nur schwach manifeste Tatsachen zu finden sind.⁸⁶⁹

Anders ausgedrückt kann die Offensichtlichkeit einer Information auf einer Skala von „ganz offensichtlich“, also vom Sprecher mit großer Sicherheit behauptet, bis zu ‚nicht offensichtlich‘ [reichen], d.h. es kann nicht entschieden werden, ob der Sprecher das mitgemeint hat oder nicht.“⁸⁷⁰

Diese Differenzierung scheint zentral für die von Multiperspektivität generierten Effekte, die sich ebenfalls auf einer Skala zwischen expliziter Informationsvergabe (explizitem Thematisieren von Widersprüchen oder Bestätigungen) und impliziter Andeutung bewegen.

Sie ist besonders wichtig in Hinblick auf die Anwendung des Konzepts der poetischen Effekte, das darauf beruht, dass Texte viele schwache Implikationen auslösen und dadurch spezifische, besonders persönliche Wissensbestände der Rezipienten ansprechende Effekte hervorrufen. Multiperspektivische Texte, in denen viele wenig offensichtliche Perspektiveninformationen beobachtet werden können, sind dadurch nicht automatisch weniger bedeutungsvoll bzw. weniger multiperspektivisch, sondern können im Gegenteil gerade dadurch interpretatorische Signifikanz erhalten, dass sie mittels poetischer Effekte die persönlichen Wissensbestände der Rezipienten aktivieren.

Insgesamt geht es beim Erstellen eines Relevanzprofils darum, Auffälligkeiten zu beobachten, die den Verarbeitungsaufwand für Rezipienten erhöhen. Diese

⁸⁶⁷ Ebd., S. 201. Zum Begriff der Manifestheit in der Relevanztheorie vgl. S. 74 dieser Arbeit.

⁸⁶⁸ Ebd., S. 206.

⁸⁶⁹ Ebd. Noch einmal mal genauer formuliert bedeutet das: „Direkt vergebene Information ist wohl immer offensichtlich für den Modell-Leser; indirekt vergebene Information dagegen kann mehr oder weniger offensichtlich sein.“ Ebd.

⁸⁷⁰ Ebd.

Auffälligkeiten können stark oder schwach sein. Die als relevant markierten textuellen Informationen werden, in Jannidis Worten gesprochen, zu sekundären Zeichen, die Inferenzen auslösen (die Relevanzmarkierung fungiert als semiotischer Trigger).

Bei der Analyse von multiperspektivischen Texten ist besonders auf solche Auffälligkeiten zu achten, die an die Perspektiven gebunden sind. Welche der vorhandenen für die Beobachtung von Erzähl-, Figuren- und Rahmungsperspektiven geeigneten literaturwissenschaftlichen Instrumentarien dafür verwendet werden, ist im Endeffekt wenig bedeutsam.

3.3.3 Kontext

Nachdem für multiperspektivische Texte besprochen wurde, wie Perspektiven entstehen und wie Inferenzen ausgelöst werden, ist in einem nächsten Schritt noch zu klären, wie sie gesteuert werden, d.h. auf welche Kontexte sie zugreifen.

Allgemein werden von der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft Wissenbestände wie Weltwissen, Gattungswissen oder Wissen über Typen fiktionaler Welten als mögliche Kontexte diskutiert. Für die Frage, wie die Selektion von Kontext im Falle von multiperspektivischen Texten stattfindet, sind allerdings spezifischere Überlegungen notwendig, die das konkrete Erzählverfahren in den Blick nehmen. Multiperspektivität liegt nämlich nur dann vor, wenn die vom Text ausgelösten Inferenzen ihre Bedeutung daraus ziehen, dass Informationen aus Sicht verschiedener Perspektiven in ein Verhältnis gesetzt werden.

In multiperspektivischen Texten ist daher der textinterne Kontext, d.h. das Ergebnis früherer Verarbeitungsstufen des Textes, von hauptsächlicher Bedeutung. Dieser Kontext steht in der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft bisher allerdings kaum im Mittelpunkt. Er wird dort insofern besprochen, als dass die unmittelbare Textumgebung eines Zeichens den Initialkontext für die Suche nach Inferenzen darstellt.⁸⁷¹

Für die Analyse von multiperspektivischen Texten stellt es allerdings einen erheblichen Vorteil dar, dass die einschlägige kognitive Umwelt hier überwiegend aus Informationen besteht, die in Form des Textes sowieso vorliegen und nicht wie etwa historisch variables Weltwissen aufwendig rekonstruiert werden müssen.

Um eine relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Multiperspektivität zu entwickeln, muss also ein Feld betrachtet werden, das bisher kaum explizit in der Forschung betrachtet wurde. Hier ist Strasens Kontextualisierungstheorie hilfreich. Sie kann daraufhin befragt werden, wie die bei

⁸⁷¹ Zum Initialkontext aus relevanztheoretischer Sicht vgl. S. 72 dieser Arbeit, aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht vgl. S. 115 dieser Arbeit. Vgl. dazu auch Jannidis' Konzept des situativen Rahmens. S. 146 dieser Arbeit.

der Betrachtung von Multiperspektivität besonders wichtige Suchreihenfolge durch textinterne Kontexte kalkuliert werden kann. Exemplarisch werden darüber hinaus von Jannidis beschriebene Typen kultureller Schemata herangezogen.

Vorab sei jedoch an eine Besonderheit literarischer Kommunikation erinnert: Während für mündliche Äußerungen die kognitive Umwelt leicht zugänglich ist, weil der unmittelbare Äußerungskontext beiden Kommunikationspartnern zugänglich ist, stellen im Falle von medial vermittelter Massenkommunikation kulturell dominante Modelle die wechselseitig manifeste kognitive Umwelt (den Wissensbestand) dar.⁸⁷²

Um also die Relevanz von Aussagen determinieren zu können, müssen die Rezipientinnen einen Zusammenhang zwischen neuen Informationen aus dem Text und ihnen bereits bekannten Informationen herstellen.⁸⁷³ Diese sind schematisch mit Hilfe kultureller Muster organisiert und somit höchst effizient mental abgebildet.⁸⁷⁴

Aus Sicht der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft wird ein Inferenzprozess getriggert, wenn ein Phänomen besonders auffällig ist. Dies löst eine Suche nach kontextuellen Effekten aus, d.h. nach solchen, die aus der Kombination des als Trigger fungierenden Zeichens mit Kontextinformationen entstehen. Dabei können aus diesem Zusammentreffen entweder neue Annahmen entstehen oder alte Annahmen revidiert, geschwächt oder verstärkt werden.⁸⁷⁵

Zu klären ist nun, wie der Zugriff auf relevante Wissensbestände, also die Kontexte stattfindet. In Bezug auf das Phänomen Multiperspektivität ist damit also die Anschlussfrage gemeint, welche Texteigenschaften dazu führen, dass Perspektiven auf andere Perspektiven bzw. perspektivierte Inhalte bezogen werden.

Hier wurde in der Darstellung des Inferenzprozesses aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht auf die Kontextualisierungstheorie von Sven Strasen zurückgegriffen, der sowohl textinterne Kontexte wie das Situationsmodell als auch textexterne Wissensbestände betrachtet.

Im Fall von multiperspektivischen Texten ist allerdings davon auszugehen, dass die große Mehrzahl der zufriedenstellenden kognitiven Effekte dadurch entsteht, dass neue Perspektiven bzw. perspektivisch gebrochene Informationen im Text mit anderen textinternen Perspektiven bzw. perspektivierten Informationen in Bezug gebracht werden.

Multiperspektivische Effekte – d.h. interpretatorische Relevanz – entstehen also dann, wenn durch perspektivische Auffälligkeiten eine Suche im Situationsmodell, d.h. der

⁸⁷² Vgl. dazu S. 96f dieser Arbeit.

⁸⁷³ Dabei ist für das Funktionieren dieses Mechanismus unerheblich, ob die Rezipientinnen an die Wahrheit dieser kulturellen Modelle glauben oder nicht: „Die von den Kommunikationspartnern wechselseitig unterstellten Kontexte werden aufgrund probabilistischer Abschätzungen über die zugängliche wechselseitig manifeste kognitive Umwelt miteinander koordiniert.“ Strasen, Sven (2008), S. 350.

⁸⁷⁴ Vgl. dazu S. 101f dieser Arbeit.

⁸⁷⁵ Vgl. dazu S. 98 dieser Arbeit.

mentalen Abbildung der schon aus dem Text bekannten Sachverhalte ausgelöst wird, die solche Informationen aktiviert, die als einer anderen Perspektive zugehörig markiert sind.

Strasens Kontextualisierungsmodell kann auch für diese spezielle Art von Kontexten adaptiert werden. Er geht davon aus, dass inferentielle Kommunikation deswegen funktioniert, weil erstens jegliche Wissensbestände der Rezipientinnen schematisch organisiert sind und zweitens auf dieser Grundlage die Suchreihenfolge durch diese Kontexte vorhergesagt werden kann.⁸⁷⁶

Textinterne Kontexte werden in Form des Situationsmodells vorgehalten, das allerdings auch zum Verstehen der textuellen Signale notwendiges Weltwissen enthält.⁸⁷⁷ Dieses Weltwissen ist deswegen notwendiger Bestandteil der mentalen Abbildung textueller Informationen, weil Texte, wie bereits besprochen, immer unvollständig sind und daher inferentiell ergänzt werden müssen. Indirekte Charakterisierungen beispielsweise haben zwar eine Bindung von textuell elizitierten Informationen an Perspektiven zur Folge, diese Informationen sind jedoch im Text selbst nicht enthalten, sondern müssen inferentiell ergänzt werden.

Eine erste Folgerung für die Multiperspektivitätsforschung, die sich aus Strasens Kontextualisierungsmodell ergibt, ist also die Berücksichtigung des extratextuellen Kontexts, d.h. konkret des Gattungs- und Weltwissens der Rezipienten. Informationen aus Texten werden vor dem Hintergrund schematischen Hintergrundwissens interpretiert. Weisen Inputs Ähnlichkeiten mit bekannten kulturellen Schemata auf, so können schon knappe Informationen geläufige Handlungs- oder Personenschemata aktivieren, ohne, dass alle notwendigen Komponenten des Schemas explizit angesprochen werden müssten. Textuelle Inputs, die dagegen nicht geläufigen Schemata zugeordnet werden können, sind auffälliger und führen daher eher dazu, dass abstrakte Schemata nach adäquaten kognitiven Effekten durchsucht werden.

Auch wenn der tatsächliche Wissensstand von Rezipientinnen nicht mit literaturwissenschaftlichen Mitteln rekonstruiert werden kann, so können auf der Grundlage von diesen dennoch Aussagen zur probabilistischen Rekonstruktion textinterner Kontexte getroffen werden.⁸⁷⁸ Einerseits ist es möglich, die (von Jannidis als Relevanzprofil bezeichnete) Manifesttheit von textinternen Informationen als Kontext für Inferenzen mit literaturwissenschaftlichen Mitteln nachzuzeichnen.⁸⁷⁹

Andererseits macht die relevanztheoretische Literaturwissenschaft deutlich, dass mit Hilfe literarischer Wissensbestände wie Kenntnis des Gattungssystems oder literarischer Schemata Aussagen über die schematische Verfasstheit des Kontexts getroffen werden können.⁸⁸⁰ Literarisches Wissen führt dazu, dass textuelle Informationen als übereinstimmend oder widersprüchlich mit vorhandenen

⁸⁷⁶ Vgl. dazu S. 99f dieser Arbeit.

⁸⁷⁷ Vgl. dazu S. 125 dieser Arbeit.

⁸⁷⁸ Vgl. dazu S. 96f dieser Arbeit.

⁸⁷⁹ Vgl. dazu S. 103ff. dieser Arbeit.

⁸⁸⁰ Vgl. dazu S. 99 dieser Arbeit.

literarischen Wissensbeständen wahrgenommen und damit als auffällig oder weniger auffällig registriert werden.

Mit Hilfe von literarischem Wissen lassen sich also probabilistische Aussagen darüber treffen, welche textinternen Informationen in einem multiperspektivischen Text als besonders auffällig im Situationsmodell abgelegt und daher früher durchsucht werden.

Hier ist besonders eine Einordnung der Informationen in die hierarchische Struktur kultureller Muster notwendig. Strasen zufolge aktivieren wenig komplexe Inputs eher konkrete (*frames* und *scripts*), komplexe Inputs und der Einfluss des literarischen Kontrollsystems eher abstrakte Schemata (*plans*, *goals* und *themes*).

Gleichzeitig ist zu beachten, dass zwar Schemata für eine effektive Informationsverarbeitung sorgen, diese aber auch den Nebeneffekt haben, dass gar nicht mehr alle Inputs verarbeitet werden, da wenige Reize genügen, um ein habitualisiertes Schema auszulösen.

Für die in dieser Arbeit im Mittelpunkt stehenden multiperspektivischen Texte folgt daraus die Notwendigkeit, nicht nur bekannte Sachverhalte aus dem Text zur Interpretation einer neuen Information im Text heranzuziehen, sondern auch mitzuberücksichtigen, inwiefern im außertextuellen Kontext Schemata existieren, die das Relevanzprofil der im Text enthaltenen Informationen beeinflussen.

Zwar sind die kognitiven Wissensbestände der Rezipientinnen nicht unmittelbar zugänglich, jedoch lassen sich aus der Betrachtung kultureller Artefakte Rückschlüsse darauf ziehen, also plausible Hypothesen über interdiskursiv einsetzbare kulturelle Modelle bilden.⁸⁸¹ Weil es sich um kulturelle Modelle handelt, ist es sehr wahrscheinlich, dass sich diese Modelle auch in der sozialen und materialen Dimension der Kultur und damit in Bereichen widerspiegeln, die der direkten Beobachtung und

⁸⁸¹ Strasen schreibt dazu: „Das bedeutet aber nicht, daß die Bedeutungszuweisung eine unproblematische Angelegenheit wäre. Auch das Finden der zu unterstellenden kulturellen Modelle ist, zumal wenn die fraglichen Texte aus älteren historischen Epochen oder anderen Kulturen kommen, eine prekäre Angelegenheit.“ Genauer heißt das, „gelingende Kommunikation setzt voraus, daß die eingesetzten kulturellen Modelle hinreichend genau rekonstruiert werden. Diese Notwendigkeit wird um so dringlicher, je weiter die Diskursgemeinschaften der Kommunikationspartner kulturell voneinander entfernt sind, weil nur auf der Grundlage einer Rekonstruktion der kulturellen Modelle der jeweiligen Diskursgemeinschaften die Ausgangspunkte bei der Suche nach relevanzstiftenden Kontexten in hinreichendem Maße wechselseitig manifest werden können.“ Ebd., S. 273f. Dennoch gilt: „Die Rekonstruktion kultureller Modelle läßt sich in diesem Zusammenhang vielmehr als ein elaborierter, systematischer Beitrag zum unabschließbaren, aber für jeden hermeneutischen Verstehensprozeß unverzichtbaren Versuch der Erschließung des Horizontes des anderen verstehen.“ Ebd., S. 357. Jannidis, Fotis (2004) weist ebenfalls auf die Notwendigkeit hin, die Codes und Konventionen der Kommunikationssituation des Texts zu rekonstruieren. Vgl. S. 87 dieser Arbeit.

der empirischen Analyse einfacher zugänglich sind als die mentale Dimension der Kultur.⁸⁸²

Wissen über literarische Schemata und die default-Werte zu ihrer Füllung gehören bereits zum Kernbestand der Literaturwissenschaft – man denke nur an Propps „Morphologie des Märchens“⁸⁸³. Formen figurenbezogener Kontexte, die zur inferentiellen Informationszuschreibung beitragen können, werden beispielsweise von Jannidis beschrieben: „Figurenmodelle, figurale Schemata und situative Schemata.“⁸⁸⁴ Diese können ebenfalls dafür verwendet werden, die Auffälligkeit perspektivenbezogener Informationen abzuschätzen.

Eine erste Form von Kontext sind die auch als „Typus“⁸⁸⁵ bezeichneten mentalen Modelle von Figuren, also „gestaltförmige Konfigurationen von Figureninformationen, z.B. der Melancholiker oder die Extrovertierte“.⁸⁸⁶ Sie stellen eine Sammlung von in einer Kultur vorhandener Ausformungen eines Figurentypus dar und lassen daher damit korrespondierende Inferenzen wahrscheinlicher erscheinen als andere.

Dass mentale Modelle von Figuren auch eine Rolle bei der Rezeption von Perspektiven spielen, dürfte evident sein und wird nicht zuletzt von der literaturwissenschaftlichen Forschung zum Geschlecht von Erzählern belegt.⁸⁸⁷ Diese hat untersucht, auf welcher Grundlage Leserinnen das Geschlecht (auch heterodiegetischer) Erzählinstanzen inferieren und hat dabei zeigen können, dass „Leser in der Regel dazu tendieren, einem geschlechtlich nicht markierten auktorialen Erzähler das Geschlecht des Verfassers zu unterstellen.“⁸⁸⁸

⁸⁸² Strasen, Sven (2008), S. 337.

⁸⁸³ Propp, Vladimir: Morphologie des Märchens, hg. von Karl Eimermacher. Frankfurt (Main) 1975 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 131).

⁸⁸⁴ Jannidis, Fotis (2004), S. 214.

⁸⁸⁵ Ebd., S. 214.

⁸⁸⁶ Ebd. Jannidis unterscheidet literarisches Figuren-Wissen (das auf bekannte Figuren oder typisierte Handlungsstrukturen zurückgeht, wie z.B. die „femme fatale“ oder der „mad scientist“) und lebensweltliches Figurenwissen (das sich aus sozialen Stereotypen speist). Er vermutet jedoch Wechselwirkungen zwischen den Bereichen, die darin bestehen, dass „ein intensiverer Rücklauf von der Literatur in die Lebenswelt zurückführt, man also wirklich von Austausch oder ‚Zirkulation‘ sprechen kann.“ Ebd. Diese Modelle speisen sich also aus lebensweltlichem Wissen oder Wissen über fiktionale Welten, wobei hier durchaus Informationen aus medial verschieden codierten Wissensbeständen zusammengezogen werden können. Ebd.

⁸⁸⁷ Vgl. dazu exemplarisch Schabert, Ina: The Authorial Mind and the Question of Gender. In: Ulrich Broich/Elmar Lehmann/Bernd Lenz (Hgg.), Telling Stories. Studies in Honour of Ulrich Broich on the Occasion of his 60th birthday. Amsterdam, Philadelphia 1992, Lanser, Susan: Sexing Narratology. Towards a Gendered Poetics of Narrative Voice. In: Walter Grünzweig/Andreas Solbach (Hgg.), Grenzüberschreitungen: Narratologie im Kontext. Transcending Boundaries : Narratology in Context. Tübingen 1999, S. 167–183; Nünning, Ansgar/Nünning, Vera: Making Gendered Selves. Analysekatoren und Forschungsperspektiven einer genderorientierten Erzähltheorie und Erzähltextanalyse. In: Sigrid Nieberle (Hg.), Narration und Geschlecht. Texte - Medien - Episteme. Köln, Weimar, Wien 2006, S. 23–44.

⁸⁸⁸ Bode, Christoph (2005), S. 280.

Außerdem wirkungsvoll für die Bildung von Inferenzen sind figurale Schemata, also „figuren- oder personenbezogene Regelmäßigkeitsannahmen, die historisch und kulturell variieren“⁸⁸⁹ und somit eine textinterne Anthropologie⁸⁹⁰ darstellen. Sie stellen Jannidis zufolge keine Informationsbündel dar wie die mentalen Modelle von Figuren bzw. Perspektiven, sondern eher einzelne schematische Zusammenhänge wie „Menschen sind sterblich‘ oder ‚Beim Beamen löst man sich vorübergehend auf‘.“⁸⁹¹

Daneben werden auch situative Schemata, also „Wissen über typisierte situative bzw. handlungsbezogene Konstellationen zur Inferenzbildung herangezogen, z.B. die Dreiecksbeziehung.“⁸⁹² Auch diese stellen ein Reservoir an kulturell bereitgehaltenen Erklärungsmustern dar, die zu Wiedererkennungseffekten führen, indem sie aktualisiert oder subvertiert werden.

Die drei von Jannidis genannten literarischen Wissensformen über Personen sind nicht nur auf Figuren, sondern auch auf Perspektiven anwendbar, da beiden ein anthropomorpher Basistypus zugrunde liegt.⁸⁹³ Die von ihm erwähnten kulturellen Schemata können nicht nur als textexterne Kontexte zur Inferenzbildung herangezogen werden, sondern führen auch dazu, dass textinterne Informationen als bekannt übergangen oder als abweichend und somit auffällig wahrgenommen werden können.

Über die von Jannidis besprochenen figurenbezogenen Schemata hinaus wäre es allerdings interessant, zu untersuchen, inwieweit auch spezifische kulturelle Modelle von Perspektivtypen existieren. Hier liegen für die Multiperspektivität erste Erkenntnisse z.B. aus genderwissenschaftlicher Perspektive⁸⁹⁴ schon vor, eine weitere Vertiefung wäre aber wünschenswert.

Wiewohl literaturwissenschaftliches Wissen über kulturelle Schemata durchaus vorliegt, ist für eine relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Analyse problematisch, dass die Abbildung der hierarchischen Organisation der Schemata untereinander, d.h. eine Klassifikation nach deren Abstraktionsgrad nicht verbreitet ist.⁸⁹⁵ Auch hier wären weitergehende Untersuchungen wünschenswert.

⁸⁸⁹ Jannidis, Fotis (2004), S. 214.

⁸⁹⁰ „Alle in einem Text vorausgesetzten oder formulierten figuralen Schemata oder Figurenmodelle ergeben zusammen die ‚textinterne Anthropologie.‘“ Ebd., S. 215.

⁸⁹¹ Ebd.

⁸⁹² Ebd., S. 216.

⁸⁹³ Vgl. dazu S. 20 bzw. 140 dieser Arbeit.

⁸⁹⁴ Vgl. dazu z.B. Allrath, Gaby/Surkamp, Carola: Erzählerische Vermittlung, unzuverlässiges Erzählen, Multiperspektivität und Bewusstseinsdarstellung. In: Vera Nünning (Hg.), Erzähltextanalyse und Gender Studies. Stuttgart, Weimar 2004, S. 143–179.

⁸⁹⁵ Eine Ausnahme stellen Strasen zufolge die Untersuchungen Jürgen Links zu Interdiskursen dar (Link, Jürgen: Elementare Literatur und generative Diskursanalyse. München 1983), die Strasen als funktionales Äquivalent zu kulturellen Modellen versteht. Strasen, Sven (2008), S. 332. Diese ergänzt er durch eigene Überlegungen auf Grundlage der kognitiven Metapherntheorie. Vgl. dazu S. 100 dieser Arbeit.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der für multiperspektivische Texte besonders interessante intratextuelle Kontext zwar nicht im Mittelpunkt der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft steht, mit ihrer Hilfe aber dennoch genauer betrachtet werden kann. Auf Grundlage von kulturellen Schemata können probabilistische Aussagen darüber getroffen werden, welche textuellen Informationen aufgrund ihrer großen Übereinstimmung mit Schemata besonders leicht zu verarbeiten und daher eher unauffällig sind oder auffallen, weil sie abweichen.⁸⁹⁶

3.3.4 Poetische Effekte

Ein weiterer Faktor bei der Vorhersage der Suchreihenfolge durch die intra- wie extratextuellen Kontexte multiperspektivischer Texte ist das Kontrollsystem. Ein literarisches Kontrollsystem wird aktiviert, wenn die Rezipientinnen aufgrund von literarischem Vorwissen den Text als Literatur erkennen.⁸⁹⁷

Es hat zur Folge, dass bei der Suche nach relevanten Schemata in literaturnahen Bereichen begonnen wird. Eine weitere Auswirkung ist, dass die „Bereitschaft zur Revision von Situationsmodellen in literarischer Kommunikation erhöht ist.“⁸⁹⁸ Außerdem führt es dazu, dass „die formalen Besonderheiten von Oberflächenstruktur und Textbasis besonders sorgfältig auf potentiell bedeutungstragende Elemente untersucht werden“⁸⁹⁹, weil „starke kognitive Effekte erwartet werden, so daß im Prozeß der Kontextualisierung die Verarbeitung nicht zu schnell abgebrochen wird.“⁹⁰⁰

Bei den meisten multiperspektivischen Texten dürfte sowohl durch die Gattungsmarkierung als auch durch die auffällige Oberflächenstruktur die Aktivität des literarischen Kontrollsystems gewährleistet sein. Folgt man Strasens Modell des Kontrollsystems, so führt diese Aktivierung dazu, dass die Rezipientinnen die im Text angebotenen Informationen mit erhöhter Sorgfalt, besonderem Augenmerk für Ähnlichkeiten mit literaturspezifischen Schemata und Bereitschaft zur Revision von Verständnisschritten prozessieren. Nur damit wird erklärlich, wie die bei einem Erzählverfahren wie der Multiperspektivität erhebliche Menge an subtilen Hinweisen wirksam werden kann, ohne Frustration hervorzurufen.

Die Aktivierung des literarischen Kontrollsystems führt also dazu, dass die Rezipienten nicht nur von der Relevanz der im Text getroffenen Aussagen ausgehen, sondern dass besonders starke kognitive Effekte erwartet werden und somit ein erhöhter Prozeßaufwand in Kauf genommen wird. Dies ist deswegen nötig, weil „in literarischer Kommunikation der problemlosen Konstruktion eines Situationsmodells in vielen

⁸⁹⁶ Mit der Schemahaftigkeit textueller Informationen ist kein Qualitätsurteil verbunden, sondern nur die Frage, wie stark inferentielle Kommunikation ausgelöst wird.

⁸⁹⁷ Vgl. dazu S. 110f dieser Arbeit.

⁸⁹⁸ Ebd., S. 364.

⁸⁹⁹ Ebd.

⁹⁰⁰ Ebd., S. 353.

Fällen ein erheblicher Widerstand entgegengesetzt⁹⁰¹ wird. Einerseits werden „häufig ambiguitätssteigernde Textstrategien eingesetzt“⁹⁰², andererseits erschweren „das Fehlen eines situativen Kontextes und die Suspendierung des unmittelbaren Weltbezuges in literarischer Kommunikation [...] die Bildung eines kohärenten Situationsmodells.“⁹⁰³

Die oben erwähnten, für literarische Texte typischen Hindernisse gegenüber der problemlosen bzw. eindeutigen Konstruktion eines Situationsmodells haben zur Folge, dass in der Literatur nicht nur ein-eindeutige Aussagen vermittelt, sondern dass auch subtile Hinweise von den Rezipienten wahrgenommen werden. Das bedeutet, dass „erstens in vielen Fällen eine große Zahl von schwachen Implikaturen gebildet wird, was in einigen Fällen zur Evokation von Qualia führt, und [deswegen] zweitens der Prozeß der Bedeutungszuweisung selbst in den Fokus gerät.“⁹⁰⁴

Führen viele schwache Trigger zum Ziehen von vielen, aber schwachen Inferenzen, dann spricht man von poetischen Effekten. Diese lassen sich sehr gut mit Eigenheiten der Multiperspektivität in Zusammenhang bringen. Multiperspektivische Texte zeichnen sich häufig dadurch aus, dass die Menge an verschiedenen Perspektiven eben nicht auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen ist, der mit einer eindeutigen Aussage zu paraphrasieren wäre.⁹⁰⁵

Viel plausibler ist es dagegen, anzunehmen, dass diese Texte die Rezipientinnen anregen, eine große Anzahl schwacher Implikaturen zu bilden. Die Wirkung dieser Texte wäre damit einerseits viel subtiler und andererseits ist anzunehmen, dass derselbe Überzeugungseffekt eintritt wie bei den Qualia.⁹⁰⁶ Da Texte dieser Art mehr evozieren als kommunizieren, haben die Rezipienten weniger eindeutigen Zugriff auf Kontextinformationen. Sie müssen daher bei der Bildung von Implikaturen stark auf ihren eigenen Wissensbestand zurückgreifen, was einen Eindruck von Intimität und Übereinstimmung mit den Aussagen des Textes hervorruft⁹⁰⁷, der durch stärkere Kommunikation nicht erzielt werden kann.

⁹⁰¹ Ebd., S. 353.

⁹⁰² Ebd., S. 364.

⁹⁰³ Ebd.

⁹⁰⁴ Ebd. Strasen bezieht sich hier auf die Erkenntnisse von Pilkington, Adrian (2000), vgl. auch S. 130 dieser Arbeit, geht aber über dessen Schlussfolgerungen hinaus, indem er als Funktion der Qualia das Unterstreichen des Prozesses der Bedeutungszuweisung vermutet.

⁹⁰⁵ Es sind aber auch das Gegenteil denkbar. Surkamp, Carola (2003) demonstriert, dass neben einer Hierarchisierung der von Perspektiven vermittelten Inhalte auch eine Homogenisierung möglich ist und untersucht diese Muster diachron.

⁹⁰⁶ Vgl. dazu S. 132 dieser Arbeit.

⁹⁰⁷ Strasen formuliert dies wie folgt: „In Abwesenheit von verlässlichen Informationen über Teilbereiche der kognitiven Umwelt des Kommunikationspartners tendieren Rezipienten allerdings dazu, [...] die entsprechenden Teile der eigenen kognitiven Umwelt auch dem Sender zu unterstellen, also das individuelle kognitive Modell mit dem kulturellen Modell zu identifizieren, wenn dem nicht sehr starke Widerstände entgegenstehen.“ Strasen, Sven (2008), S. 184f.

Ebenfalls plausibel scheint Strasens Beobachtung, dass durch die Aktivierung des literarischen Kontrollsystems „der Prozess der Bedeutungszuweisung selbst in den Fokus gerät“⁹⁰⁸, d.h. dominante kulturelle Modelle bewusst gemacht und in Frage gestellt werden können.⁹⁰⁹ Dieser Ansatzpunkt wird von der diachronen Multiperspektivitätsforschung verfolgt, die untersucht, inwiefern die Modellierung von Perspektiven in Zusammenhang mit sich wandelnden kulturellen Dispositiven steht.⁹¹⁰

Dass dieser Effekt bei multiperspektivischen Texten eintritt, stellt fast schon einen Allgemeinplatz der Multiperspektivitätsforschung dar. Weil die erzählerischen Inhalte auf verschiedene Perspektiven verteilt vermittelt werden, stellen sich den Lesern fast zwangsläufig Fragen nach der Glaubwürdigkeit bzw. Plausibilität der Einzelperspektiven und dem Konstruktionscharakter des Perspektivengefüges.⁹¹¹ Mit dem Konzept der poetischen Effekte, die auf vielen schwachen Implikationen beruhen, lässt sich plausibel erklären, wie dieser Effekt ausgelöst wird.

3.3.5 Zusammenfassung: Schlussfolgerungen für die Analyse

Auf Basis der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft ist es möglich geworden, zu bestimmen, wann Multiperspektivität interpretatorisch relevant wird. Wenn perspektivisch dargestellte Informationen auffällig werden, d.h. so schwer zu verarbeiten sind, dass sie über ihren primären Zeichencharakter hinaus Inferenzen auslösen und diese ihre Effekte daraus ziehen, dass sie auf weitere perspektivisch gebrochene Kontexte zugreifen, liegt Multiperspektivität vor.

Im Forschungsbericht zur Multiperspektivität war deutlich geworden, dass über die Frage der interpretatorischen Relevanz hinaus die Multiperspektivitätsforschung den inferentiellen Anteil dieses Erzählverfahrens noch nicht hinreichend abbildet. Zunächst war nicht klar geworden, wie die Konstruktion von Perspektiven überhaupt vor sich geht. Weiterhin war die Frage zu beantworten, auf welcher Grundlage perspektivisch dargebotene Informationen verschiedener Perspektivträger als aufeinander zu beziehen erkannt werden. Nicht zuletzt war zu beantworten, wie die Kontextauswahl vor sich geht, d.h. wie entschieden wird, mit Hilfe welcher Wissensbestände (literarisches Wissen oder Weltwissen) die Auffälligkeit textueller Informationen festgestellt wird bzw. welche der vielen in einem Text vorhandenen perspektivisch gebrochenen Informationen zum Ziehen einer Inferenz hinzugezogen werden. All

⁹⁰⁸ Ebd., S. 353.

⁹⁰⁹ Vgl. dazu S. 133 dieser Arbeit.

⁹¹⁰ Vgl. dazu z.B. Surkamp, Carola (2003).

⁹¹¹ Stellvertretend für diese Position seien hier Nünning, Ansgar/Nünning, Vera (2000b), S. 20 oder Surkamp, Carola (2003), S. 145 genannt. Lindemann, Uwe (1999) spricht in diesem Zusammenhang sogar von „epistemologischer Relevanz“. Ebd., S. 51.

diese Fragen sind eng mit dem inferentiellen Charakter multiperspektivischen Erzählens verknüpft.

Mit Hilfe der in dieser Arbeit entwickelten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Beschreibung von Multiperspektivität können die inferentiellen Aspekte dieses Erzählverfahrens besser abgebildet werden. Sie sollen im Folgenden zusammengefasst werden, um auf ihrer Grundlage Schlussfolgerungen für die Analyse multiperspektivischer Texte zu ziehen.

Dass Anthropomorphisierbarkeit eine Bedingung für das Entstehen einer Perspektive ist, ist bereits von der kognitionswissenschaftlich arbeitenden Multiperspektivitätsforschung beschrieben worden. Unklar war jedoch geblieben, wie dieser Prozess konkret abläuft. Ausgangspunkt und Grundbedingung für die Perspektivenkonstruktion ist, dass einer Entität die Fähigkeit intentionalen Sprechens zugeschrieben wird, sie also als Perspektive erkannt wird.

Treten darüber hinaus Bezeichnungen dieser Entität hinzu, so wird automatisch das Schema eines Menschen aktiviert und es werden entsprechende Ergänzungen inferiert – es sei denn, die Art der Bezeichnung spricht dagegen. Wenn diese darauf schließen lässt, dass die Entität nicht menschlich ist, finden die Ergänzungsprozesse in geringerem Maße statt. Findet gar keine Bezeichnung statt, so erfolgt auf diesem Wege auch keine Ergänzung.

Dritter Aspekt bei der Konstruktion von Perspektiven ist das Herstellen einer Identität zwischen allen im Text vorkommenden Erwähnungen dieser Perspektive. Dies erfolgt unter Rückgriff auf den situativen und den nicht-situativen kontextuellen Rahmen des Texts. Dieser enthält Informationen darüber, welche Perspektivträger im Text bzw. der Situation bereits eingeführt sind und daher potentiell Ziel von Referenzen sein könnten. Außerdem spielt Weltwissen hier eine Rolle.

Ein weiteres Desiderat aus dem Forschungsbericht zur Multiperspektivität war die Frage gewesen, wie in multiperspektivischen Texten Perspektiven aufeinander bezogen, d.h. als zusammengehörig identifiziert werden. In diesem Zusammenhang kann auf das von Jannidis entwickelte Konzept des Relevanzprofils verwiesen werden. Es bezeichnet die mentale Abbildung auffälliger Textmerkmale, die den Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten so erhöhen, dass sie den Kontext auf solche Informationen hin absuchen, die in Kombination mit den auffälligen Textmerkmalen Bedeutung produzieren. Ist besonders die perspektivische Färbung textueller Informationen auffällig bzw. entstehen relevante Effekte besonders aus der Kombination mit Informationen aus Sicht anderer Perspektivträger, so liegt Multiperspektivität vor.

Um die Auffälligkeit perspektivischer Informationen zu erfassen, können die ursprünglich für andere Fragestellungen entwickelten Angebote von Furlong sowie Jannidis genutzt werden. Furlong weist allgemein darauf hin, dass Erzählverfahren wie beispielsweise Wiederholungen aufwandsminimierend sein oder den Aufwand erhöhen können. Nur im letzteren Fall ist das Textelement auffällig. Jannidis etabliert

zur Beschreibung von Auffälligkeiten bei Figuren die Dimensionen Offensichtlichkeit, Zuverlässigkeit und Relevanz, rekurriert aber auf herkömmliche literaturwissenschaftliche Mittel der Beschreibung von Auffälligkeiten.

Neben der Frage, wie Perspektiven überhaupt konstruiert und wie sie aufeinander bezogen werden, konnte auf Basis des aktuellen Forschungsstands in der Multiperspektivität nicht beantwortet werden, wie Rezipienten entscheiden, auf welche Kontexte sie zugreifen. Dies ist allerdings keineswegs ein kontingenter oder prinzipiell nicht beobachtbarer, sondern ein vom Text bzw. der Textstrategie gesteuerter Inferenzprozess.

Kontexte spielen auf verschiedenen Ebenen multiperspektivischer Kommunikation eine Rolle. Auf Ebene der Perspektivenkonstruktion ist die inferentielle Ergänzung textueller Informationen einerseits durch situative wie nicht-situative Rahmen, d.h. mentale Abbildungen textueller Informationen eingeschränkt, die Rückschlüsse darauf ermöglichen, auf welche Perspektiven in welchen Situationen referiert werden kann. Andererseits spielt Wissen über Typen, d.h. literarische oder lebensweltliche Schemata insofern eine Rolle, als dass es einige Annahmen präsenter hält als andere.

Der Zugriff auf den intratextuellen Kontext ist insofern gesteuert, als dass einige Informationen darin manifest sind als andere. Dies liegt einerseits an der erzählerischen Gestaltung des Texts selber, ist aber auch durch dem Text vorgängige kulturelle Schemata beeinflusst. Diese steuern die Textlektüre, indem sie textuelle Informationen entweder als erwartbar oder neu erscheinen lassen.

Der extratextuelle Kontext ist ebenfalls vorstrukturiert. Die darin enthaltenen, sowohl literarischen als auch realweltlichen Wissensbestände sind schematisch abgebildet. Zusätzlich unterscheiden sich die Schemata nach dem Grad ihrer Abstraktionsstufe. Normalerweise werden zunächst konkretere Schemata durchsucht, bevor – wenn damit keine adäquaten Effekte erzielt werden können – auch abstrakte Schemata durchsucht werden.

Davon ist im Fall von Literatur allerdings nicht automatisch auszugehen. Hier sorgt ein literarisches Kontrollsystem dafür, dass die Bereitschaft besteht, größeren Aufwand zum Erzielen stärkerer Effekte zu betreiben. Es beeinflusst die Rezipienten außerdem, literarische Wissensbestände früher zu aktivieren bzw. bereits subtilere Auffälligkeiten zu beachten.

Eine größere Menge subtiler Hinweise, die nur schwache Inferenzen auslösen, kann dazu führen, dass poetische Effekte eintreten. Besonders beim Erzählverfahren Multiperspektivität, das durch die kontinuierliche Präsenz von Perspektivierung untrennbar mit dem eigentlichen Erzählen der zu vermittelnden Geschichte verbunden ist, ist davon auszugehen, dass solche Effekte eintreten.

Durch poetische Effekte werden Inhalte nicht vermittelt, sondern evoziert. Daher erhalten Rezipienten den Eindruck einer großen Übereinstimmung der eigenen mit den im Text vermittelten Wissens- und Erfahrungsbeständen. Sie eignen sich daher

besonders zur Vermittlung von Gefühlen, Qualia, aber auch zum Bewusstmachen und Hinterfragen kultureller Modelle.

Aus der hier geschilderten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Auffassung von Multiperspektivität ergeben sich Schlussfolgerungen für die Analyse multiperspektivischer Texte. Um den inferentiellen Anteil dieses Erzählverfahrens angemessen zu berücksichtigen, sind drei Arbeitsschritte notwendig:

Zunächst muss die Perspektivenstruktur eines Texts ermittelt werden, d.h. grundsätzlich beobachtet werden, welchen Entitäten die Fähigkeit intentionalen Sprechens zugeschrieben werden kann. Dies kann auch Rahmungen oder Kapitelüberschriften betreffen.

In einem zweiten Schritt muss das Relevanzprofil des Textes freigelegt werden. Das bedeutet, dass unter den an eine Perspektive gebundenen Informationen Trigger (also besonders auffällige oder häufig auftretende subtile Auslöser) für Inferenzen identifiziert werden müssen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie die Verarbeitung des Texts zunächst erschweren und somit Inferenzen auslösen.

In einem letzten Schritt muss untersucht werden, welche Kontexte in Kombination mit den ermittelten Triggern bedeutungstragende Funktionen entwickeln. Dabei spielt die Suchreihenfolge eine wichtige Rolle, da nach der ersten zufriedenstellenden Interpretation die Suche abgebrochen wird.

Zuerst werden Initialkontexte, d.h. die unmittelbare Textumgebung durchsucht. Danach ist einerseits zu beobachten, welche intratextuellen Informationen besonders auffällig und somit stark manifest sind. Andererseits ist zu überprüfen, welche extratextuellen Muster (wie Gattungsschemata oder mit geringerer Wichtigkeit Weltwissen) die Auffälligkeit textueller Elemente durch die Herstellung von Wiedererkennungs- oder Überraschungseffekten mit beeinflussen. Auch die Intensität der Suche wird durch extratextuelles Wissen beeinflusst. Wird durch die Aktivierung literarischer Schemata ein literarisches Kontrollsystem aktiviert, so kann bei der Analyse davon ausgegangen werden, dass für den Text aufwendigere Suchen in Kauf genommen werden und abstraktere Schemata relevant sind.

Wenn in ihrer perspektivischen Gestaltung auffällige textuelle Informationen dadurch bedeutungstragend werden, dass sie in Kombination mit durch andere Perspektiven dargebotene Informationen sinnvolle Inferenzen ermöglichen, liegt Multiperspektivität vor.

Am Endpunkt des hier geschilderten analytischen Dreischritts steht nicht das Auffinden der einen, einzig gültigen Interpretation der Texte. Es geht stattdessen darum, aufzuzeigen, wie der Text arbeitet und kriteriengeleitet das Spektrum möglicher Interpretationen zu zeigen.

4 Die Analyse von Beispieltexten

Beide Texte, die für die Erprobung der in dieser Arbeit entwickelten Heuristik ausgewählt wurden, sind höchst komplexe Werke, die in der Öffentlichkeit breit rezipiert wurden und bereits wissenschaftlich erforscht werden. In der Auseinandersetzung mit den Texten wurde die Frage ihrer Perspektivenstruktur bisher jedoch nicht in den Fokus genommen.

Die den Texten inhärente Multiperspektivität hat jedoch erheblichen Einfluss auf die inferentielle Bedeutungsproduktion der Texte und soll daher mit Hilfe der in dieser Arbeit auf Basis von Relevanztheorie entwickelten Heuristik untersucht werden. Dazu ist es zunächst nötig, die Perspektivenstruktur eines Texts freizulegen. In einem zweiten Schritt muss das Relevanzprofil des Texts ermittelt, d.h. es müssen Trigger (besonders auffällige oder häufig auftretende subtile Auslöser) für Inferenzen identifiziert werden. Auf dieser Grundlage werden drittens die textinternen Kontexte daraufhin befragt, inwiefern sie für diese Trigger bedeutungstragende Funktionen entwickeln können, d.h. ob die Modell-Leser⁹¹² mit ihrer Hilfe Inferenzen ziehen können. Dabei muss die schematische Verfasstheit des Kontexts beobachtet, d.h. die jeweilige Auffälligkeit der für das Verständnis eines Textphänomens in Frage kommenden Kontexte berücksichtigt werden.

Einen auffälligen Kontext der gewählten Beispieltexte, das zeigt ihre Rezeption⁹¹³, stellt die Autobiografik dar. Die Gleichzeitigkeit von Multiperspektivität und autobiografischem Schreiben ist zunächst einmal kontraintuitiv, daher soll ein einem kurzen Exkurs zur modernen Autobiografieforschung das in verschiedenen Ansätzen entworfene Verhältnis zwischen Fiktionalität und Faktualität ausgelotet werden. Damit verbunden ist die Frage, ob autobiografische Lesarten, also relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlich gesprochen solche, in denen Autobiografik einen auffälligen Kontext darstellt, aus Sicht der Autobiografieforschung durch Signale im Text, also Trigger, hervorgerufen werden oder auf Kontextannahmen beruhen.

Ziel dieses Kapitels insgesamt ist allerdings weder die Antwort auf die Frage, wie autobiografisch Wawerzineks und Herrndorfs Text sind, noch eine Systemanalyse der Gesamttexte. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Demonstration einer Analyse des inferentiellen Anteils von multiperspektivischen Erzählverfahren mit Hilfe des im vorangegangenen Kapitel entwickelten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Instrumentariums.

⁹¹² Zum Konzept der Modell-Leser in der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft vgl. S. 91 dieser Arbeit.

⁹¹³ Vgl. dazu S. 7 dieser Arbeit.

4.1 Beispielkontext: Exkurs zur modernen Autobiografieforschung

Die in dieser Arbeit zum Erproben der hier entwickelten Heuristik für die Multiperspektivität ausgewählten Texte stehen in einem Spannungsfeld zwischen der Faktualität autobiografischen Schreibens und den größeren Freiheiten, die mit der Fiktionalität literarischen Schreibens verbunden sind. Diese Spannung macht die Texte ambivalent, da die Annahme von Referentialität bzw. von Fiktionalität jeweils andere Lesestrategien auslöst.

Die Beobachtung dieser Spannung stellt eine Konstante der Autobiografieforschung dar.⁹¹⁴ Als Grundpfeiler der Gattungsdefinition wurden in der Forschung immer wieder die drei Bestandteile des Begriffs Autobiografie ins Feld geführt:⁹¹⁵ αὐτός – selbst, βίος – Leben und γράφειν – schreiben, also Schreiben über das eigene Leben. Sie stellen die prototypische Grundannahme der Autobiografik dar. Während die zwei Determinanten αὐτός – selbst und βίος – Leben auf die faktuale Basis autobiografischer Texte verweisen, referiert das Determinatum γράφειν – schreiben auf deren mediale Verwandlung in Text.

Im Laufe der Geschichte der Autobiografieforschung wurden entweder die Faktizität autobiografischen Schreibens oder dessen Fiktionalität betont, die relative Bedeutung dieser Komponenten unterlag jedoch historischen Konjunkturen:

⁹¹⁴ Einen knappen aber umfassenden Überblick über Theorie sowie Geschichte der Autobiografieforschung ab der Antike leistet Holdenried (Holdenried, Michaela: Autobiographie. Stuttgart 2000 (Reclams Universal-Bibliothek Literaturstudium 17624)), Wagner-Egelhaaf beginnt damit ab dem Mittelalter (Wagner-Egelhaaf, Martina: Autobiographie. Stuttgart 2000 (Sammlung Metzler 323)). Die Autobiografik des frühneuzeitlichen Humanismus bespricht Enenkel (Enenkel, Karl A. E.: Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius. Berlin 2008), Lehmann konzentriert sich auf das 18. und 19. Jahrhundert (Lehmann, Jürgen (1988)). Eine Darstellung der modernen Autobiografietheorie leisten Kraus (Kraus, Esther: Faktualität und Fiktionalität in autobiographischen Texten des 20. Jahrhunderts. Marburg 2013 und Walter-Jochum (Walter-Jochum, Robert: Autobiografietheorie in der Postmoderne. Subjektivität in Texten von Johann Wolfgang von Goethe, Thomas Bernhard, Josef Winkler, Thomas Glavinic und Paul Auster. Bielefeld 2016 (Lettre), S. 21-40). Zur Typologie von Autobiografik vgl. bspw. die von Schwab vorgenommene Unterscheidung zwischen dokumentarisch-autobiographischen Romanen, Erinnerungen, autobiografischen Romanen, Bewusstseinsprotokollen und Tagebüchern (Schwab, Silvia: Autobiographik und Lebenserfahrung. Würzburg 1981 (Epistemata 4)). Einen sprechakttheoretischer Versuch einer Typologisierung von Autobiografie hat Lehmann vorgelegt. Er unterscheidet die Bekenkende, die Erzählende und die Berichtende Autobiografie. Vgl. dazu Lehmann, Jürgen (1988). Ein kurzer Überblick über typologische Ansätze der Autobiografieforschung findet sich bei Holdenried (Holdenried, Michaela (2000), S. 33-36). Einen eigenen, mehrschichtigen Versuch der Typologisierung legt sie ebenfalls vor. Vgl. dazu Holdenried, Michaela: Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman. Heidelberg 1991 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3, 114), S. 111f.

⁹¹⁵ So z.B. bei Walter-Jochum, Robert (2016), S. 28.

Während die frühe Autobiografietheorie vom historischen Wahrheitsgehalt aus argumentierte und der Autobiographie im Hinblick auf diesen Wahrheitsgehalt Nichterfüllung attestierte, veränderte sich die Einschätzung im Laufe der Zeit dahingehend, dass gerade im Zurückbleiben der Autobiographie hinter der historischen Zuverlässigkeit ihr konstitutives Moment gesehen wird. In der Einschätzung der Interpret/innen wandelte sich die Autobiographie vom historischen Dokument zum literarischen Kunstwerk.⁹¹⁶

Wie Martina Wagner-Egelhaaf pointiert zusammenfasst, wurde Autobiografie zunehmend weniger als Lebenszeugnis und stattdessen stärker als Produkt von Erzählstrategien begriffen.⁹¹⁷ Tatsächlich lässt sich, wie Smith und Watson zusammenfassen, verglichen mit anderen faktualen Texten in Autobiografien ein „greater use of fictional strategies such as dialogue, interior monologue, autodiegetic narration, and [...] address to the reader“⁹¹⁸ beobachten.

Wagner-Egelhaaf beobachtet zunächst eine relative Verschiebung der Lesererwartungen von Faktualitäts- hin zu einer Fiktionalitätserwartung. Andererseits äußert sie in obigem Zitat das viel absoluter formuliertem Diktum, dass Autobiografien nunmehr als „literarische Kunstwerke“ gelten. Dies würde nahelegen, dass Fragen der Referenzialität für die Lektüre autobiografischer Texte keine Rolle spielen und somit auch bei der literaturwissenschaftlichen Analyse dieser literarischen Kunstwerke keinen Platz haben.

Dennoch ist zunächst auf Seiten der Rezipienten zu beobachten, dass „die Debatte um den Tod des Autors, den die kleinen Beiträge von Roland Barthes und Michel Foucault losgetreten haben, der Biographiesucht des Publikums nie ernsthaft etwas anhaben“⁹¹⁹ konnten. Auch die neuere Forschung besteht neben anderen Stimmen durchaus darauf, dass die Faktualität autobiografischen Schreibens Auswirkungen auf die Texte hat: „We suggested that narrative theorists who engage autobiographical texts may encounter different reading practices, expectations, and effects than in first-person fiction. At the least, they will want to pose additional questions.“⁹²⁰

⁹¹⁶ Wagner-Egelhaaf, Martina (2000), S. 39f.

⁹¹⁷ Wie Walter-Jochums historische Analyse zeigt, sind jedoch auch bei frühen Vertretern der Autobiografieforschung wie z.B. bei Dilthey Vorstufen davon erkennbar, „Authentizität als eine[] Form der Darstellung“ zu begreifen. Vgl. dazu Walter-Jochum, Robert (2016), S. 32.

⁹¹⁸ Smith, Sidonie/Watson, Julia: The Trouble with Autobiography. Cautionary Notes for Narrative Theorists. In: James Phelan/Peter Rabinowitz (Hgg.), A Companion to Narrative Theory. Oxford, UK 2005, S. 356–371, S. 356.

⁹¹⁹ Hanuschek, Sven: Literaturwissenschaften. In: Christian Klein (Hg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart 2009, S. 339–348, S. 374. Als weiteres Beispiel für das defensive Beharren der Autobiografietheorie sei hier die Position von Schmidt zitiert: „Die Angriffe des Poststrukturalismus, des Konstruktivismus und anderer Theorien haben dem Authentizitätskonzept bislang kaum etwas anhaben können.“ Schmidt, Nadine Jessica: Konstruktionen literarischer Authentizität in autobiographischen Erzähltexten. Exemplarische Studien zu Christa Wolf, Ruth Klüger, Benjamin Wilkomirski und Günter Grass. Göttingen 2014 (Literatur- und Mediengeschichte der Moderne Band 3), S. 73.

⁹²⁰ Smith, Sidonie/Watson, Julia (2005), S. 368.

Während also die Kernannahme, autobiografische Texte seien Texte, in denen eine Erzählinstanz über ihr eigenes Leben schreibt, kaum in Frage gestellt wird, treten je nach theoretischer Richtung der Autobiografieforschung Zusatzannahmen hinzu:

Einerseits wird Referentialität, d.h. die authentische Wiedergabe von tatsächlich Erlebtem als Zusatzbedingung postuliert. Das ist allerdings insofern problematisch, als dass der Grad der Referentialität eines Texts sich im Rahmen einer literaturwissenschaftlichen Textanalyse schwerlich ermitteln lässt. Andererseits wird Autobiografik weniger als Texteigenschaft denn als Rezeptionsphänomen gesehen. Auch dies würde dazu führen, dass autobiografische Texte im Rahmen einer nicht-empirisch ausgerichteten Literaturwissenschaft schwer analytisch zu beschreiben sind.

Beide Zusatzannahmen verweisen also über den eigentlichen Text hinaus und überschreiten damit den mit einer Textanalyse zugänglichen Gegenstandsbereich. Im Folgenden sollen daher Vertreter der modernen Autobiografieforschung daraufhin befragt werden, ob aus ihrer Sicht die Eigenschaft, ein autobiografischer Text zu sein, überhaupt am Text selbst beobachtbar ist. Relevanztheoretisch gesprochen wäre das die Frage, ob autobiografische Lesarten durch Trigger im Text hervorgerufen werden, die dort analytisch beobachtbar sind, oder ob sie durch den extratextuellen Kontext entstehen.

Autobiografischer Pakt

Eines der einflussreichsten Konzepte der modernen Autobiografieforschung ist der von Philip Lejeune 1975 beschriebene autobiografische Pakt.⁹²¹ Er steht im Zusammenhang mit der zeitgleich entstehenden Strömung der Rezeptionsästhetik, welche die Funktionsmechanismen der Texte anhand ihrer Rezeption beobachten will:

Textuell gesehen, gehe ich von der Position des Lesers aus: [...] Indem ich von der Lesersituation ausgehe (von meiner, der einzigen, die ich gut kenne), eröffnet sich mir die Aussicht, die Funktionsweise der Texte (ihr unterschiedliches Funktionieren) klarer zu erkennen, da sie doch für uns Leser geschrieben wurden und wir sie lesend zum Funktionieren bringen.⁹²²

Autobiografie nach Lejeune ist eine „rückblickende Prosaerzählung einer tatsächlichen Person über ihre eigene Existenz, wenn sie den Nachdruck auf ihr persönliches Leben und insbesondere auf die Geschichte ihrer Persönlichkeit legt.“⁹²³ Zentrales Kriterium für die Gattungsbestimmung ist demnach die Identität zwischen den Erzählern (der Prosaerzählung), den Autorinnen (tatsächliche Person) und Protagonisten (Nachdruck auf der Geschichte ihrer Persönlichkeit) der Texte.

⁹²¹ Lejeune, Philippe: *Le pacte autobiographique*. Paris 1996 (Points Essais 326).

⁹²² Lejeune, Philippe: *Der autobiografische Pakt*. Frankfurt am Main 1994 (Edition Suhrkamp Aesthetica), S. 14.

⁹²³ Ebd.

Sicherlich ist es möglich, zu argumentieren, dass es sich bei der Identität zwischen Erzähler und Protagonist um Texteigenschaften handelt, die, wie Walter-Jochum kritisiert, „vom zuvor beschworenen Leser völlig unabhängig“⁹²⁴ ist. Dies würde jedoch die Tatsache verdecken, dass diese Identität im Text zwar angelegt sein kann, von den Leserinnen jedoch wahrgenommen werden muss. Die Entscheidung, ob Erzähler und Protagonisten identisch sind, d.h. ob eine oder zwei Perspektiven angelegt werden, liegt im Endeffekt bei den Rezipientinnen.

Die Rolle der Leser besteht nach Lejeune weiterhin darin, Teil einer stillen Übereinkunft zwischen den Urhebern und den Lesern eines Texts zu sein: „Diese Namensidentität [zwischen Erzählern, Autoren und Protagonisten] gründet auf dem vielzitierten autobiographischen Pakt, einem Vertrag mit dem Leser, dessen Erwartungen davon ausgehen, dass das Pronomen (,Ich‘) im Text auf den Namen des Autors, der auf dem Buchdeckel angegeben ist, zu beziehen ist.“⁹²⁵

Diese Idee des Pakts wurde in der Folge vielfach kritisiert. Ein erster Kritikpunkt bezieht sich auf die „oft gescholtenen Normativität“⁹²⁶ von Lejeunes Gattungsdefinition, die Achermann wie folgt verdeutlicht: „Umgekehrt verpflichtet das Fehlen einer solchen Namensgleichheit [von Autor und Protagonist], Lebensdarstellungen (vorzugsweise in ,ich‘-Form) als fiktional zu lesen, da durch die Dissoziation von Autor, Erzähler und Figur ein fiktionaler Pakt geschlossen werde.“⁹²⁷

Daneben steht die Idee des Paktes an sich ebenfalls in der Kritik, da er eine Gegenseitigkeit von Sender und Empfänger der textuellen Kommunikation impliziert, die realiter nicht gegeben ist: „Die Geschichte der Literatur, Auseinandersetzungen in Feuilletons, literarische Dispute und zahlreiche Gerichtsprozesse belegen, dass solche Pakte offensichtlich ohne Einwilligung und Wissen zahlreicher Leser und Leserinnen sowie zahlreicher Autoren und Autorinnen geschlossen worden sind, das heißt offensichtlich keine Pakte sind.“⁹²⁸ Aus Sicht postmoderner Theorieentwicklung ist außerdem fragwürdig, inwiefern es überhaupt „ein Subjekt außerhalb des Textes [gibt], das diesen in der ‚realen Welt‘ hervorbringt“⁹²⁹, ohne von prä-existierten Diskursen beeinflusst zu sein.

Bei Lejeune dagegen wird „über die Identität dieses Autors mit seinen Agenten innerhalb der Textwelt, dem Erzähler und dem Protagonisten, [...] die Autobiografie direkt an die äußere Welt gebunden: Sie ist keine fiktionale Gattung im engen Sinn des

⁹²⁴ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 42.

⁹²⁵ Gasser, Peter: Autobiographie und Autofiktion. Einige begriffskritische Bemerkungen. In: Elio Pellin/Ulrich Weber (Hgg.), „... all diese fingierten, notierten, in meinem Kopf ungefähr wieder zusammengesetzten Ichs“. Autobiographie und Autofiktion. Göttingen 2012, S. 13–27, S. 17.

⁹²⁶ Ebd., S. 17.

⁹²⁷ Achermann, Eric: Von Fakten und Pakten. Referieren in fiktionalen und autobiographischen Texten. In: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion. Bielefeld 2013, S. 49–53, S. 52.

⁹²⁸ Ebd., S. 52.

⁹²⁹ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 45. Vgl. dazu ebenfalls Holdenried, Michaela (2000), S. 108.

Wortes, sondern sie verweist referenziell auf die Außenwelt.“⁹³⁰ Ob diese mit Lejeunes Pakt verbundene Vorstellung von Referenzialität tatsächlich für die Karriere des Begriffs in theoriemüden Kreisen der Literaturwissenschaft⁹³¹ verantwortlich ist, wie Walter-Jochum impliziert,⁹³² sei dahingestellt.

Richtig bleibt jedoch die Beobachtung, dass Lejeunes Gattungsdefinition in erster Linie einer Vorstellung von Referentialität verbunden bleibt, die außer den Texten ihre realen Urheber in den Analyseprozess mit einbezieht und erst in zweiter Linie die Erwartungen der Leserinnen berücksichtigt. Die tatsächliche Textoberfläche spielt für den Pakt nur insofern eine Rolle, als dass sie die Namensgleichheit zwischen Protagonist und Autor als Trigger bereitstellt.

Autofiktion

Zweiter, viel diskutierter Begriff der neueren Autobiografieforschung ist die auf Serge Doubrovski zurückgehende „Autofiktion“, die ihm zufolge Texte bezeichnet, die „gleichzeitig und somit widersprüchlich den autobiographischen und den romanesken Pakt geschlossen haben.“⁹³³ Doubrovskis Begriff ist Ausgangspunkt für weitere Unterklassifikationen⁹³⁴ der Autofiktion sowie theoretische Erweiterungen des Konzepts,⁹³⁵ wobei Doubrovskis Nachfolger „ganz unterschiedliche

⁹³⁰ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 45. Dieser Fokus auf die historisch überprüfbaren Fakten hat sich in der Folge von Lejeunes Theorie in Teilen der Autobiografieforschung noch verschärft, so dass Walter-Jochum sogar von „Biografismus“ spricht. Für Beispiele dieser Entwicklung vgl. ebd., S. 46.

⁹³¹ Ebd.

⁹³² „Sie erlaubte es gewissermaßen, in einem Umfeld, das sich mit Referenz-, Fiktionalitäts- und Subjektivitätsproblemen (nicht nur im Zusammenhang mit dem Thema der Autorschaft) befasste, noch einmal in einen prä-strukturalistischen Raum zurückzugehen und ganz ohne methodische Einschränkungen auf Fragen einzugehen, die letztlich den Abgleich von Textinhalten mit den ihnen vorgängigen Geschehnissen im Leben des Autors zum Ziel hatten.“ Ebd., S. 45. Diese Beobachtung aus der Literaturwissenschaft deckt sich mit parallelen Beobachtungen, die für die Geschichtswissenschaft gemacht werden: „Die Biographie fügt sich bestens in eine innerhalb der Geschichtswissenschaft dominierende hermeneutische Grundauffassung ein; eine gewisse Theorieferne schlägt ihr forschungspragmatisch zum Vorteil aus.“ Pyta, Wolfram: Biographisches Arbeiten als Methode. In: Christian Klein (Hg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart 2009, S. 331–338, S. 331.

⁹³³ Doubrovsky, Serge: Nah am Text. In: Claudia Gronemann (Hg.), Autofiktion. Hamburg 2008 (Kultur & Gespenster 7.2008), S. 125–137, S. 126. Die Autofiktion wird von ihm auch als eine „Fiktion strikt realer Ereignisse und Fakten“ bezeichnet. Ebd., S. 123.

⁹³⁴ Colonna unterscheidet vier Typen der Autofiktion: *l'autofiction phantastique*, *l'autofiction biographique*, *l'autofiction spéculaire* und *l'autofiction intrusive*. Colonna, Vincent: Autofiction & autres mythomanies littéraires. Paris 2004 Vgl. dazu auch Gasser, Peter (2012), S. 24. Eine Unterteilung in drei Kategorien nimmt Zipfel vor. Zipfel, Frank: Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität? In: Simone Winko/Fotis Jannidis/Gerhard Lauer (Hgg.), Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin 2009 (Revisionen 2), S. 287–314.

⁹³⁵ Vgl. dazu Nünning, Ansgar: Metaautobiographien. Gattungsgedächtnis, Gattungskritik und Funktionen selbstreflexiver fiktionaler Autofiktionen. In: Christoph Parry/Edgar Platen (Hgg.),

„Mischungszustände‘ zwischen ‚Fiktion‘ und ‚Autobiographie‘⁹³⁶ mit dem Begriff bezeichnen.

Gemeinsam ist ihnen jedoch, dass sie davon ausgehen, dass eine „grundsätzliche Divergenz zwischen der vom Autor paratextuell vorgenommenen Klassifizierung als Roman und der auf der Textebene formulierten Intention, Biographisches mitzuteilen“⁹³⁷, besteht und somit letztlich trotz anderer Bemühungen „intentionalistisch“⁹³⁸ argumentiert wird. Das bedeutet, dass einerseits ein Trigger, d.h. ein Textmerkmal zu beobachten ist: die paratextuelle Gattungsmarkierung. Gleichzeitig kommt jedoch den (für Literaturwissenschaftler allerdings sehr schwer zugänglichen) Intentionen der Schreibenden, sowohl autobiografisch als auch romanesk zu schreiben, eine bestimmende Rolle für die Rezeption ihrer Texte zu.

Inszenierungsmodell

Wiewohl der Umgang mit dem Autorbegriff sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts grundlegend gewandelt hat, so ist auch der „wiederauferstandene“⁹³⁹ Autorbegriff noch sehr stark präsent. Wagner-Egelhaaf beispielsweise sieht den empirischen Autor „im performativen Sinn als jene Instanz, [...] die im selben Moment den Text hervorbringt wie dieser [...] dem Autor auf seiner Bühne den auktorialen Auftritt allererst ermöglicht.“⁹⁴⁰

Dieser von von Walter-Jochum als Inszenierungsmodell⁹⁴¹ bezeichnete Verweis auf die Performativität von Autorschaft stellt ein Paradigma der neueren

Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung. München 2007 (Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur 2), S. 269–292.

⁹³⁶ Wagner-Egelhaaf, Martina: Einleitung. Was ist Auto(r)fiktion? In: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion. Bielefeld 2013, S. 7–21, S. 9.

⁹³⁷ Gronemann, Claudia: Postmoderne, postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur. Autofiction - Nouvelle Autobiographie - Double Autobiographie - Aventure du texte. Hildesheim 2002, S. 49.

⁹³⁸ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 57. Zum aktuellen Stand der Intentionalismus-Debatte vgl. auch Spoerhase, Carlos (2007).

⁹³⁹ Wagner Egelhaaf fasst die Wandlung des Autorbegriffs in der Diskussion von autobiographischem Schreiben pointiert zusammen: „Nachdem in den 1960er-Jahren verkündeten ‚Tod des Autors‘ und seiner ‚Wiederkehr‘ in den 1990er-Jahren ist klar geworden, dass der Autor, der wiedergekehrt ist, nicht derselbe Autor sein kann, der von Roland Barthes und Michel Foucault für ‚tot‘ erklärt wurde. Dem wiederauferstandenen Autor sind die Gründe und Umstände seines erklärten Todes selbstredend eingeschrieben, will sagen: der Autor ist mit Barthes als Text, mit Foucault als Funktion, mit de Man als Lese- und Verstehensfigur wiedergekehrt.“ Wagner-Egelhaaf, Martina (2013), S. 13.

⁹⁴⁰ Ebd., S. 14. Zur Kritik an Konzepten der Inszenierung von Autobiografie vgl. Walter-Jochum, Robert (2016), S. 55. Zu Inszenierung in literarischen Texten vgl. Matala de Mazza, Ethel/Pornschlegel, Clemens: Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte. Freiburg im Breisgau 2003 (Rombach-Wissenschaften Reihe Litterae 106).

⁹⁴¹ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 50. Zu Beispielen aus Theorie und Anwendung siehe dort besonders Anm. 100 und 101.

Autobiografieforschung dar. Vertreter dieser Richtung wie beispielsweise Michaela Holdenried gehen davon aus, dass „nicht mehr nur Gegenstandsobjektivierung [...] sondern zunehmend Gegenstandskonstitution – in einem nicht mehr rein literarisch zu begreifenden Sinne – [...] als die Hauptaufgabe des autobiographischen Romans gesehen werden“⁹⁴² muss.

Holdenried beobachtet für den autobiographischen Roman, dass auf Ebene der Rezipienten „das empathische [...] von einem ästhetisch-reflexiven Rezeptionsmodell abgelöst“⁹⁴³ wird, d.h., dass diese einen Text primär über seine ästhetischen Texteigenschaften rezipieren. Dies führt zur Konstruktion von authentischer Erinnerung mit ästhetischen Mitteln: Es „zeichnen sich im Erinnerungsmaterial Elemente einer phylogenetisch verallgemeinerbaren Lebensgeschichte, eine Art ‚kollektiven Gedächtnisses‘ ab: die überindividuelle Bedeutsamkeit bestimmter wiederkehrender Erinnerungsmomente“.⁹⁴⁴ Die ästhetische Konstruktion produziert also – das zeigt die Verwendung natur- sowie sozialwissenschaftlichen Vokabulars (Phylogenese, kollektives Gedächtnis) deutlich – in ihrem Kern authentische Erinnerungen.

Eine basale Grundannahme dieses Inszenierungsmodells bleibt also, dass etwas vor der Inszenierung existiert, das durch die Inszenierung sichtbar gemacht wird.⁹⁴⁵ Die Autobiografie liegt nicht im Auge, also der Lektürehaltung des Betrachters begründet, sondern im Material – der Subjektivität des Autors, die sich in den ästhetischen Strukturen des Textes ausdrückt:

Die erkenntniskritische Intention des autobiographischen Romans zielt auf einen umfassenderen Begriff subjektiver Wahrheit, wie er aus der ästhetischen Erfahrung abzuleiten ist. Subjektive Erfahrungs- und Wahrnehmungsweisen werden in den ästhetischen Strukturen der Erinnerung freigelegt.⁹⁴⁶

Wenngleich autobiografischen Texten nicht unterstellt wird, die Realität mimetisch abzubilden, so wird ihnen, wie schon bei Lejeunes Pakt, die Fähigkeit zugeschrieben, auf eine vorgängige Realität, nämlich die gestalterischen Intentionen der Autoren zu verweisen. Die Annahme, dass mit Hilfe von Texten die tatsächlichen Intentionen von Autoren erkennbar gemacht werden können, ist höchst fragwürdig. Analytisch jedoch verweist Holdenrieds Modell auf die literaturwissenschaftlich sehr viel besser

⁹⁴² Holdenried, Michaela (1991), S. 206.

⁹⁴³ Ebd.

⁹⁴⁴ Ebd., S. 213.

⁹⁴⁵ Dass autobiografische Modelle, die mit Konzepten wie Inszenierung bzw. Performativität arbeiten auch anders argumentieren können, beweist Anna Babka. Sie demonstriert anhand einer genderwissenschaftlichen Untersuchung der Autobiografie, dass „der Referent ‚Frau‘, als Objekt wie Subjekt feministischer Rede traditionell vorausgesetzt, nur *gelesen* werden kann – *in* der Rede *als* Figur“ ohne dass damit eine Referenz auf Realweltliches oder die Konstruktion einer subjektiven Identität verbunden wäre. Babka, Anna: Unterbrochen. Gender und die Tropen der Autobiographie. Wien 2002 (Passagen Literaturtheorie), S. 30.

⁹⁴⁶ Holdenried, Michaela (1991), S. 139.

beobachtbaren ästhetischen Texteigenschaften, die im Inszenierungsmodell als Trigger, d.h. als Auslöser für eine autobiografische Lesart dienen.

Metaautobiografie

Ein mit dem Inszenierungsmodell verwandtes Paradigma aktueller Autobiografieforschung stellt die Auseinandersetzung mit literarischen Meta-Texten⁹⁴⁷ dar, die auch unter dem Begriff Metaautobiografie⁹⁴⁸ verhandelt wird. Der von Ansgar Nünning entwickelte Begriff der Metaautobiografie bezeichnet „selbstreflexive[] fiktionale Autofiktionen“.⁹⁴⁹ Es nimmt auf den von Linda Hutcheon geprägten Begriff der historiographischen Metafiktion Bezug,⁹⁵⁰ zeigt in diesem Zusammenhang deutliche Ähnlichkeiten mit dem Inszenierungsmodell, geht aber darüber hinaus.

Die Metaautobiografie zeichnet sich dadurch aus, dass sie primär „autoreferentiell“⁹⁵¹ erzählt, d.h. den Fokus „von der Darstellung der Lebensgeschichte des Autobiographen auf die [...] rekonstruierende Tätigkeit des Autobiographen als forschende[s] und schreibende[s] Subjekt“⁹⁵² verlagert.

Dieser Gegenstand ist der Autobiografie nicht vorgängig, sondern wird, ähnlich wie Holdenried das beschreibt, performativ erzeugt. Endpunkt dieser Konstruktion ist Ansgar Nünning zufolge ein identifizierbares Subjekt: „Es ist kennzeichnend für die Performativität der Gattung, dass Autobiographien das Leben sowie die Identität und Subjektivität des autobiografischen Referenzsubjekts keineswegs bloß mimetisch abbilden, sondern mit narrativen Mitteln überhaupt erst performativ erzeugen.“⁹⁵³

Es ist allerdings nicht das Subjekt, das im Mittelpunkt der Metaautobiographie steht, sondern es sind die narrativen Mittel, die zu seiner Erzeugung führen. Fiktionale Metaautobiographien nutzen „ein breites Spektrum von innovativen literarischen

⁹⁴⁷ Vgl. dazu beispielsweise Wagner-Egelhaaf, Martina (2013), die das „reflexive Potenzial“ der Autofiktion beschreibt. Ebd., S. 12. Auch Vincent Colonnas „autofiction spéculaire“ verweist auf die Reflexion des Schreibens oder des Texts im Text. Colonna, Vincent (2004).

⁹⁴⁸ Nünning, Ansgar (2007). Trotz des „teutonische[n] Bemühen[s] um begriffliche Differenzierung, gattungstypologische Systematik und erste Funktionshypothesen“ (ebd., S. 289.) hat sich der Begriff „bis heute nicht durchgesetzt [...], es fehlt an einschlägigen Publikationen, die dem Erkenntniswert dieses terminologischen Unterfangens ausführlicher nachgehen.“ Schmidt, Nadine Jessica (2014), S. 52.

⁹⁴⁹ Nünning, Ansgar (2007).

⁹⁵⁰ Ebd., S. 273. Zum Begriff der historiographischen Metafiktion vgl. Hutcheon, Linda: A Poetics of Postmodernism. History, Theory, Fiction. New York 2000 .

⁹⁵¹ Nünning, Ansgar (2007), S. 278.

⁹⁵² Ebd., S. 278f.

⁹⁵³ Nünning, Ansgar: Meta-Autobiographien. Gattungstypologische, narratologische und funktionsgeschichtliche Überlegungen zur Poetik und zum Wissen innovativer Autobiographien. In: Uwe Baumann/Karl August Neuhausen (Hgg.), Autobiographie. Eine interdisziplinäre Gattung zwischen klassischer Tradition und (post-)moderner Variation. Göttingen 2013 (Super alta perennis 14), S. 27–82, S. 71.

Darstellungstechniken, um die Unüberbrückbarkeit der Kluft zwischen der geschichtlichen Wirklichkeit und den traditionellen Gattungs- und Erzählmodellen der Biographie und Autobiographie offenzulegen.⁹⁵⁴ Sie können durch ihr „hochgradig selbstreflexives Potential als Gattungsgedächtnis und Gattungskritik bezeichnet werden, da diese nicht nur die Produktions- sondern auch Rezeptionserfahrungen der Autobiographie ins Bewusstsein führen.“⁹⁵⁵

Der deutliche Schwerpunkt dieses Konzepts liegt also nicht auf der Entschlüsselung von Referentialität bzw. Autorintention oder auf den Erwartungen der Leser, sondern auf Texteigenschaften. Der Text steht im Mittelpunkt, er „erinnert Leser auch immer wieder daran, dass es sich beim autobiographischen Schreiben stets um eine Rekonstruktion und nicht um eine bloße Repräsentation von individueller Lebensgeschichte handelt.“⁹⁵⁶ Es müssen also Texteigenschaften vorliegen, die nicht nur autobiografische Schemata sondern auch fiktionale Lesarten triggern.

Postklassische Autobiografieforschung

Als weiterer Ansatz moderner Autobiografieforschung soll die kognitiv inspirierte postklassisch-literaturwissenschaftliche Autobiografieforschung Martin Löschniggs⁹⁵⁷ betrachtet werden. Löschnigg argumentiert aus Sicht der kognitiven Narratologie (ähnlich wie schon die autobiografische Gedächtnisforschung vor ihm⁹⁵⁸) dass das Schreiben einer Autobiografie nicht als „retrospective rendering of an already formed self“⁹⁵⁹, sondern als Neukonstruktion⁹⁶⁰ einer Selbsterfahrung auf Basis von dem Text vorgängigen Narrativen⁹⁶¹ zu begreifen ist.

Konkret bedeutet dies, dass das autobiografische Subjekt auf Basis von lebensweltlichen Scripts und Schemata konstruiert wird.⁹⁶² Diese führen durch ihre

⁹⁵⁴ Nünning, Ansgar (2007), S. 283.

⁹⁵⁵ Ebd., S. 277.

⁹⁵⁶ Ebd., S. 282.

⁹⁵⁷ Löschnigg, Martin: Postclassical Narratology and the Theory of Autobiography. In: Monika Fludernik (Hg.), Postclassical Narratology. Approaches and Analyses. Columbus 2010 (Theory and Interpretation of Narrative), S. 255–274. „Cognitive narratology can be characterized as a subdomain within ‘postclassical’ narratology.“ Herman, David (2017).

⁹⁵⁸ Wagner-Egelhaaf, Martina (2000), S. 87.

⁹⁵⁹ Löschnigg, Martin (2010), S. 259.

⁹⁶⁰ Wiewohl Löschnigg von einer Dopplung spricht (Er sieht „the writing of one's life as the re-enactment of a process of creating, rather than finding, a sense of identity.“ Ebd., S. 262.) ist damit dennoch nicht gemeint, dass ein autobiografischer Text referentiell auf eine vorgängig etablierte Identität referiert, denn „the narrative construction of self [...] is a continuous process which is pragmatic in the sense that it meets the needs of the situation encountered.“ Ebd. Jede narrative Auseinandersetzung mit der eigenen Identität ist demnach eng von der jeweiligen Situation beeinflusst; das Schreiben eines autobiografischen Textes ist damit keine bloße Verschriftlichung einer Identität sondern konstruiert diese neu. Ebd.

⁹⁶¹ Ebd., S. 269.

⁹⁶² Ebd., S. 263ff.

vorgegebene Form dazu, dass Informationen segmentiert werden und dass Kohärenz (z.B. durch die Implikation von Kausalität⁹⁶³) hergestellt wird.⁹⁶⁴

Sein Konzept von Autobiografie beruht, in Anlehnung an Fludernik, primär auf dem Konzept der „experientiality“, also dem „rendering of experience as reflected in human consciousness“. ⁹⁶⁵ Stehen in einem Text lebensweltliche *frames* der Erlebnishaftigkeit (sowie des *telling* und des *reflecting*) im Vordergrund, so handelt es sich um einen Text mit autobiografischem Profil.⁹⁶⁶

Löschnigg ist der Meinung, dass besonders lebensweltliche Schemata eine Rolle spielen und beschreibt dies wie folgt: Es besteht „the tendency towards ‚naturalization‘ on the part of readers, i.e. their integration of texts into real-life frames or familiar generic frames.“⁹⁶⁷ Eine Folge davon ist, dass die Frage nach Fiktionalität oder Faktualität der in einem Text enthaltenen Informationen nicht mehr zu beantworten ist: „If the narrativizing of experience in autobiography is thus enmeshed in other narratives, the fictional and the referential in autobiography no longer appear to be mutually exclusive.“⁹⁶⁸ Statt der Referentialität eines Texts sollte daher seine narrative Konstruktion untersucht werden.⁹⁶⁹

Als methodische Konsequenz schlägt Löschnigg in diesem Zusammenhang „a new frame-oriented model of narrative“⁹⁷⁰, d.h. eine Untersuchungsmethodik vor, die speziell Schemata in den Blick nimmt. Autobiografische Texte wären demnach nicht auf ihre Faktizität oder Individualität⁹⁷¹ hin zu lesen, sondern als Schnittmenge prä-existenter kultureller wie literarischer Muster, d.h. Kontexte zu begreifen, die Bedeutung produzieren. Der analytische Blick richtet sich hier also weniger auf die Trigger als vielmehr auf die Rolle der Kontexte.

Postmoderne Autobiografietheorie

Die Vorstellung der Konstruktion von Autobiografie aus dem Text vorgängigen Mustern wird auch in der postmodernen literaturwissenschaftlichen Autobiografietheorie vertreten. Sie entspricht der etwa von Foucault, Kristeva oder

⁹⁶³ Ebd., S. 265.

⁹⁶⁴ Ebd., S. 271.

⁹⁶⁵ Ebd., S. 259.

⁹⁶⁶ Ebd., S. 260.

⁹⁶⁷ Ebd., S. 268.

⁹⁶⁸ Ebd., S. 269.

⁹⁶⁹ Ebd., S. 269.

⁹⁷⁰ Ebd., S. 271.

⁹⁷¹ Walter-Jochum begründet dies wie folgt: „Der von vielen Texten der Gattung ausgestellte Anspruch, das autobiografische Ich und seine Lebensgeschichte in ihrer Einmaligkeit und ihrem nicht hintergehbaren individuellen Verlauf zu präsentieren, stößt demnach schon allein deshalb an eine Grenze, weil er schlicht als solcher für einen Rezipienten nicht verständlich sein kann. Verstehen erfolgt in dieser Perspektive ja gerade dadurch, dass Bezüge zu bekannten Mustern hergestellt werden.“ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 71f.

Barthes vertretenen postmodernen Vorstellung der Abhängigkeit der Menschen von Netzwerken diskursiver Praxis. Diese wird von Robert Walter-Jochum auf die Autobiografietheorie übertragen.

Gegenstand der Autobiographie ist und bleibt⁹⁷² bei Walter-Jochum die Konstruktion einer über sich selbst schreibenden Person. Das autobiografische Subjekt kann als „analysierbare[r] Ausdruck des Texts“⁹⁷³ begriffen werden, welcher der Literaturwissenschaft mit ihren Methoden (anders als ein empirischer Autor) zugänglich ist.

Aufgabe der Literaturwissenschaft ist es demnach, „spezifische Erzählweisen, Bezugnahmen auf Intertexte und Verortungen des Einzelnen in übergreifenden Diskursen“⁹⁷⁴ zu beobachten. Diese zur etablierten Methodik der Literaturwissenschaft gehörende Praxis möchte Walter-Jochum auch auf die literaturwissenschaftliche Autobiografieforschung übertragen wissen.⁹⁷⁵

Statt einer an Authentizität und Subjektivität orientierten normativen Gattungsdefinition bietet sich aus Walter-Jochums postmoderner Sichtweise eine architextuelle, d.h. kontextsensible Herangehensweise an die Texte an. Er legt weiterhin nahe, „Charakterisierungsstrategien der schönen Literatur auf den Bereich der Autobiografie zu übertragen“⁹⁷⁶, da der referentielle Gehalt der in den Texten enthaltenen persönlichen Details „vonseiten des Textes und der Rezeption nicht feststellbar (und daher irrelevant) ist.“⁹⁷⁷

Zusammenfassung

Wie der kurze Blick auf Schlaglichter der aktuellen Autobiografieforschung gezeigt hat, wird Autobiografie einerseits übereinstimmend definiert, andererseits aber ganz verschieden verortet. Nicht in Frage steht die gattungsschematische Grundannahme,

⁹⁷² Dass auch ältere Texte durchaus (post-)moderne Züge tragen, indem ihr „potenzieller referenzieller Gehalt gegenüber [der] Positionierung im literarischen Feld und in Bezug auf verschiedene intertextuelle Vorläufer zu vernachlässigen ist“ zeigt Walter-Jochum eindrucksvoll am Beispiel von Goethes „Dichtung und Wahrheit“. Ebd., S. 323; Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit. Frankfurt am Main 2010 .

⁹⁷³ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 78.

⁹⁷⁴ Ebd., S. 326.

⁹⁷⁵ Ebd., S. 81f. Eine Darstellung des diskursanalytisch-literaturwissenschaftlichen Umgangs mit Einzeltexten findet sich bei: Köppe, Tilman/Winko, Simone (2007), S. 351f.

⁹⁷⁶ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 110. Konkret vergleicht er die Rezeption von biographischen Details (Biographemen) mit der von Romaninformationen: „Tatsächlich spielt sich dabei auf der Textebene nichts anderes ab als bei Formen der indirekten Charakterisierung von Romanfiguren, die über ihre Präferenzen, Ticks, spezielle Idiosynkrasien oder symbolträchtige Handlungsmomente für den Leser fassbar werden.“ Ebd., S. 110.

⁹⁷⁷ Ebd.

dass ein autobiografischer Text die Erzählung eines Selbst über dessen eigenes Leben darstellt. Unterschiede finden sich allerdings in den Zusatzannahmen:

Nach wie vor spielt Referentialität, d.h. der Abgleich der in Texten enthaltenen Informationen mit tatsächlichen Ereignissen, Gedanken und Intentionen der realen Autoren oder die Rezeptionshaltung der Leserinnen eine Rolle; gleichzeitig existieren aber auch Ansätze, die Triggern auf der Textoberfläche oder kulturellen bzw. literarischen Kontexten eine größere Rolle zuweisen.

Aus diesem heterogenen Bild lassen sich schwerlich klare Empfehlungen für die analytische Praxis ableiten. Dennoch soll in dieser Arbeit der Versuch unternommen werden, autobiografische Lesemuster, sofern sie die Rezeption textueller Informationen betreffen, punktuell mitzuberücksichtigen. Sinn und Zweck dieser Herangehensweise ist es nicht, hinter den aktuellen Stand der Theorie zurückzufallen oder sich gar für eine Richtung zu entscheiden, sondern an einigen Beispielen zu beobachten, welche Unterschiede durch unterschiedliche Herangehensweisen überhaupt entstehen.

Der autobiografische Anteil der in dieser Arbeit im Mittelpunkt stehenden Texte soll wie folgt berücksichtigt werden: Einerseits soll beobachtet werden, welche Textmerkmale eine stärker autobiografische bzw. stärker fiktionale Lesart triggern. Andererseits soll betrachtet werden, welche Auswirkungen ein spezieller auffälliger Kontext, d.h. etwa eine stärker autobiografische bzw. literarische Lesehaltung auf die Interpretation hat.

4.2 Rabenliebe (2010)

4.2.1 Paratext. Multiperspektivität und Autobiografie

Schon vor Beginn der eigentlichen Narration, das soll in diesem Teilkapitel detailliert gezeigt werden, begegnet Peter Wawerzinek's „Rabenliebe“ seinen Leserinnen mit textuellen Signalen, die minimale Charakteristika von Perspektiven aufweisen. In den Paratexten wird eine multiperspektivische Erzählweise etabliert, die autobiografische Erzählmuster anspielt und auch im weiteren Verlauf des Romans tragend ist. Während die vor Narrationsbeginn etablierte minimale Multiperspektivität als paratextuelle⁹⁷⁸ Rahmung beschrieben werden kann, wird Multiperspektivität im Verlauf der Narration in Form von intertextuellen⁹⁷⁹ Verweisen fortgeführt.

Beide Arten von Multiperspektivität sollen in diesem Kapitel anhand des ersten Textabschnitts⁹⁸⁰ beleuchtet werden. Der Roman ist unterhalb der Ebene der Zwischenüberschriften in Textabschnitte gegliedert, die sich dadurch auszeichnen, dass sie mit Kapitälchen markiert sind. Eine exemplarische Betrachtung des ersten Abschnitts ist auch deshalb besonders aussagekräftig, weil es dieser Teil des für den Bachmann-Preis eingereichten Texts war, mit dem der Autor sowohl den Preis der Jury als auch den Publikumspreis gewann.⁹⁸¹

⁹⁷⁸ Mit Paratext bzw. eigentlich genauer Peritext „sind alle jene Begleittexte gemeint, die einem literarischen Werk auf seinem Weg durch die Öffentlichkeit zur Seite gehen: Titel und Zwischentitel, Vorworte und Nachworte, Widmungen und Motti und natürlich alle Arten von Anmerkungen.“ Weinrich, Harald: Vorwort. In: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt am Main 2014 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1510), S. 7–8, S. 7. Streng genommen stellen die in dieser Arbeit besprochenen Textkomponenten nach Genette Peritexte, dar, die sich „innerhalb ein und desselben Bandes, wie der Titel oder das Vorwort, mitunter in den Zwischenräumen des Textes, wie die Kapitelüberschriften oder manche Anmerkungen“ befinden, vgl. Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt am Main 2014 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1510), S. 12. Diese Eingrenzung des Begriffs hat sich allerdings in der Literaturwissenschaft nicht durchgesetzt: „Ist in der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen Forschung von *Paratexten* die Rede, so sind fast durchgängig Genettes *Peritexte* gemeint.“ Mauz, Andreas: Machtworte. Studien zur Poetik des „heiligen Textes“. Tübingen 2016, S. 76. Aus diesem Grund wird auch in dieser Arbeit der Begriff Paratext vorgezogen und in der von Mauz beschriebenen Bedeutung verwendet.

⁹⁷⁹ Zu den hier verwendeten Kategorien von Intertextualität vgl. Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe, hg. von Dieter Hornig. Frankfurt am Main 1993 (Edition Suhrkamp Aesthetica), S. 10.

⁹⁸⁰ Der erste Textabschnitt erstreckt sich von S. 9 bis S. 10 des Gesamttexts. Wawerzinek, Peter (2010), S. 9f.

⁹⁸¹ Vgl. Wawerzinek, Peter: Ich finde dich. Rabenliebe. Online unter: http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis.eu/presse/tddl2010/deutsch/Wawerzinek_d.pdf, zuletzt geprüft am 17.05.2018 bzw. Bachmannpreis: Peter Wawerzinek erhält Bachmannpreis. Online unter: <http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis.eu/de/information/2830/>, zuletzt geprüft am 17.05.2018.

Gerard Genette hat bereits darauf hingewiesen, „daß es keinen Text ohne Paratext gibt oder je gegeben hat“.⁹⁸² Peter Wawerzinek's Text beginnt in dieser Hinsicht durchaus konventionell: Zunächst erfolgt die Nennung des Autornamens, dann des Titels „Rabenliebe“ und eine Gattungseinordnung als „Roman“⁹⁸³. Diese wird für Literaturkenner durch den Verlagsnamen Galiani⁹⁸⁴ sowie der im Impressum genannten Förderung durch die Preußische Seehandlungsgesellschaft und das Berliner Literaturstipendium noch verstärkt.⁹⁸⁵ Die Stiftung Preußische Seehandlung vergibt unter anderem „Stipendien an Berliner Autoren zur Förderung ihrer literarischen Arbeit im Sinne der künstlerischen Aus- und Fortbildung“.⁹⁸⁶ Das Arbeitsstipendium Literatur des Berliner Senats fördert ebenfalls Literatur.⁹⁸⁷ Darüber hinaus finden sich eine Widmung „für Petra“⁹⁸⁸ sowie eine Zwischenüberschrift, „Teil Eins. Die Mutterfindung“⁹⁸⁹, die auf eine weitere Untergliederung des Texts verweist, und ein Epigraph bzw. Motto⁹⁹⁰.

Mit den Paratexten beginnt Genette zufolge die Steuerung der Textrezeption,⁹⁹¹ sie sind also als Bestandteil der Bedeutungsproduktion eines Werks anzusehen. Für all diese Textanteile liegt, in Genettes Worten ausgedrückt, die offizielle Verantwortung bei Wawerzinek selbst: „Offiziell ist jede paratextuelle Mitteilung, die vom Autor [...] offen einbekannt wird und für die er die Verantwortung nicht leugnen kann. Offiziell ist also alles, was aus auktorialer [...] Quelle im anthemen Peritext aufscheint, etwa der Titel.“⁹⁹²

⁹⁸² Genette, Gérard (2014), S. 11.

⁹⁸³ Wawerzinek, Peter (2010), S. 3. Genette hält diese Gattungsangabe zwar für weniger verpflichtend als die Ankündigung eines Texts als Autobiografie („Manche Gattungsangaben (Autobiographie, Geschichte, Memoiren) haben bekanntlich einen zwingenderen Vertragswert [...] als andere (Roman, Essay)“ Genette, Gérard (2014), S. 18.), dies ist aber aus postmoderner Sicht wenig überzeugend. Zur Kritik am autobiografischen Pakt vgl. S. 175 dieser Arbeit.

⁹⁸⁴ Wawerzinek, Peter (2010), S. 3. Der Verlag Galiani hat ein Programm, „das sich vor allem der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, dem kulturhistorischen und erzählenden Sachbuch sowie Klassikern der Weltliteratur widmet.“ Verlag Galiani Berlin: Über Galiani. Verlagsgeschichte. Online unter: <http://www.galiani.de/verlag/verlagsgeschichte.html>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.

⁹⁸⁵ Wawerzinek, Peter (2010), S. 4.

⁹⁸⁶ Stiftung Preussische Seehandlung: Förderungsprogramm. Online unter: <https://www.stiftung-seehandlung.de/foerderungsprogramm/>, zuletzt geprüft am 10.05.2018. Peter Wawerzinek erhielt ein Stipendium im Jahre 2009. Vgl. dazu Stiftung Preussische Seehandlung: Förderprojekte 2009. Online unter: <https://www.stiftung-seehandlung.de/foerderprojekte-2009-auswahl/>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.

⁹⁸⁷ Vgl. dazu Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa: Förderprogramme. Arbeitsstipendien Literatur. Online unter: <https://www.berlin.de/sen/kultur/foerderung/foerderprogramme/literatur/artikel.82132.php>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.

⁹⁸⁸ Wawerzinek, Peter (2010), S.5.

⁹⁸⁹ Ebd., S.7.

⁹⁹⁰ Genette definiert als Motto „ein Zitat, das im allgemeinen an den Beginn eines Werkes oder eines Werkabschnittes gesetzt wird.“ Genette, Gérard (2014), S. 141.

⁹⁹¹ Ebd., S. 10.

⁹⁹² Ebd., S. 16.

Diese Zuweisung von Verantwortung ist aus postmoderner Sicht nicht gleichbedeutend damit, dass alle darin enthaltenen Bedeutungsanteile dem realen Autor als tatsächlichem Sprecher bzw. bestimmender Perspektive zugeschrieben werden müssen. Das autobiografische Subjekt wird stattdessen als analysierbarer Ausdruck des Texts begriffen.⁹⁹³ Es lohnt sich daher, einen Blick darauf zu werfen, welche Perspektiven in den Paratexten entstehen.

Die Bezeichnung als Paratext ist zunächst nur eine Klassifikation, mit der über die konkrete Funktionalisierung noch nichts gesagt ist: „Die Funktionen des Paratextes [lassen sich] nicht theoretisch und gewissermaßen a priori in Statusbegriffen beschreiben.“⁹⁹⁴ Genette spricht in dieser Hinsicht sogar von „offensichtliche[r] Kontingenz.“⁹⁹⁵

Im Folgenden soll unter Verwendung des in dieser Arbeit entwickelten Modells von Perspektiven gezeigt werden, dass schon in den Paratexten ein funktionalisiertes Perspektivengefüge entsteht. Andererseits wird sich zeigen, dass ebenfalls schon vor Beginn des eigentlichen Texts dem extratextuellen Kontext eine hohe Steuerungsfunktion zukommt.

Zur Erinnerung: Als Kernbedingung für das Entstehen von Perspektiven wurde im in dieser Arbeit entwickelten Beschreibungsmodell für Multiperspektivität das Erkennen einer Aussageabsicht angenommen. Dieser Begriff meint, dass textuelle Zeichen insofern eine prototypische, also zumindest minimale Ähnlichkeit mit einer anthropomorphen Entität aufweisen müssen, als dass ihnen die Intention, etwas zu kommunizieren, zugerechnet werden kann. Dies ist bei Paratexten tatsächlich der Fall und wird auch von Genette so gesehen.⁹⁹⁶

Hinzu können als weitere Schritte für das Entstehen von Perspektiven noch die Bezeichnung und das Herstellen von Identität treten. Mit Bezeichnung ist für figurale Perspektiven gemeint, dass diese unter anderem durch ihre direkte oder indirekte Einführung im Text überhaupt erst erzeugt und als Entitäten vom Rest des Texts unterschieden werden. Paratextuelle Rahmungen werden zwar nicht bezeichnet, durch ihre Positionierung zum Haupttext⁹⁹⁷ und ihre Abgrenzung von anderen Textanteilen allerdings ebenso erzeugt, wie dies mit figuralen Perspektiven geschieht. Ein Motto oder eine Kapitelüberschrift sind deutlich vom Rest des Texts abgrenzbar und werden von den Leserinnen auf ihre Aussageabsicht hin rezipiert.

Dritter Faktor für die Entstehung von Perspektiven ist das Herstellen von Identität. Genauso wie Figuren als Zuschreibungsinstanzen für Informationen fungieren, stellen Perspektiven Zuschreibungsinstanzen für Aussageabsichten dar. Damit ist nicht die grundsätzliche Intention, überhaupt (etwas) zu kommunizieren, gemeint, die nach

⁹⁹³ Vgl. dazu S. 182 dieser Arbeit.

⁹⁹⁴ Vgl. dazu ebd., S. 18.

⁹⁹⁵ Vgl. dazu ebd., S. 19. Er versucht dennoch, Typen von Funktionen zu identifizieren. Ebd.

⁹⁹⁶ Vgl. dazu ebd., S. 377.

⁹⁹⁷ Zur Kategorisierung der Positionen von Paratext vgl. Genettes Ausführungen zu dessen „Stellung“. Ebd., S. 12f.

Auffassung der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft hypothetisch bei den realen Autoren der Texte angenommen werden muss. Es geht hier vielmehr darum, dass vom Text erzeugte Bedeutungen Perspektiven zugeschrieben und so gebündelt werden.

Diese Bedeutungen werden zwar durch die von realen Autoren mit der Intention etwas zu kommunizieren geschaffenen Zeichen möglich gemacht, ultimativ findet die Konstruktion von Perspektiven jedoch bei den Rezipienten dieser Zeichen statt. Diese Rezeption ist erheblich durch den Kontext gesteuert. Im Fall der hier betrachteten Paratexte fallen besonders Gattungswissen und Wissen über Literatur ins Gewicht. Dass dies der Fall ist, ist im literaturwissenschaftlichen Bewusstsein verankert, die konkreten Auswirkungen kontextueller Steuerung werden jedoch selten genau beobachtet.

Eine Analyse dieser Auswirkungen soll in Folge anhand der in den Paratexten zu „Rabenliebe“ entstehenden Perspektiven demonstriert werden. Nimmt man, wie in den Rezensionen vielfach geschehen (und durch die Vermarktung des Buches durchaus nahegelegt⁹⁹⁸), an, dass der Text autobiografisch zu lesen ist, scheint zunächst alles ganz einfach: Autorname, Titel, Widmung und Zwischenüberschriften sind Aussagen des realen Urhebers des Texts und daher ein und derselben Perspektive zuzuschreiben.⁹⁹⁹ Die Identität der Sprecherperspektive entsteht aufgrund von gattungsspezifischem Wissen, das die Autobiografie üblicherweise als Erzählung einer Person von sich selbst begreift,¹⁰⁰⁰ der demzufolge alle Textbestandteile zugerechnet werden.

Ich habe gedacht, wenn ich mich schreibend verschenke, entfliehe ich dem Teufelskreis der Erinnerung. Schreibend bin ich tiefer ins Erinnern hineingeraten, als mir lieb ist.¹⁰⁰¹

Üblicherweise ist ein Motto, so definiert es Genette, ein „Zitat, das im allgemeinen an den Beginn eines Werkes oder eines Werkabschnittes gesetzt wird.“¹⁰⁰² Das hier zitierte Motto von „Rabenliebe“ ist nicht mit einer Quellenangabe versehen. Es kann – diese Vermutung wird auch durch die Verwendung des Personalpronomens in der ersten Person Singular gestützt – als autographes Zitat angesehen werden, das „dem

⁹⁹⁸ Der Klappentext z.B. behandelt Ereignisse aus dem Buch wie reale Ereignisse aus dem Leben des Autors: „Ihre Abwesenheit war das schwarze Loch, der alles verschlingende Negativpol in Peter Wawerzinek's Leben. Wie hatte seine Mutter es ihm antun können, ihn als Kleinkind in der DDR zurückzulassen, als sie in den Westen floh? Der Junge, herumgereicht in verschiedenen Kinderheimen, blieb stumm bis weit ins vierte Jahr. [...] Die Köchin wollte ihn adoptieren.“ Wawerzinek, Peter (2010), vordere Einschlagklappe des Schutzumschlags.

⁹⁹⁹ Genette, Gérard (2014) weist zwar auf Feinheiten hin, wie z.B. „daß die Verantwortung für den Titel immer zwischen Autor und Verleger geteilt ist.“ (ebd., S. 75), schränkt aber ein, dass es sich dabei „um ein Randphänomen [handelt], das dem Autor in keinem Fall die juristische und pragmatische Verantwortung für den Titel abnimmt.“ Ebd.

¹⁰⁰⁰ Vgl. dazu S. 172 dieser Arbeit.

¹⁰⁰¹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 9

¹⁰⁰² Genette, Gérard (2014), S. 141.

Autor des Buches zugeschrieben wird.¹⁰⁰³ Diese Interpretation kann von den Lesern allerdings nur vermutet werden.

„Das Anonymat deckt [...] sehr unterschiedliche Sachverhalte ab, die sich eventuell aufklären, wenn sie öffentlich bekannt oder durch geduldige Nachforschung erhellt werden. Wird dem einfachen Leser nicht durch eine verlegerische Anmerkung geholfen, so bleibt er meistens in einer vom Adressanten beabsichtigten Ungewißheit, stellt seine eigenen Vermutungen an oder schert sich nicht darum.“¹⁰⁰⁴

Ob die Vermutung der Leser, dass die Sprecher des Mottos und des Haupttexts identisch sind, zutrifft, kann erst in der weiteren Lektüre geklärt werden – nämlich dann, wenn inhaltliche Übereinstimmungen zwischen dem als autograph angenommenen Motto und dem Inhalt des Texts beobachtet werden. Diese Übereinstimmungen sind tatsächlich im Verlauf der Lektüre zu beobachten und sprechen für eine Identität zwischen der Perspektive des Zitats und des Gesamttexts.

Es zeigt sich, dass die durch Klappentexte sowie auch Sekundärliteratur begünstigte Kontextannahme, es handle sich um einen autobiografischen Text, Auswirkungen auf die Rezension der Paratexte hat. Sie legitimiert, dass die verschiedenen Instanzen von Paratext (also Autorname, Titel, Widmung, Zwischenüberschriften und Motto) alle einer Perspektive, nämlich der des Autors, zugeschrieben werden, so dass zunächst der Eindruck eines dominant monoperspektivischen Texts entstehen kann.

Diese Lesart ist jedoch nicht unproblematisch: Zunächst einmal hat Wawerzinek seinen Text explizit als „Roman“ deklariert. Außerdem weisen für Literaturkenner sowohl die Namen der Förderer als auch des Verlags auf fiktionale Literatur hin.¹⁰⁰⁵ Diese Hinweise führen bei literarisch gebildeten Leserinnen zur Aktivierung des literarischen Kontrollsystems, das mit der Bereitschaft einhergeht, größeren kognitiven Aufwand zu betreiben, um höhere Effekte zu erzielen. Es beinhaltet ebenfalls die Bereitschaft, einmal gebildete Hypothesen (z.B. die Annahme einer autobiografischen Lesart) wieder zu revidieren, wenn neue Informationen dies nahelegen.

Werden die eben angesprochenen expliziten (Bezeichnung als Roman) sowie impliziten (Erwähnung der Förderer) Gattungsmarkierungen als fiktionaler Text ernst genommen, spricht auch das Fehlen einer Quellenangabe für das Motto für eine fiktionale Lesart, da die an dieser Stelle übliche Referenz auf die reale Welt (entweder

¹⁰⁰³ Ebd., S. 148. Diese Lesart wird z.B. vom Rezensenten Elmar Krekeler vertreten: „Den letzten Satz, den hat er zuallererst geschrieben. Und ihn als Motto dann wieder ganz an den Anfang gestellt.“ Krekeler, Elmar: Mutterseelenallein. Peter Wawerzinek wurde von seinen Eltern verlassen, er wuchs im Heim auf und lernte erst mit vier sprechen. Jetzt, mit Mitte fünfzig, hat er sich endlich freigeschrieben. Online unter: https://www.welt.de/welt_print/kultur/article8514895/Mutterseelenallein.html, zuletzt geprüft am 17.05.2018.

¹⁰⁰⁴ Genette, Gérard (2014), S. 149.

¹⁰⁰⁵ Vgl. dazu oben S. 185 dieser Arbeit.

durch die Nennung eines Autornamens oder das Wiedererkennen eines Sprichworts¹⁰⁰⁶) vermieden wird.

Eine durch die im paratextuellen Kontext verankerte Gattungsmarkierung als Roman möglicherweise ausgelöste fiktionale Lesart hätte wiederum Auswirkungen auf die leserseitige Konstruktion des Perspektivengefüges: In fiktionalen Texten ist per Konvention festgelegt, dass Titel, Gattungsbezeichnung, Impressum und Widmung in den Verantwortungsbereich des realen Autors (sowie des Verlegers) fallen, während der Text selbst in seiner Perspektive unabhängig von diesem ist. Inwiefern zwischen den in den Zwischentiteln, dem Motto und dem eigentlichen Haupttext vertretenen Perspektiven eine Identität besteht, ist nicht konventionell festgelegt, sondern muss im Verlauf der Lektüre geklärt werden.

Treten im weiteren Verlauf der Lektüre inhaltliche Widersprüche zur typografischen Abgrenzung der Paratexte hinzu, die es unwahrscheinlich erscheinen lassen, dass die Erzählinstanz des Mottos und die des Texts identisch sind, so kann dies zur Folge haben, dass nicht mehr nur eine Perspektive angenommen wird, sondern dass die Leserinnen mehrere Perspektiven konstruieren und sich auf eine multiperspektivische Lesart einlassen müssen.

Dies ist z.B. an den Zwischentiteln¹⁰⁰⁷ zu beobachten. Die Überschrift zum ersten Teil des Romans kündigt „Die Mutterfindung“¹⁰⁰⁸ an, löst dieses Versprechen aber nicht ein: Weder kommt es auf Ebene der Geschichte zu einer Begegnung mit der Mutter, noch wird diese schwerpunktmäßig thematisiert. Das erfolgt im zweiten Teil und lässt sich auch an der wiederholten Verwendung des Begriffs „Mutterfindung“ dort ablesen. Während er im Text des ersten Teils nur einmal auftaucht, wird er im zweiten Teil immerhin fünfzehnmal erwähnt. Der Effekt dieser inhaltlichen Dissonanz ist die Entstehung einer minimalen Multiperspektivität, die allerdings nicht sofort zu erkennen ist, sondern durch die Enttäuschung der vom Titel geweckten Erwartung im Verlauf der Lektüre entsteht.

Obwohl das Motto inhaltlich als Summary des Gesamttexts verstanden werden (und so unter einer autobiographischen Lesart als autographes Zitat eingestuft werden kann,) evoziert es doch durch seine Position die Konvention, ein Fremdzitat zu sein. Es eröffnet also die Möglichkeit von Multiperspektivität, die sich erst im Verlauf des Texts nivelliert.

In „Rabenliebe“ wird demnach schon durch die Paratexte eine monoperspektivisch-autobiografische Lesart irritiert und stattdessen Multiperspektivität etabliert. Die Gattungsmarkierung als Roman legt eine nicht-monoperspektivische Lesart der Paratexte nahe. Der als Motto vorangestellte, vom Haupttext abgehobenen Text eröffnet eine Klammer, ohne eine eindeutige Perspektivenzuordnung zuzulassen und

¹⁰⁰⁶ Zur Konvention des Fremdzitats (allographes Zitat) vgl. ebd., S. 147. Zum Sprichwort als Motto vgl. ebd., S. 149.

¹⁰⁰⁷ Zur Frage der Attribution von Zwischentiteln vgl. ebd., S. 288ff.

¹⁰⁰⁸ Wawerzinek, Peter (2010), S. 7. Die „Angabe des Inhalts“ ist nach Genette einer der drei Funktionen des Titels. Genette, Gérard (2014), S. 77.

die inhaltlichen Dissonanzen zwischen Zwischentitel und Haupttext sprechen ebenfalls gegen die Annahme einer einzigen Perspektive. Multiperspektivität wird also sowohl durch typografische Differenzen als auch das Fehlen inhaltlicher Identität der Textkomponenten hergestellt.

4.2.2 Wer spricht worüber? Die Externalisierung von Gefühlen.

Der erste Abschnitt des Haupttexts von „Rabenliebe“ etabliert ein für die Gesamtheit des Haupttexts charakteristisches Perspektivengefüge. Hier wird mit Hilfe von Intertextualität Multiperspektivität einerseits erzeugt und andererseits verschleiert. Er beginnt im ersten Satz autodiegetisch, die Erzählperspektive wird erzeugt, indem sie als „ich“ bezeichnet wird: „Schnee ist das erste, woran ich mich erinnere.“¹⁰⁰⁹

Diese autodiegetische Erzählweise wird im ersten Abschnitt wiederholt irritiert. Schon im zweiten Satz wird die scheinbare Identität der Perspektiven aus Satz eins und zwei in Frage gestellt: Es scheint zunächst, als würde das im ersten Satz entworfene Situationsmodell, das einen autodiegetischen Sprecher (ich) und eine Angabe der Witterung (Schnee) enthält, im zweiten Satz mit „Verschneit liegt rings die ganze Welt, ich hab nichts, was mich freuet“ weitergeführt, so dass die Annahme naheliegt, das „ich“ des ersten und das „ich“ des zweiten Satzes seien identisch.

Diese Annahme stellt sich jedoch im weiteren Verlauf der Lektüre als problematisch heraus, da im zweiten Satz sowohl Archaismen („freuet“) als auch Reime nahelegen, dass es sich um ein Fremdzitat handelt: „Verlassen steht der Baum im Feld, hat längst sein Laub verstreuet, der Wind nur geht bei stiller Nacht und rüttelt an dem Baume, da rührt er seinen Wipfel sacht und redet wie im Traume.“¹⁰¹⁰

Tatsächlich sind an dieser Stelle ohne typografische Markierung zwei Strophen des Eichendorff-Gedichts „Winternacht“¹⁰¹¹ als zweiter Satz des Romans abgedruckt. Das Ende dieses Fremdzitats ist ebenfalls verschleiert, da der dritte Satz des Romans, „Es schneit sanft in den Ort hinein.“¹⁰¹², das Metrum des Eichendorff-Gedichts übernimmt. Die im Gedicht vorherrschende Perspektive simuliert zunächst Identität mit der vorangegangenen Perspektive, da das Situationsmodell (ich, Schnee) dasselbe ist; es ist dennoch als Fremdzitat erkennbar, da es sich in Gattung und Stilistik deutlich unterscheidet. Dieses Verfahren wird im Verlauf des Texts wiederholt angewendet.

Michalskis Einschätzung, dass die Passagen, „die direkt in den Textfluss integriert und nicht als Einschübe gekennzeichnet sind“¹⁰¹³, als „untrennbar mit der Erzählerstimme

¹⁰⁰⁹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 9.

¹⁰¹⁰ Ebd.

¹⁰¹¹ Eichendorff, Joseph von: Werke. Leipzig 1864 (1).

¹⁰¹² Wawerzinek, Peter (2010), S. 9.

¹⁰¹³ Michalski, Anja-Simone: Genealogie eines Gefühls. Peter Wawerzineks Mängelwesen. In: Die heile Familie. Geschichten vom Mythos in Recht und Literatur. Berlin/Boston 2015 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur v.141), S. 224–247, S. 228.

verwoben¹⁰¹⁴ zu sehen sind, kann demnach nicht ohne Einschränkung zugestimmt werden. Dies zeigt sich noch deutlicher, wenn man die inhaltliche Ebene der Zitate berücksichtigt. Von einer unidirektionalen „Aneignung der Zitate durch den Erzähler“¹⁰¹⁵ kann keine Rede sein – stattdessen fällt in diesem Abschnitt des Texts auf, dass deutliche inhaltliche Differenzen zwischen der Erzählerperspektive und der vom Zitat vermittelten Perspektive bestehen. Die autodiegetische Erzählung der Hauptfigur von sich selbst ist wertungsfrei gehalten. In bemerkenswertem Kontrast dazu steht die Bedeutungsebene, die durch die intertextuelle Multiperspektivität in den Text hineingebracht wird. Auf dieser Ebene wird eine Bandbreite negativer Emotionen und Erfahrungen thematisiert.

Anders formuliert bedeutet dies, dass negative Emotionen nicht am Protagonisten oder anderen Figuren demonstriert, sondern mit Hilfe von Multiperspektivität evoziert werden. Dieses Muster ist im Roman weit verbreitet. Es soll anhand weiterer Beispiele aus dem ersten Abschnitt offengelegt werden, um die Variabilität des hier angewandten multiperspektivischen intertextuellen Verfahrens aufzuzeigen.

In dem eben besprochenen Fremdzitat werden negative Emotionen thematisiert und multiperspektivisch mit der Erzählperspektive verknüpft. Das Zitat von Eichendorff beinhaltet eine deutlich kommunizierte Beschreibung negativer Gefühlszustände: „Ich hab nichts was mich freuet“.¹⁰¹⁶ Diese dürfte, wie oben beschrieben, zunächst der Erzählperspektive zugeordnet, dann aber als Fremdzitat bzw. andere Erzählstimme identifiziert werden. Streng genommen liegt damit auf semantischer Ebene keine Aussage über den Gemütszustand der Erzählperspektive vor.

Pragmatisch betrachtet ist jedoch deutlich, dass sich der Verarbeitungsaufwand für die Textstelle durch die Irritation der Identität und die dadurch notwendige Neuordnung der Perspektiven erhöht. Dadurch wird eine Suche nach weiteren kognitiven Effekten angestoßen, die kontextuelle Informationen berücksichtigt. Durch den fließenden Übergang von Erzählperspektive und Perspektive des Gedichtzitats stellen sie beide jeweils den unmittelbaren Kontext für die andere Komponente dar.

Es ist also sehr wahrscheinlich, dass mittels des Gedichtzitats eine Aussage über den Gemütszustand der Erzählperspektive impliziert wird. Die bereits angesprochene Auffassung von Michalski, dass die direkt in den Textfluss integrierten Passagen mit der Erzählerstimme verwoben sind, ist also nicht grundsätzlich falsch beobachtet, sondern ungenau. Sie wird damit der Komplexität des Erzählverfahrens nicht gerecht.

Während das Eichendorff-Gedicht negative Gefühlszustände noch direkt thematisiert (aber nur implizit einer Figur attribuiert), werden diese Gefühle durch zwei weitere

¹⁰¹⁴ Ebd., S. 232.

¹⁰¹⁵ Ebd., S. 233.

¹⁰¹⁶ Wawerzinek, Peter (2010), S. 9.

intertextuell in den Abschnitt eingefügte Perspektiven – das Märchen „Der Hase und der Igel“¹⁰¹⁷ sowie das Volkslied „Ach bitterer Winter“¹⁰¹⁸) – nur noch evoziert.

Eine Referenz auf das Grimm'sche Märchen „Der Hase und der Igel“ wird von der Erzählinstanz höchst komplex mittels eines Vergleichs in eine Witterungsschilderung eingefügt: „Wie beim Hasen, der bei seinem Lauf über den Acker den Igel nicht davonlaufen kann, ruft der Schnee mir zu: Bin schon da.“¹⁰¹⁹ An dieser Stelle wird durch die Personifikation des Schnees eine Perspektive erzeugt, da die Fähigkeit zum Zurufen die Fähigkeit zum intentionalen Handeln voraussetzt. Diese Perspektive wird durch den Vergleichspartikel „wie“ mit dem kulturellen Kontext des Märchens verknüpft.

Auf semantischer Ebene findet ein syntaktisch markierter Vergleich zwischen personifiziertem Schnee und einem Hasen, der vor Igel n davonläuft, statt. Dieser ist lebensweltlich schwer nachvollziehbar, so dass die Irritation zu einer Suche nach relevanten kognitiven Effekten im Kontext führt. Dass hier auf einen außertextlichen Kontext referiert wird, wird auch durch die Verwendung des bestimmten Artikels (beim Hasen) deutlich, der auf bekannte oder schon im Text eingeführte (das ist für den Hasen nicht der Fall) Entitäten verweist.

Besonders erfolgreich ist die Suche dann, wenn die Leserinnen das Märchen kennen. In diesem Fall werden die diversen von den Leserinnen mit dem Märchen verknüpften Bedeutungskomponenten aktiviert. Es ist sehr wahrscheinlich, dass durch die Aktivierung eines solchen zumeist in der Kindheit rezipierten Textes Rezeptionsstufen und Denkmuster aus der Kindheit der Leserinnen evoziert werden. Diese inferentielle Erzählweise kann, wenn auf gemeinsame kulturelle Kontexte referiert wird, den Eindruck starker Vertrautheit herstellen.¹⁰²⁰

Durch die von Wawerzinek im Text verankerte Summary wird der Kontext nicht nur aktiviert, sondern gleichzeitig akzentuiert: Der Fokus liegt klar auf der von Vergeblichkeit des Davonlaufens und nicht etwa auf den für die Rezipienten eventuell ebenfalls mit diesem Intertext verknüpften didaktischen oder humoristischen Anteilen des Märchens.

Ähnliche kontextuelle Effekte entstehen ebenfalls, wenn der Intertext nicht bekannt ist, d.h. wenn nur die im Text selbst enthaltene Märchensummary als Kontext zur Verfügung steht, da der Aspekt der Vergeblichkeit (durch die Negation des Verbs „können“) dort zentral thematisiert wird. Sie dürften allerdings erheblich schwächer ausfallen. Auffällig ist, dass die vergebliche Anstrengung nicht aus

¹⁰¹⁷ Es handelt sich dabei ursprünglich um ein norddeutsches Märchen, das ursprünglich auch im Dialekt abgedruckt war: Der Hase und der Igel. 187. In: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hgg.), Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Band 2 1857, S. 403–406.

¹⁰¹⁸ anonym: Ach bitterer Winter, wie bist du kalt. In: Heinz Rölleke (Hg.), Das Volksliederbuch. Über 300 Lieder, ihre Melodien und Geschichten. Köln 1993, S. 66.

¹⁰¹⁹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 10.

¹⁰²⁰ Relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlich werden solche Effekte als poetische Effekte bezeichnet. Vgl. dazu S. 132 dieser Arbeit.

Betroffenenperspektive, sondern (wie im Original selbst) durch einen extradiegetischen heterodiegetischen Erzähler vermittelt wird.

Damit wird das anhand des vorangegangenen Textbeispiels schon gezeigte Muster der Distanzierung von Gemütszuständen oder Emotionen wiederholt. Sie beruht zentral auf der multiperspektivischen Erzählweise des Texts, der Emotionen nicht benennt oder an Figuren als Perspektivträgern demonstriert (auch die Perspektive des Hasen wird nicht durch Introspektion sichtbar gemacht), sondern abstrakte Perspektiven konstruiert, die mit Hilfe von intertextuellen Kontexten mit Bedeutung aufgeladen werden.

Zunächst wird auf intertextuelle Kontexte referiert; je weiter der Text voranschreitet, desto mehr Bedeutung kommt, wie zu erwarten ist, intratextuellen Kontexten bei diesem Prozess zu. Dies zeigt sich bereits auf der zweiten Seite des Romans, direkt im Anschluss an die eben besprochene Stelle. Dort wird zunächst ein Zitat eines Volkslieds als Textperspektive installiert. Auf den Zuruf des personifizierten Schnees folgt direkt die Antwort: „Ach bitttrer Winter, wie bist du kalt“.¹⁰²¹ Hier findet durch die Anrede mit dem Personalpronomen (du) wieder eine Personifikation von Witterung (Winter) und somit die Konstruktion einer Perspektive statt, die sich aus dem intertextuellen Kontext des Texts speist.

Gleichzeitig spielt auch der intratextuelle Kontext eine wichtige Rolle. Das Liedzitat ist in eine Textstelle eingearbeitet, in der das Situationsmodell eines Gesprächs zwischen Schnee und der Erzählinstanz aktiv ist (Zur Erinnerung: „[...] ruft der Schnee mir zu: Bin schon da.“¹⁰²²) Die aus dem Lied zitierte Phrase (Ach bitttrer Winter, wie bist du kalt) kann, wenn das Schema eines Gesprächs weiter aktiv bleibt, durch das Anredepronomen (du) als Replik auf den Zuruf des Schnees aufgefasst werden. „Winter“ kann als alternative Anrede von Schnee fungieren und die bisher nur mit Personalpronomen (ich/mir) bezeichnete Erzählinstanz wäre nunmehr der Sprecher, der negative Sinneseindrücke wie Bitterkeit und Kälte thematisiert.

Diese Interpretation würde jedoch in der Folge deutlich irritiert, da es sich bei der zitierten Phrase, wie bei der weiteren Lektüre durch Reim und Metrum erkennbar ist, um einen lyrischen Text handelt. Es handelt sich um ein leicht gekürztes, aber wieder typografisch nicht markiertes Volkslied. Wie schon das Märchen vom Hasen und vom Igel aktiviert es den kulturellen Kontext. Einerseits schafft diese Aktivierung Vertrautheit, andererseits reichert sie die Leserfahrung der Rezipientinnen um weitere Komponenten an.

Waren dies im Falle des Märchens etwa Kenntnisse über den weiteren Handlungsverlauf oder die Didaxe des Texts, so dürften je nach Erinnerungsstruktur der Rezipienten im Falle des Volkslieds eher die Melodie oder Klangphänomene im Vordergrund stehen. Hildegard Keller, ein Mitglied der Jury des Bachmann-Preises, sieht darüber hinaus in der Montage von Liedern und Märchen den „Versuch, die

¹⁰²¹ Ebd., S. 10.

¹⁰²² Ebd.

Kindheit zu evozieren. [...] Das [...] bricht das autobiografische Element auf und lässt sogar [...] hie und da Humor durchblitzen.“¹⁰²³

Auch durch das Liedzitat findet demnach eine Distanzierung der Erzählinstanz von negativen Erfahrungen statt, indem diese auf Intertexte ausgelagert oder, wenn diese von den Leserinnen nicht erkannt werden, dennoch durch Metrum und Reim verfremdet werden. Wiewohl der Text des Volkslieds innerhalb des an der Stelle aktiven Situationsmodells durchaus der Erzählinstanz zugeschrieben werden kann, so stellt diese Äußerung im Rahmen der vorhandenen Gattungsmarkierungen keineswegs eine Form authentischen Selbstausdrucks dar, kann also kaum ohne Irritationen autobiografisch gelesen werden.

In der Zusammenschau kann festgestellt werden, dass eine Thematisierung von negativen Sinneseindrücken in „Rabenliebe“ stattfindet, allerdings nicht autobiografisch an ein beobachtendes oder auktorial an ein beobachtbares Individuum gebunden, sondern mittels Intertextualität und Multiperspektivität ausgelagert wird.

Während das zunächst verschleiert war, wird zuletzt eine Perspektive etabliert, die sich nicht nur wie die lyrischen Intertexte durch Wiedererkennungseffekte oder Gattungsmerkmale vom übrigen Text abhebt, sondern auch typographisch als gesondert erkennbar ist. Es handelt sich dabei um das erste von zahlreichen Zeitungszitaten, „die, im Duktus des Dokumentarischen gehalten, das Verlassen eines Säuglings oder den Missbrauch eines Kindes thematisieren“.¹⁰²⁴ Diese Textabschnitte sind durch Absätze gerahmt, eingerückt und somit, gerade im Kontrast zu den literarischen Intertexten, deutlich als besondere Einheit erkennbar:¹⁰²⁵

In der vergangenen Woche starb in Schwerin die fünf Jahre alte Lea-Sophie. Ihre Eltern hatten sie verhungern lassen. Eine Woche vor ihrem Tod hatte der zuständige Sozialarbeiter nicht darauf bestanden, das Kind zu sehen. Gegen das Jugendamt laufen Anzeigen wegen unterlassener Hilfeleistung.¹⁰²⁶

Wer der Sprecher dieses Absatzes ist, wird nicht spezifiziert. Es ist auch keine inhaltliche Übereinstimmung mit dem Situationsmodell des Haupttexts zu erkennen. Die dazugehörige Erzählinstanz ist also, anders als der autodiegetische Erzähler der Basiserzählung, als heterodiegetisch-extradiegetisch einzustufen.

¹⁰²³ Aus der Diskussion der Jury zu Peter Wawerzinek. In: Peter Wawerzinek/Hubert Winkels (Hgg.), *Klagenfurter Texte - Die Besten 2010*. Die 34. Tage der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt. München, Zürich 2010, S. 31–40, S. 37. Kellers Aussage bezieht sich auf den der Jury vorgelesenen Text, der mit dem hier besprochenen jedoch weitgehend identisch ist.

¹⁰²⁴ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 228.

¹⁰²⁵ Insgesamt finden sich 25 solcher Textbestandteile im Roman. Sie werden in der Formatierung der e-book-Ausgabe explizit als „einschub zeitungsartikel“ bezeichnet, allerdings werden mit derselben Formatierung auch Zeitungsartikel mit anderen Inhalten (z.B. ebd., S. 229) und Zitate aus dem Adoptionsrecht (Vgl. dazu Anm. 1030 auf S. 213 dieser Arbeit) formatiert. Wawerzinek, Peter: *Rabenliebe. Eine Erschütterung* (e-book). Köln 2010

¹⁰²⁶ Wawerzinek, Peter (2010), S. 10.

Eine eigene Perspektive muss für den Abschnitt (und die späteren Instanzen von Zeitungszitaten) auch deswegen konstruiert werden, weil er, wie schon die lyrischen Intertexte, Merkmale aufweist, die deutlich auf eine andere Gattungszugehörigkeit verweisen. Sein Stil weist Merkmale einer Zeitungsmeldung auf:

Die Meldung ist die Urform des informierenden Zeitungstextes. Sie hat zehn bis 15 Zeilen und steht – als Einspalter – in der Regel in einer der äußeren Zeitungsspalten. Vielfach beginnt sie mit einer Spitzmarke, d. h. der Ortsangabe in gefetteter Schrift. Meldungen auf der Titelseite der Zeitung oder auf der ersten Seite des jeweiligen Buchs dienen oft auch dem Zweck, auf einen größeren Artikel hinzuweisen, der auf den folgenden Seiten abgedruckt ist.¹⁰²⁷

In diesem konkreten Fall beginnt die Zeitungsmeldung gattungskonform mit der Nennung von Ort sowie Zeit und spezifiziert dann wertungsfrei die Fakten eines Falls von Kindesmisshandlung. Sowohl die Fakten als auch der konkrete Text können von Leserinnen als Intertexte wiedererkannt werden, da der geschilderte Fall ein reales Ereignis thematisiert, das in den von Wawerzinek zitierten Worten in einer Tageszeitung beschrieben wurde.¹⁰²⁸ Es handelt sich bei diesem wie auch bei den folgenden um (leicht veränderte) authentische Zeitungsartikel.¹⁰²⁹

Auffällig ist, dass auch im Fall dieses Intertexts negative Erfahrungen thematisiert werden. Wieder findet dies nicht aus der Betroffenenperspektive statt. Anders als im Falle der literarischen Intertexte jedoch wird die Identität der die Kindesmisshandlung thematisierenden Perspektive nicht mit der Perspektive der autodiegetischen Erzählinstanz des Romans verwischt. Der abrupte Wechsel des Situationsmodells (Auto, Schnee, ferne Kindheit vs. Schwerin, vergangene Woche) verhindert eine additive Aufnahme der Informationen aus dem Zeitungszitat und führt dazu, dass die Leser eigene Hypothesen darüber aufstellen müssen, wie sich diese Textkomponente in das Bedeutungsgefüge des Texts einfügt.

Einerseits stellt sie eine weitere Stimme im Chor negative Erfahrungen und Empfindungen thematisierender Intertexte dar und fügt sich somit in ein bereits auf den ersten zwei Seiten des Texts etabliertes Muster ein. Andererseits unterscheidet sie sich von den literarischen Intertexten in ihrer typografischen Markierung. Die Funktionalisierung der Zeitungszitate insgesamt ergibt sich erst aus der Zusammenschau des Gesamttexts.¹⁰³⁰

¹⁰²⁷ Vehmeier, Anke: Die Pressenachricht. In: Dietz Schwiesau/Josef Ohler (Hgg.), Nachrichten - klassisch und multimedial. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. Wiesbaden 2016 (Journalistische Praxis), S. 201–219, S. 203.

¹⁰²⁸ Vgl. dazu Gessler, Philipp: Wenn Eltern foltern. Gewalt gegen Kinder. Online unter: <http://www.taz.de/!5190909/>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.

¹⁰²⁹ „Während der Schreibarbeit haben mich Freunde auf Nachrichten aus dem Internet oder aus der Zeitung aufmerksam gemacht, teilweise habe ich sie selbst rausgesucht.“ (2010), S. 40.

¹⁰³⁰ Insgesamt finden sich im Text verteilt 35 Meldungen, die bis auf wenige Ausnahmen Misshandlung, Vernachlässigung, Tötung oder das Aussetzen von Kindern durch ihre leiblichen Eltern thematisieren (zu den Zeitungsmeldungen, die „Familie als gemeinsamen Herkunftsort mit der Identität des Einzelnen engführen“ vgl. Michalski, Anja-Simone (2015), S. 230). Sie verweisen auf „das existenzielle Verhältnis eines Kindes zu seiner Betreuungsperson.“ Ebd., S. 228. Zu sagen, die Zeitungsartikel würden dem Text den „Anstrich einer Beispielgeschichte“

Für das erste der Zitate fällt allerdings auf, dass das Zitat motivisch durch das Thematisieren von Kindern mit dem ersten Satz des nächsten Abschnitts verknüpft ist. Das verhungerte Kind steht textuell gesehen in direkter räumlicher Nähe zum autodiegetischen Erzähler, der folgendes erzählt: „ICH BEFINDE MICH auf dem Weg zu einem Kinderheim.“¹⁰³¹ Hier wird ein Zusammenhang impliziert, der je nach kulturellem Wissen über Kindesmisshandlungen in Kinderheimen von den Leserinnen möglicherweise inhaltlich mit Vermutungen darüber gefüllt wird, wie es dem Protagonisten im Kinderheim ergehen wird.

Insgesamt wird deutlich, dass der Schwerpunkt des Texts nicht auf der Schilderung von Ereignissen liegt. Stattdessen werden mit Hilfe von Intertexten negative Erfahrungen und Empfindungen evoziert. Eine gelingende Evokation setzt zwar bei den Lesern passende Wissensbestände und die Bereitschaft, diese zu durchsuchen, voraus; sie hat aber im Gegensatz zu einer Beschreibung den Effekt, dass lesereigene Kontexte aktiviert werden können, so dass besondere Vertrautheit zwischen Leserenerfahrungen und (evozierten, also nicht tatsächlich enthaltenen¹⁰³²) Textinhalten entsteht.

Die Intertexte werden nicht nur zitiert, sondern mit verschiedenen Mitteln als eigene Perspektive etabliert (wiewohl einige davon unter einer autobiografischen Lesart zunächst dem Protagonisten zugeschrieben werden können). Der Effekt davon ist, dass die von ihnen vermittelten Inhalte vom Protagonisten dissoziiert sind. Es wird also von negativen Erfahrungen und Emotionen im Zusammenhang mit Kindheit erzählt. Durch die Multiperspektivität wird jedoch eine einfache autobiografische Zuordnung dieser

geben, (Braun, Michael: Rabenliebe, Mittagsfrau, Vierzig Rosen. Mutterdesaster in den Romanen von Peter Wawerzinek, Julia Franck und Thomas Hürlimann. In: *Wirkendes Wort*, 61. Jg., H. 3, S. 505–515, S. 510, ähnlich auch Michalski, Anja-Simone (2015), S. 229: „Der Erzähler der Rabenliebe unterbricht die eigene Narration, um ihr ihre Einzigartigkeit zu nehmen, sie einzubetten in die Einsicht in die generelle Möglichkeit des Fürsorgemisbrauchs oder -abbruchs.“) greift allerdings zu kurz, da es eine simple inhaltliche Übereinstimmung zwischen den Inhalten des Romantexts und den Zeitungsartikeln impliziert. Dies ist nicht der Fall. Die (gegenüber den Originalen meist leicht angepassten) Meldungen sind überwiegend in den Teil des Textes eingebettet, der die Heimerfahrungen des Protagonisten thematisiert. So produzieren sie einerseits inhaltlich einen Kontrast zu der guten Behandlung des Protagonisten während seiner Zeit im Vorschulheim. Andererseits relativieren sie die problematischeren Umstände im Heim für Schulkinder (Hier findet sich eine Kontrastierung mit noch schlimmeren Misshandlungen durch das Personal einer Kindertagesstätte. Vgl. dazu Wawerzinek, Peter (2010), S. 126f. Das als lieblos empfundene Leben bei der Adoptionsfamilie wird zwar überwiegend mit Zitaten aus dem Adoptionsrecht ins Verhältnis gesetzt (ebd., ab S. 145. Die Zitate stammen aus dem Kapitel „Annahme an Kindes statt“ des Familiengesetzbuchs der DDR. (Rockstuhl, Harald (Hg.): *Familiengesetzbuch der DDR 1965-1990. Familiengesetzbuch der Deutschen Demokratischen Republik vom 20. Dezember 1965 in der Fassung des Einführungsgesetzes vom 19. Juni 1975 zum Zivilgesetzbuch der DDR. Bad Langensalza 2006*, §66 - §78.), hier findet sich jedoch auch eine Meldung zu Misshandlungen durch das Personal eines russischen Kinderheims, das die Probleme des Protagonisten in der Adoptionsfamilie verhältnismäßig klein erscheinen lässt. Vgl. dazu S. Wawerzinek, Peter (2010), S. 162). Zur Adoptionsepisode vgl. Michalski, Anja-Simone (2015), S. 233-239.

¹⁰³¹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 10.

¹⁰³² Dies ist der Fall, wenn poetische Effekte vorliegen. Vgl. dazu S. 129ff dieser Arbeit.

Inhalte zum Protagonisten erschwert, „diese Kindheit [wird] nicht als Martyrium erzählt.“¹⁰³³

4.2.3 Kreisen um ein leeres Zentrum: Steuerung und Wertung

„Die Mutterfindung“¹⁰³⁴, die als Zwischenüberschrift über dem ersten Teil des Romans steht, findet darin insofern nicht statt, als dass die reale Mutter des Kindes nicht aufgefunden wird. Stattdessen sieht das Kind sich von außen mit einer Reihe von kulturellen Vorstellungen von Müttern konfrontiert, die ein Kreisen um ein leeres Zentrum auslösen:

Die literarische Leistung des Textes besteht [...] weniger in der autobiographischen Darstellung individuellen Leidens als in der Frage nach dem Ursprung der Muttersehnsucht. Die vom Text vorgeführte Genealogie dieses Gefühls entlarvt es als weder biologisch noch psychologisch begründet. Nach der Mutter (und nicht nach dem Vater) sehnt sich ein Ich-Erzähler, der in ‚Muttersehnsuchtsnarrativen‘ aufwächst. Seine Tragik besteht gerade darin, dass sich die Frage nach der Authentizität bzw. der Herkunft seines Gefühls nicht mehr klären lässt.¹⁰³⁵

„Rabenliebe“ ordnet sich damit in die von Michael Braun beobachtete Renaissance der Mütterporträts in der deutschen Gegenwartsliteratur ein,¹⁰³⁶ verfolgt aber eine dezidiert multiperspektivische Erzählweise, die spezifische Effekte hat. Die Initiation des Protagonisten in die Welt der Mutter narrative findet in einer szenischen Episode¹⁰³⁷ statt, die eine Begegnung des Protagonisten mit einer Erzieherin thematisiert.

Wie bereits erwähnt, gliedert sich der Roman in Abschnitte, deren Beginn durch Kapitälchen und deren Ende durch Leerzeilen markiert ist. In diesem Abschnitt¹⁰³⁸ wird eine komplexe multiperspektivische Struktur entworfen, welche die Rezipienten herausfordert, die eigentlichen Ereignisse, also die *histoire*, um die Projektion von Konsequenzen und um eigene Wertungen zu ergänzen. Statt mimetische Identifikationsangebote zu vermitteln, fordert der Text durch seine Multiperspektivität zu ethischen Bewertungen auf.

Wie im Folgenden detailliert gezeigt werden soll, stehen narratologisch betrachtet 3 Perspektiven im Zentrum der Episode: die überwiegend intern fokalisierte Perspektive

¹⁰³³ Bürner-Kotzam, Renate: Lektürespuren. Erinnern ist wie über Gehwegplatten kommen, die groß sind, manche zerbrochen. Die Abstände wachsen. Zwischenräume werden Mühe. Peter Wawerzinek: Rabenliebe. In: Zielsprache Deutsch, 38. Jg., H. 1, 59-61.

¹⁰³⁴ Wawerzinek, Peter (2010), S. 7.

¹⁰³⁵ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 225.

¹⁰³⁶ Braun vertritt die These, dass „das Doppeltabu des verlassenen Kindes und der unverlässlichen Mutter [...] eine Muttersünden-Literatur, eine poetische Mutter-Suche ohne Mutter-Findung“ produziert. Braun, Michael (2011), S. 508.

¹⁰³⁷ Der Begriff Szene bezeichnet die relative Gleichheit von Erzählzeit und erzählter Zeit. Vgl. dazu Genette, Gérard (2010), S. 67.

¹⁰³⁸ Der in diesem Kapitel besprochene Abschnitt reicht von S. 78 bis 81. Wawerzinek, Peter (2010).

des Protagonisten, der gleichzeitig der autodiegetische Erzähler ist, die extern fokalisierte Perspektive einer Erzieherin und kurze, aber regelmäßig eingeflochtene Kommentare aus einer Perspektive, die erst graduell als die des späteren Erzählers erkennbar wird.

Zwar ist die gesamte Episode – so wie der Großteil des Romans selbst – im Präsens erzählt, dennoch lassen sich durch eine „zeitliche und erkenntnistheoretische Differenzierung“¹⁰³⁹ deutlich zwei verschiedene Perspektiven ausmachen. Wie Käte Hamburger in der „Logik der Dichtung“ demonstriert, hat das historische Präsens keine „temporal vergegenwärtigte, sondern eine fiktional vergegenwärtigende Funktion“¹⁰⁴⁰, d.h. es vermittelt „einen Sachverhalt, aber keine Zeit.“¹⁰⁴¹ Aus diesem Grund ist es, wie auch Genette in der folgenden Formulierung festhält, möglich, zwischen den „Informationen des Helden im Moment der Geschichte [und] dessen spätere[n] Informationen“¹⁰⁴² zu unterscheiden, auch wenn diese in derselben Zeitform erzählt werden.

Diese Differenzierung ist nicht gleichbedeutend mit der „Unterscheidung zwischen erzählendem und erlebendem bzw. erzähltem Ich“¹⁰⁴³, die allein schon deswegen problematisch¹⁰⁴⁴ ist, weil eine tatsächliche zeitliche Relationierung zwischen fiktionalen Ereignissen, die durch die Erzählung erst hervorgebracht werden, und dem Akt ihrer Erzählung gar nicht möglich ist. Sie entspricht vielmehr einer Zuschreibung von Informationen zu verschiedenen von den Rezipienten angelegten mentalen Konstrukten, die zwar eine personale, aber keine zeitliche Identität aufweisen.

Die Tatsache, dass [ein] Text aus der Sicht einer einzigen Figur erzählt wird, ändert nichts am Entstehen einer Perspektivenstruktur mit multiplen Einzelperspektiven, sondern akzentuiert lediglich die mannigfaltigen Akte von *completion* und *elaboration*, mittels derer die übrigen Figuren inferiert und projiziert werden.¹⁰⁴⁵

Diese Zuschreibung von Informationen zu Perspektiven basiert auf Weltwissen: Einige Informationen (z.B. unmittelbare Eindrücke) sind einem autodiegetischen Erzähler schon im Moment des Erlebens, einige (wie z.B. Wissen über spätere Konsequenzen) erst in der Rückschau zugänglich, für andere Informationen ist die Konstruktion einer zeitlichen Zuordnung überhaupt nicht möglich. Der Einfachheit halber wird in dieser Arbeit von der früheren bzw. der Perspektive des Kindes und der Perspektive des

¹⁰³⁹ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 155.

¹⁰⁴⁰ Hamburger, Käte: Die Logik der Dichtung. Stuttgart 1977, S. 87.

¹⁰⁴¹ Ebd., S. 92.

¹⁰⁴² Genette, Gérard (2010), S. 244.

¹⁰⁴³ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 155.

¹⁰⁴⁴ Zur Problematik der Differenzierung zwischen erlebendem und erzählendem Ich vgl. die Überblicksdarstellung von Walter-Jochum (ebd., Anm. 10). Eine Kritik von Hamburgers These, die zwischen dem „realen und dem imaginären Kontext der fiktionalen Rede“ unterscheidet, findet sich bei Martinez, Matias/Scheffel, Michael (1999), S. 72.

¹⁰⁴⁵ Hartner, Marcus (2012), S. 208.

späteren Erzählers gesprochen.¹⁰⁴⁶ Diese lassen sich, das soll im Folgenden gezeigt werden, unterscheiden.

Die spätere Erzählstimme nimmt an mehreren Punkten in der Narration eine Rahmung der Szene vor, die Interpretationshinweise gibt und so die Rezeption der anderen Perspektiven steuert. Sie tritt bereits im ersten Satz als extradiegetisch-heterodiegetischer Erzähler mit Nullfokalisierung auf. (Sie könnte allerdings unter einer autobiografischen Lesart dem später schreibenden Protagonisten zugeschrieben werden.) Der Satz lautet: „WIRKLICHE FOLTER GESCHIEHT IM STILLEN.“¹⁰⁴⁷

Die durch die Kapitälchen in ihrer Drastik noch verstärkte Referenz auf Folter aktiviert das Weltwissen der Leserinnen zu diesem Thema und signalisiert, dass die danach geschilderten Ereignisse im Zusammenhang zu diesem Kontext interpretiert werden sollen. Die Platzierung am Anfang der Episode dürfte auch dazu führen, dass die angebotene Wertung von den Rezipienten für den Rest der Episode übernommen wird.¹⁰⁴⁸

Diese zunächst unpersönliche Perspektive tritt im Verlauf der Episode wiederholt in Erscheinung: Sie unterbricht die interne Fokalisierung auf das Kind mit den extern fokalisierten Worten „denkt das Kind“¹⁰⁴⁹ bzw. „denkt das unsichere Kind“¹⁰⁵⁰, bevor sie sich mit der ähnlich anaphorisch aufgebauten Phrase „denke ich heute“¹⁰⁵¹ als identisch mit dem autodiegetischen Erzähler herausstellt. Dieser übernimmt auch die finale Wertung der Episode: „Ich weiß Bescheid und weiß von nichts. Dieses Unwissen bleibt als Spuk mein Leben lang bestehen.“¹⁰⁵²

Während das Thema (Folter) also aus einer unpersönlichen bzw. nur minimal als autodiegetisch zu erkennenden Perspektive etabliert wird, wird die rhematische¹⁰⁵³ Kommentierung (lebenslange Folgen) aus der Betroffenenperspektive des späteren autodiegetischen Erzählers vorgenommen. Dieser kommentiert die durch gleichzeitige Erzählung und interne Fokalisierung auf das Kind sehr unmittelbar gestalteten Erlebnisse des Protagonisten und verhindert dadurch eine ungestörte Identifikation mit dessen Perspektive.

Die Unterbrechung und Kommentierung der Kinderperspektive durch die Erwachsenenperspektive löst außerdem Inferenzen aus: Deutliche Funktion dieser multiperspektivischen Rahmung ist, dass durch sie ein Kontext etabliert wird, der die intensiven Ereignisse der Episode schon insofern für die Rezipienten einordnet, als

¹⁰⁴⁶ Die von Genette vorgeschlagene Differenzierung zwischen Fokalisierung und extradiegetischer Information (Vgl. dazu Genette, Gérard (2010), S. 244.) vermag kaum zu überzeugen, da unklar ist, wieso ein Kategorienwechsel nötig ist, um Informationen begrifflich zu unterscheiden, die sich in ihren linguistischen Merkmalen nur wenig unterscheiden.

¹⁰⁴⁷ Wawerzinek, Peter (2010), S. 78.

¹⁰⁴⁸ Zu den *primacy effects* vgl. Anm. 131 dieser Arbeit.

¹⁰⁴⁹ Ebd., S. 79.

¹⁰⁵⁰ Ebd., S. 80.

¹⁰⁵¹ Ebd.

¹⁰⁵² Ebd., S. 81.

¹⁰⁵³ Zum Begriff „Rhema“ vgl. Anm. 597 auf S. 94 dieser Arbeit.

dass sie thematisch als Folter bezeichnet werden. Dieser Kontext wird durch das mehrfache Heraustreten aus der Perspektive des erlebenden Kindes wiederholt aktiviert und final durch die schon zitierte Prolepse („Dieses Unwissen bleibt als Spuk mein Leben lang bestehen.“¹⁰⁵⁴) in das Schema von traumatischen, ein Menschenleben prägenden, Ereignissen eingepasst.

Dass es sich bei den in der Szene geschilderten Ereignissen um Folter handelt, ist ohne die rahmende Einordnung nicht ohne weiteres erkennbar, obwohl die Szene aus Perspektive des Kindes erzählt wird. So bemerkt Michalski:

Die Szene [...] hat mit der körperlichen Folter in Erziehungseinrichtungen, wie sie in den collagenhaften Einschüben im Text bisweilen beschrieben werden, wenig gemein. Folter besteht in der vorliegenden Szene nicht primär in physischer Gewalt, obwohl das Ausgeliefertsein des Kindes sich auch in körperlichen Zugriffen manifestiert.¹⁰⁵⁵

Der Protagonist ist hier gleichzeitig der intern fokalisierte, autodiegetische Erzähler, der im Präsens, also parallel zur Handlung erzählt: „Die Erzieherin mit dem dicken schwarzen Zopf am Hinterkopf stellt sich eines Tages bei mir ein. [...] Sie fixiert mich, so viel weiß ich, auch wenn mein Blick zu Boden gesenkt ist.“¹⁰⁵⁶ Der Schwerpunkt der Episode liegt nicht auf dessen Reaktionen, sondern auf den Worten und Handlungen der vom gleichzeitig erzählenden Protagonisten extern fokalisierten Erzieherin.

Die Perspektive des Kindes selbst etabliert auf kognitiver Ebene die Erwartung von „Gefahr“¹⁰⁵⁷ in Form einer „Standpauke“¹⁰⁵⁸ bzw. „Ansprache“¹⁰⁵⁹, aktiviert also ein in pädagogischen Kontexten verbreitetes Muster, so dass die Leserinnen davon ausgehen können, dass der Protagonist sich in einer vertrauten, wenn auch unangenehmen Situation befindet. Diese Antizipation von Gefahr wird durch die Körperhaltung unterstrichen: „Ich blicke zu Boden, wo die Blicke kleine Löcher brennen, die zu kokeln beginnen. Ich möchte die Augen der Erzieherin nicht ansehen. Das schickt sich in einer solchen Situation nicht, macht vieles nur noch schlimmer.“¹⁰⁶⁰

Auf körperlicher Ebene zeigt das Kind zwei widersprüchliche Reaktionen auf die als gefährlich wahrgenommene Frau. Einerseits geht es in eine Verteidigungshaltung – „derweil ich ihrem Blick standhalte, ohne die Lider zu bewegen, bis mir die Augen brennen.“¹⁰⁶¹ Diese ist mittels Personalpronomen konkret auf die Erzieherin bezogen (ihrem Blick) und als körperlich anstrengend charakterisiert (brennende Augen).

Andererseits artikuliert der Körper des Kindes ein Nähebedürfnis:¹⁰⁶² „Die Erzieherin beginnt, mir mit ihrem Handrücken die Wange zu tätscheln. Handhaut, an die ich mich

¹⁰⁵⁴ Ebd., S. 81.

¹⁰⁵⁵ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 226.

¹⁰⁵⁶ Wawerzinek, Peter (2010), S. 78.

¹⁰⁵⁷ Ebd.

¹⁰⁵⁸ Ebd.

¹⁰⁵⁹ Ebd.

¹⁰⁶⁰ Ebd.

¹⁰⁶¹ Ebd.

¹⁰⁶² Vgl. dazu auch Michalski, Anja-Simone (2015), S. 226.

jetzt am liebsten schmiegen würde. Ich kann mich nicht durchringen und überwinden.“¹⁰⁶³ Anders als die Verteidigungshaltung wird das Nähebedürfnis nicht mittels Personalpronomen an die Person der Erzieherin gebunden, sondern nur an einen Abschnitt eines Körperteils (die Haut der Hand), der schwerlich als (konventionalisierte) Metonymie aufzufassen ist.

Der Ausweg aus dieser paradoxen Situation ist die Flucht in die Vogelperspektive: „Meine Erzieherin, denkt das Kind, folgt einer vorgezeichneten Linie, einem künstlichen Laufsteg. Aus der Vogelperspektive, denke ich, sollte ihr Balancieren sich anmutig ausnehmen, ein Linienbild ergeben, das ich mit Buntstiften schön ausmalen könnte.“¹⁰⁶⁴ Hier wird eine Form der Selbstdistanzierung gezeigt, welche die unangenehme Situation zu etwas Positivem, Kindgerechtem umdeutet.

Sowohl die Angst als auch das Nähebedürfnis und der Fluchtimpuls sind basale Gefühle, die im Erfahrungsschatz der meisten Rezipienten schnell abrufbar sein dürften. Sie machen eine Identifikation mit der Perspektive des Protagonisten leicht. Diese Identifikation wird jedoch wiederholt durch die Rahmenperspektive des rekapitulierenden Erwachsenen unterbrochen. Diese wird, wie im Folgenden am Text gezeigt werden soll, von einem unpersönlichen Standpunkt ausgehend, immer betroffener. Gleichzeitig zeigt die Perspektive des erlebenden Kindes eine gegenläufige Entwicklung, nämlich die kognitive Distanzierung von einer kognitiv wie körperlich als widersprüchlich empfundenen Situation.

Die personelle Identität der zwei Perspektiven impliziert, dass die gleichzeitige informationelle Dissonanz der Perspektiven von den Rezipienten wahrscheinlich unter Rekurs auf lebensweltliches Personenwissen in einen Sinnzusammenhang gebracht werden muss. Dies ist möglich, indem die Wertungen der späteren Perspektive von den Leserinnen auf die Erfahrungen der früheren, erlebenden Perspektive übertragen werden. Wiewohl in der Szene, wie im Folgenden gezeigt wird, nur andeutungsweise tatsächliche Gefahr geschildert wird, bleibt das von der Rahmenperspektive etablierte Schema Folter dennoch als sinngebender Kontext aktiv und führt zu einer Verstärkung der negativen Eindrücke.

Zu diesem bereits multiperspektivischen Spiel tritt noch die Perspektive der Erzieherin hinzu. Diese wird erzeugt, indem diese Figur vom Protagonisten extern fokalisiert erzählt wird, so dass nur Handlungen und Worte beobachtbar sind. Über ihre mentalen Zustände kann das Kind durch die Außensicht nichts sicher wissen: „Ihr Blick nicht entschlüsselbar.“¹⁰⁶⁵ Es stellt allerdings Theorien darüber auf: „Ich spüre an der Art ihres Atmens, diesem Rhythmus, diesem unnachahmlichen Unterton beim Ein- und

¹⁰⁶³ Wawerzinek, Peter (2010), S. 78.

¹⁰⁶⁴ Ebd., S. 79. Eine tatsächliche Vogelperspektive, nämlich Gespräche des Kindes mit Vögeln über den Verbleib der Mutter sind zu diesem Zeitpunkt schon im Text etabliert. Vgl. dazu ebd., S. 32ff. Dieser textinterne Kontext wird durch das Vogelmotiv etabliert und verweist auf die in der vorangegangenen Episode etablierte Resilienzstrategie, die durch den Mangel an Informationen über die Mutter entstandene Leerstelle durch Phantasie-Erklärungen bzw. wortlose Kommunikation (Michalski, Anja-Simone (2015), S. 241.) zu füllen.

¹⁰⁶⁵ Wawerzinek, Peter (2010), S. 78.

Ausstoßen der Luft, [...] dass etwas Wichtiges bevorsteht. Je länger so intensiv geatmet wird, umso heftiger wird nach dem Atmen die Ansprache an mich sein, so viel ist gewiss.“¹⁰⁶⁶

Während die Handlungen der Erzieherin in der Episode also eng verbunden mit der Interpretation des Kindes erzählt werden, werden ihre Redebeiträge überwiegend nicht transformiert, also in direkter Rede¹⁰⁶⁷, jeweils eingeleitet mit einer inquit-Formel, wiedergegeben. Ihre Perspektive entsteht also auf zwei Ebenen: die der Wahrnehmung bzw. Interpretation ihrer Handlungen durch das Kind und die Ebene ihrer unkommentierten Redebeiträge.

Anders als vom Kind erwartet spricht die Erzieherin nicht von Verfehlungen des Kindes, sondern thematisiert Mutternarrative, die das Verhalten der Mütter der Heimkinder beschreiben. Ihre Ausführungen beginnen mit der den Protagonisten einschließenden Aussage „Alle Kinder haben eine Mama. Du und die anderen Kinder im Heim.“¹⁰⁶⁸, die ihn persönlich mit dem Konzept Mutter verbindet und somit seine eigene Mutter als Kontext aktiviert. Dies führt sehr wahrscheinlich dazu, dass die Leserinnen des Texts die folgenden Informationen über das Verhalten von Müttern auch im Zusammenhang mit der Mutter des Protagonisten rezipieren.

Die Informationen der Erzieherin sind jedoch widersprüchlich. Sie beschreibt einerseits „Mamas“ allgemein, die mit sich selbst bzw. dem Aufbau des Sozialismus beschäftigt sind: „Mamas haben viel zu tun. Mamas behüten sich. Mamas kommen nicht in dieses Heim.“¹⁰⁶⁹ Andererseits erwähnt sie „manche Mamas“, die mit ihren Kindern interagieren, indem sie zu Besuch kommen oder Briefe schreiben. Diese mit dem Indefinitpronomen als besondere Gruppe gekennzeichneten Mütter tun überwiegend positive Dinge. Dass Mütter so etwas tun, scheint also keine Erwartung an alle Mütter zu sein: „Manche Mamas kommen vorbei, manche nie.“¹⁰⁷⁰ Oder: „Manche Mamas schreiben Briefe. Schöne, lange, lustige, bunte, kurze, knappe, steife und wohl frohgemute Briefe.“¹⁰⁷¹

Auch die Wertung des Mütterverhaltens ist nicht eindeutig: Einerseits scheint durch die Einschränkung „zumindest schicken Mamas Karten“¹⁰⁷² eine minimale Erwartung an Mütter ausgedrückt zu sein, andererseits wird in einer langen Aneinanderreihung thematisiert, dass Mamas „nicht erscheinen können, dass sie zu tun haben [...], also niemals Zeit aufbringen werden für Verplemperung von Zeit, im Kampf der

¹⁰⁶⁶ Ebd.

¹⁰⁶⁷ Diese wird von Genette treffender als fiktiv berichtete Rede bezeichnet. Vgl. dazu Genette, Gérard (2010), S. 121.

¹⁰⁶⁸ Wawerzinek, Peter (2010), S. 78f.

¹⁰⁶⁹ Ebd., S. 79 bzw. ebd., S. 80.

¹⁰⁷⁰ Ebd., S. 79.

¹⁰⁷¹ Ebd., S. 80.

¹⁰⁷² Ebd. Hier findet sowohl eine adverbiale (zumindest) als auch eine inhaltliche Einschränkung (Postkarten sind eine weniger persönliche Form der Kommunikation als die davor genannten Briefe) statt.

Systeme.¹⁰⁷³ Es werden also politische Phrasen als Erklärung für die Abwesenheit der Mütter angeboten.

Von Seiten des intern fokalisierten Protagonisten sind keine Reaktionen auf die Worte der Erzieherin erkennbar, was dahingehend interpretiert werden könnte, dass diese überhaupt nicht kognitiv verarbeitet werden. Die Phrasenhaftigkeit und Allgemeinheit der Aussagen lässt sowohl den Protagonisten („Ich weiß Bescheid und ich weiß von nichts.“¹⁰⁷⁴) als auch den Leser auf der Suche nach einem Sinn in diesen Aussagen zurück, dem die Rezipienten allerdings mit Hilfe einer Suche im textinternen Kontext näher kommen können. Michalski beobachtet sehr richtig, dass

das Wissen um die Mutter, das dem ausgehungerten Jungen, [...] vollkommen fehlt, [...] in dieser Szene, in der die Erzieherin auf den Schutzbefohlenen zugreift, gegen den Willen des Kindes initiiert und als ein bedeutungstragender Teil seiner Biographie inszeniert [wird]. Die Mutter-Narration markiert das Kind als ein verlassenes, ohne dass gleichzeitig die konkreten Folgen dieses Mangels oder gar eine Rettung davor ersichtlich würde.¹⁰⁷⁵

Diese Beobachtung, die sehr treffend den Kern des Gesamttexts beschreibt, berücksichtigt jedoch zu wenig das multiperspektivische Spiel des Texts, der innerhalb der Szene sinngebende Kontexte anbietet. Einerseits setzt das Kind selbst dem Text der Erzieherin die Flucht in die Vogelperspektive entgegen. Dabei wird eine Resilienzstrategie¹⁰⁷⁶ inszeniert, welche die Übermacht der Erzieherin zumindest momentan relativiert (auch wenn ihre Worte aus Perspektive des erwachsenen Erzählers als langfristig wirkungsmächtig dargestellt werden). Andererseits wird die kognitive Ebene des (Nicht-)Wissens um die Mutter durch eine körperliche Ebene ins Verhältnis gesetzt.

Die Interaktion von Erzieherin und Kind scheint noch irritierender, wenn man die körperliche Ebene dazu betrachtet. Diese eröffnet die Interaktion, dominiert sie und wird vom Kind anfangs als der Rede gleichwertige Form der Kommunikation erlebt: „Was sie mir zu sagen hat, ist mit einem Ruck des Kopfes abgetan. [...] Komm mal mit, heißt das.“¹⁰⁷⁷

Der Inhalt dieser Kommunikation besteht überwiegend in Emphase: „Ich spüre an der Art ihres Atmens, diesem Rhythmus, diesem unnachahmlichen Unterton beim Ein- und Ausstoßen der Luft, kurz vor dem Beginn ihrer Rede, dass etwas Wichtiges bevorsteht.“¹⁰⁷⁸ Sie lädt in der Wahrnehmung des Kindes (ich spüre) die inhaltlich wenig gehaltvolle verbale Kommunikation der Erzieherin mit Bedeutung (etwas

¹⁰⁷³ Ebd., S. 81.

¹⁰⁷⁴ Ebd.

¹⁰⁷⁵ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 227.

¹⁰⁷⁶ Mit dem Begriff Resilienz wird die Fähigkeit bezeichnet, sich „trotz gravierender Belastungen oder widriger Lebensumstände psychisch gesund [zu] entwickeln.“ Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Rönnau-Böse, Maike: Resilienz. Stuttgart, München, Basel 2015, S. 10. Altersspezifische Strategien zur Bewältigung solcher Situationen werden im Verlauf eines Lebens erworben. Sie gehören zu den protektiven bzw. Resilienzfaktoren. Vgl. dazu ebd., S. 41.

¹⁰⁷⁷ Wawerzinek, Peter (2010), S. 78.

¹⁰⁷⁸ Ebd., S. 78.

Wichtiges) auf – auch, indem die Erzählung wiederholt Hemmungen und zunehmend extreme Verzögerungsstrategien beim Sprechen schildert:

Sie geht um mich herum, steht kurz hinter mir, geht weiter, denkt nach, will was sagen, schweigt kurz, setzt neuerlich an, was zu reden, unterbricht sich, bevor der Laut entsteht, geht, als müsste sie überlegen, wie mir der Sachverhalt beizubringen ist.¹⁰⁷⁹

Dann „stockt [ihr] der Atem. Sie bringt keinen Ton mehr hervor. Sie ringt mit sich nach Luft und läuft rotköpfig im Raum herum, verweilt am Fenster, beißt sich in die Faust, dass ihre Zahnbögen als Bissspur im Handfleisch zu sehen sind. Die Faust am Mund presst sie [ihre Worte] hervor.“¹⁰⁸⁰

Was so emphatisch kommuniziert werden soll, wird allerdings nicht deutlich. Die körperliche Kommunikation der Erzieherin ist widersprüchlich. Im Gegensatz zum „monotonen kalten Ton“¹⁰⁸¹ bzw. „kühlen Unterton“¹⁰⁸² ihrer Rede und dem wiederholt hergestellten Abstand zum Kind¹⁰⁸³ steht die zunehmend übergriffige körperliche Nähe, die sie zu dem Kind aufbaut: Schon diese Nähe in Form von Blickkontakt, Berührungen von Stirn, Kinn und Tätscheln der Wange¹⁰⁸⁴ wird – das zeigen Formulierungen wie „bis mir die Augen brennen“¹⁰⁸⁵ und „sie lässt ab von mir, löst ihre Hand“¹⁰⁸⁶ – als unangenehm empfunden.

Das Verhalten der Erzieherin wird zunehmend übergriffiger: Es beginnt mit sexuell konnotierten Blicken. Die Erzieherin „schaut sich meinen Mund, meine Lippen an. Ihrem Gesichtsausdruck nach muss mein Mund in diesem Moment für sie ein schöner Mund sein, mit schönen Lippen, die seltsam ruhig sind, geschlossen, geheimnisvoll, glänzend.“¹⁰⁸⁷ Darauf folgt ein unmotivierter körperlicher Übergriff: „Sie fasst mich, packt mich bei den Oberarmen. Sie reißt mich aus meiner Verankerung, hebt mich an, trägt mich ein Stück, drückt mich mit Entschiedenheit gegen die Wand des Speisesaals, sagt wieder nichts, schaut mich mit irren großen Augen an. Setzt mich ab, rückt ab von mir.“¹⁰⁸⁸ Anschließend ereignen sich Gewalthandlungen, welche die Erzieherin an Gegenständen bzw. sich selbst auslebt. Sie

¹⁰⁷⁹ Ebd., S. 79.

¹⁰⁸⁰ Ebd., S. 80.

¹⁰⁸¹ Ebd., S. 78.

¹⁰⁸² Ebd., S. 79.

¹⁰⁸³ Die Distanzierung findet sowohl räumlich statt als auch in Form einer Affirmation der Erzieherinnenrolle, die Anweisungen gibt: „Eine unendliche Dauer liegen die Hände auf meinen Schultern, bis sie ihre Finger von meiner Kinderschulter löst, auf dem Weg zum Fenster ist und zu mir sagt, dass ich gerade stehen soll, wenn sie mit mir spricht.“ Ebd., S. 79.

¹⁰⁸⁴ Ebd., S. 78.

¹⁰⁸⁵ Ebd.

¹⁰⁸⁶ Ebd.

¹⁰⁸⁷ Ebd., S. 79.

¹⁰⁸⁸ Ebd.

bedrängt daraufhin mit Bauch, Knie und Stirn die Wand. Rollt einmal in voller Körperdrehung die Wand ab. Ist neben mir. Schaut aus dem Augenwinkel zu mir herab. [...] Die Wange an die Wand gelegt, als lausche sie, so steht sie, bewegungslos. Die Arme zwischen sich und die Wand geklemmt, furchen ihre Fingernägel den Kalk, dass leise jaulende Kratzgeräusche entstehen, weißer Kalk rieselt. Wandputz, der den Boden bestäubt, sich über ihre schwarzen Schuhspitzen verteilt. Schuhspitzen, von denen sie die Rechte im Takt kräftig gegen die Kalkwand rammt, worauf dort ein kleines Loch entsteht.¹⁰⁸⁹

Michalski interpretiert dies als Ersatzhandlung für die eigentlich von der Erzieherin angestrebte Misshandlung des Kindes: „Die Lust an der Folter ist für die Erzieherin aber gerade dann am größten, wenn sie auf Distanz zum Kinderkörper bleibt. Letztlich vergreift sie sich nicht am Körper des Jungen, sondern hinterlässt ihre Spuren in der Wand des Kinderheims.“¹⁰⁹⁰ Diese Interpretation ist zwar plausibel, basiert aber hauptsächlich auf lebensweltlichem Kontextwissen der Rezipientin.

Der Text selbst expliziert die Lust am Foltern nicht, legt durch die Perspektivenkonstellation aber nahe, die Kinderperspektive aus Sicht einer Erwachsenenperspektive zu ergänzen. Die stärkste physische Form der Gewalt richtet die Erzieherin gegen sich selbst, als sie sich so stark in die Faust beißt, dass der Biss bleibende Spuren hinterlässt.¹⁰⁹¹

Dass die konkreten Handlungen übergreifend sind, wird durch die Kinderperspektive nicht expliziert. Indirekt aber besteht einerseits die Möglichkeit, die von der Rahmungsperspektive initial gegebene Bezeichnung als „wahre Folter“¹⁰⁹² darauf zu beziehen, andererseits aber ergibt sich durch eine weitere Perspektive ein Kontrast: Nach Ende des Abschnitts wird in Form eines Zeitungsartikels ein Kontext angeboten, der tatsächliche körperliche Misshandlungen in einem Kinderheim thematisiert.

Während die Szene mit der Erzieherin einzeln betrachtet die tatsächlich geschilderten Handlungen sehr drastisch beschreibt und die Rahmenperspektive diese Drastik durch den Verweis auf lebenslange Folgen noch verschärft, relativieren sich die Erlebnisse des Protagonisten im Kontrast mit den im Zeitungsartikel enthaltenen extremen Missständen. Diese explizieren systematische Misshandlungen, Vergewaltigungs- und sogar Tötungsvorwürfe gegenüber einem Kinderheim: „Nach der Entdeckung einer verwesenen Kinderleiche in einem ehemaligen Kinderheim auf der britischen Kanalinsel Jersey melden sich immer mehr Zeugen, die über sexuellen Missbrauch von Mädchen und Jungen in der Einrichtung berichten.“¹⁰⁹³

Die letztendliche Bewertung der Erlebnisse des Kindes in dieser Episode obliegt also den Rezipienten, die sie auf Basis ihrer Überzeugungen und Werte treffen müssen. Es ist denkbar, dass diese schwache Art der Kommunikation, d.h. das multiperspektivische Gefüge, das ethische Bewertungen nicht im Text anbietet, sondern auf Seiten der Rezipienten evoziert, ähnliche Effekte hervorruft wie die

¹⁰⁸⁹ Ebd., S. 80.

¹⁰⁹⁰ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 226.

¹⁰⁹¹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 80.

¹⁰⁹² Ebd., S. 78.

¹⁰⁹³ Ebd., S. 81.

Evokation von Qualia.¹⁰⁹⁴ Diese erzeugen ein „Erstaunen darüber, wie genau ein Autor die eigenen Emotionen und Erfahrungen zu kennen und zu teilen scheint.“¹⁰⁹⁵ Derselbe Effekt vermeintlicher Gemeinsamkeit könnte auch in Hinblick auf ethische Bewertungen eintreten.

Die Handlungen der Erzieherin können, das implizieren das Abnehmen intern fokalisierter Stellen sowie der Rekurs auf die Perspektive des extradiegetischen Erzählers,¹⁰⁹⁶ vom Kind zunehmend nicht verarbeitet werden. „Das Verhalten der Betreuungsperson [wird] als nicht nachvollziehbar wahrgenommen“¹⁰⁹⁷, stellt Michalski fest. Der Text selbst macht kein explizites Sinnangebot, seine Rezipienten müssen daher eigene Überlegungen darüber anstellen, wie die durch die groteske Situation ausgelöste Irritation sinnvoll aufgelöst werden könnte.

Die wiederholt geschilderte körperliche Vehemenz, die mit den phrasenhaft-allgemeingültigen, also inhaltlich wenig gehaltvollen Worten einhergeht, löst bei dem Kind die Vermutung aus, dass die Erzieherin mehr über seine Mutter wissen könnte, als sie verrät: „als müsste sie überlegen, wie mir der Sachverhalt beizubringen ist.“¹⁰⁹⁸

Auch für die Rezipienten ist dies auf Basis von Weltwissen über reale Personen eine plausible Erklärung für das Verhalten der Erzieherin.¹⁰⁹⁹ Diese dürfte dazu führen, dass der textuelle Kontext auf Hinweise auf dieses Wissen abgesucht wird. Es kann zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht aus dem Text erschlossen werden, so dass die Frage offengehalten und bei der weiteren Lektüre weiterverfolgt werden muss.

Insgesamt gesehen wird in dieser Episode ein komplexes Spiel aus Perspektiven aufgebaut. In dessen Zentrum steht eine Leerstelle, die allerdings nicht benannt, sondern nur impliziert wird. Das bedeutungsvolle Zögern der Erzieherin beim Sprechen über die Mutter des Kindes deutet an, dass sie mehr weiß, als sie sagt. Ihre Worte selbst sind phrasenhafte Gemeinplätze. Sie verweigert ihm also die Informationen über seine Mutter, auf die sie seine Aufmerksamkeit erst gelenkt hat und teilt ihm stattdessen Dinge mit, die es kognitiv nicht zu verarbeiten scheint.

Während diesen Informationen kein Bedürfnis des Kindes gegenübersteht, zeigt es sehr wohl ein Bedürfnis nach körperlicher Nähe. Das Kreisen der Erzieherin um das Kind und ihr übergriffiger Umgang mit seinem Körper sind allerdings keineswegs geeignet, dieses Bedürfnis zu stillen, sondern überzeichnen es ins Groteske. Das Kind reagiert dementsprechend auch mit Angst sowie einer kognitiven Distanzierung von der Situation.

¹⁰⁹⁴ Vgl. dazu S. 130 dieser Arbeit.

¹⁰⁹⁵ Strasen, Sven (2008), S. 184.

¹⁰⁹⁶ „Wie in einem schlechten Film sich eine schlechte Schauspielerin kichernd benimmt, denke ich heute, als gelte es, die kindliche Geduld zu testen.“ Wawerzinek, Peter (2010), S. 80.

¹⁰⁹⁷ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 227.

¹⁰⁹⁸ Wie Anm. 1079 dieser Arbeit.

¹⁰⁹⁹ Eine andere Erklärung ist die von Michalski (ebd.) vermutete Lust an der Folter. Vgl. dazu Anm. 1089 dieser Arbeit.

Nicht die von Michalski beschriebene „Verlusterfahrung als vernichtendes und gleichzeitig identitätskonstituierendes Element“¹¹⁰⁰ ist demnach bestimmend für die Perspektive des erlebenden Protagonisten, sondern die Konfrontation mit kulturellen Mustern einerseits bei Nichterfüllung von Grundbedürfnissen andererseits.

Wie diese Situation langfristig einzuordnen ist, wird nicht allein durch eine autobiografisch rückschauende Kommentierung, sondern multiperspektivisch verhandelt. Einerseits wird durch die Perspektive des später erzählenden Protagonisten eine deutliche Wertung angeboten und auf lebenslange Nachwirkungen verwiesen, andererseits wird in Form eines viel schlimmere Misshandlungen thematisierenden Zeitungsartikels ein Vergleichskontext etabliert, der die Ereignisse der Episode sichtlich relativiert. Es ist also keineswegs nur klassisch autobiografisches Sprechen von sich selbst, das hier im Mittelpunkt steht. Eine Intention eines schreibenden Subjekts ist dem Text schon deswegen schwerlich zu entnehmen, weil die Wertung der geschilderten Ereignisse zwar vom Text inferentiell angeregt wird, letztendlich aber von den Rezipienten selbst vorgenommen werden muss.

Autobiografische Bedeutung muss also von den Rezipienten selbst aus dem Zusammenspiel vom Text und ihm vorgängigen Kontexten, die als Intertexte in den Text selbst inkorporiert sind und so seine Rezeption steuern, konstruiert werden. Sie liegt nicht im Bewusstsein des erlebenden oder erinnernden Subjekts, sondern entsteht erst im Prozess der Rezeption.

Die in dieser Episode geschilderten Ereignisse sind durch ihre multiperspektivische Auffächerung vieldeutig. Durch die Multiperspektivität wird ein Spektrum an sinngebenden Kontexten angeboten, das zur Folge hat, dass eine emotionale bzw. moralische Bewertung der Situation nur dann entsteht, wenn die Rezipientinnen aktiv eine eigene Wertung vornehmen, die sicherlich auf Basis ihrer realweltlichen Überzeugungen und Werte erfolgt. Diese Anforderung, eigene Wissensbestände zu aktivieren, dürfte zu größerer Identifikation mit dem Geschehen führen als dies der Fall wäre, wenn die Ereignisse aus nur einer Perspektive geschildert würden. Gleiches gilt auch für die letztendlich von den Rezipienten entwickelte Wertung der Ereignisse.

¹¹⁰⁰ Ebd., S. 231.

4.2.4 Thematische Ähnlichkeiten: Figurenperspektiven als normativer Kontext

Wiewohl sich Zitate von Zeitungsartikeln oder Literatur und autodiegetische Kommentare des späteren Erzählers als Konstanten durch den Text ziehen, wird ihr multiperspektivischer Einsatz, wie gleich zu zeigen ist, im Text variiert. Aus den je spezifischen Konstellationen der verschiedenen Perspektiven entstehen verschiedene Muster der Informationvergabe, die zusätzlich zu ihrer vermittelnden Zeichenfunktion Inferenzen auslösen.

Sie tragen dazu bei, die im Mittelpunkt stehende Lebensgeschichte multiperspektivisch aufzufächern, d.h. „neben den Verstörungen, auch ihre Vielfalt zu erhalten“.¹¹⁰¹ Die z.B. bei Braun zu beobachtende enge Festlegung des Romans auf die Thematik der Muttersuche, der für ihn insgesamt eine „Biographie der Mutterlosigkeit“¹¹⁰² darstellt, verstellt den Blick auf weitere, ebenfalls darin verhandelte Probleme, aber auch auf die damit verbundenen Resilienzstrategien.

Diese sollen im folgenden Kapitel anhand einer weiteren Episode beleuchtet werden, die eine Misshandlungserfahrung vermittelt. Hier ist ebenfalls eine deutliche Steuerung der Rezipientinnen zu beobachten, sie unterscheidet sich jedoch erheblich von den Verfahrensweisen im eben besprochenen Textabschnitt.

„Die nimmt mich in den Schwitzkasten.“¹¹⁰³ Aus Perspektive des Protagonisten, also des intradiegetisch-homodiegetischen Erzählers wird eine Erfahrung von Nötigung und sexueller Gewalt erzählt: „Sie greift meinen Penis, betastet die Haut, sucht die Haut nach hinten zu verschieben, dass es schmerzt“.¹¹⁰⁴

Diese wird jedoch im kognitiven Rahmen eines Briefmarkentauschs vermittelt: „Bianca sind so viele Briefmarken, wie sie will, versprochen. Es ist eine philatelistische Besonderheit von ihr zu erwarten.“¹¹⁰⁵ Dieser kognitive Rahmen wird auch dann nicht verlassen, als die Tauschpartnerin Bianca sich nicht regelkonform verhält: „Was hier zum schlechten Beispiel durch eine Tauschpartnerin abgezogen wird, ist unehrenhaft und gehört sich nicht unter Philatelisten.“¹¹⁰⁶ Er bleibt bis zum Ende der Interaktion bestehen:

Ich flüchte das Tauschbettenlager. Ich stürme den Flur entlang, die Treppenstufen runter, in mein Zimmer, wo ich mich unter der Bettdecke meines Bettes verberge; und fühle mich wie in all den vorherigen Kinderheimjahren nicht; einzig die lila Marke wärmt mir die Hand. Ich fühle mein Glied schmerzen.¹¹⁰⁷

¹¹⁰¹ Bürner-Kotzam, Renate (2011), S. 61.

¹¹⁰² Braun, Michael (2011), S. 510.

¹¹⁰³ Wawerzinek, Peter (2010), S. 135.

¹¹⁰⁴ Ebd., S. 137.

¹¹⁰⁵ Ebd., S. 130.

¹¹⁰⁶ Ebd., S. 135.

¹¹⁰⁷ Ebd., S. 137.

Dieses Framing stellt eine Distanz zu den Ereignissen her. Die inferentielle Erzählweise erlaubt es, unmittelbar aus Perspektive des Kindes Ereignisse zu erzählen, deren tatsächliche Einordnung der inferentiell gesteuerten Ergänzungsleistung der Rezipienten und dem Grad ihrer Einlassung auf diese Erzählweise überlassen ist.

Das aus Sicht der Rezipienten auf Basis ihres Weltwissens irritierende Festhalten des Kindes am Skript des Briefmarkentauschs kann als Zeichen für dessen Naivität oder als kognitive Dissoziation gesehen werden, die ihm hilft, mit der Gewalterfahrung umzugehen. Welche Erklärungen genau gefunden werden, hängt vom Wissensstand der Rezipienten ab. Auf jeden Fall aber führt die auffällige Diskrepanz zwischen der geschilderten sexuellen Gewalt und dem dies nicht abbildenden Briefmarkenscript sehr wahrscheinlich zu Irritationen auf Seiten der Rezipienten. Das Erkennen und Bewerten der sexuellen Gewalt als solche wird nicht vom Text selbst geleistet, sondern muss von den Rezipienten geleistet werden. Die Effekte dieses Erzählverfahrens dürften daher um so intensiver ausfallen, je stärker relevante Wissensfelder in ihrem Wissensfundus verankert sind.

Diese Ergänzungsleistung wird jedoch nicht den Rezipienten bzw. dem Zufall überlassen, sondern von ihnen eingefordert. Wie in den anderen Episoden auch, werden in dieser Episode durch Multiperspektivität Referenzkontexte geschaffen, welche die inferentielle Ergänzung steuern, indem sie inhaltliche Themenschwerpunkte setzen. Diese Kontexte werden diesmal mit Hilfe von intradiegetischen Perspektiven in die Episode eingebunden. Aufgrund ihrer thematischen Ähnlichkeit mit den im Mittelpunkt der Episode stehenden Ereignissen eröffnen sie Angebote für einen Wertungshorizont.

Die Eröffnung des Abschnitts scheint zunächst einmal nur Zeitkolorit zu etablieren: „WIR SCHREIBEN DAS JAHR 1963. Martin Luther King junior führt eine große Bürgerrechtskampagne in Birmingham, Alabama an. Im Süden kommt es zu Aufruhr um die Registrierung Schwarzer in Wählerlisten. [...] Wir erfahren davon erst viel später“.¹¹⁰⁸ Wieder wird die Episode durch den autodiegetischen Erzähler eingeleitet, diesmal jedoch spricht dieser in der dritten Person Plural, evoziert also eine Gemeinschaft von Zeitgenossen, auf welche die folgenden Informationen bezogen werden können.

Das in der Rückschau einer Gemeinschaft evozierte Zeitkolorit besteht einerseits aus Ereignissen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung und andererseits aus zeitgenössischen Musiktiteln, die Liebe thematisieren: „*I Can't Stop* etabliert den Southern Soul aus Memphis, Tennessee, im besten Studio von allerbesten Musikern jener Zeit aufgenommen. *Please Please Me* und *From Me To You* und *She Loves You* laufen sich den Rang ab.“¹¹⁰⁹

Das hier etablierte Spektrum zwischen Selbstbehauptung und Liebe stellt nicht nur einen Zeitbezug her, sondern beeinflusst die Rezeption der darauffolgenden Summary

¹¹⁰⁸ Ebd., S. 127f.

¹¹⁰⁹ Ebd., S. 128.

der zu erzählenden Ereignisse: „Seien wir korrekt und diszipliniert. Bianca und die Sache mit der 35-Pfennig-Walter-Ulbricht-Briefmarke stehen für die größte Entdeckung meines Lebens. Die Entdeckung ändert mein Verhältnis zum anderen Geschlecht.“¹¹¹⁰ Die Erwähnung der Entdeckung des anderen Geschlechts engt das eingangs etablierte Spektrum vermeintlich auf die Liebesthematik ein; auch die mit dem Lexem „entdecken“ verbundene Agensrolle lässt die Frage der Bürgerrechte zunächst einmal in den Hintergrund treten. Sie ist jedoch etabliert und höchst relevant angesichts der in der Episode geschilderten sexuellen Übergriffe, so dass die Möglichkeit besteht, dass sie im Verlauf der Episode von den Rezipienten reaktiviert wird.

Anders als in der Episode mit der übergriffigen Erzieherin wird in der Eröffnung dieser Episode nicht aus quasi auktorialer Perspektive eine eindeutige Einordnung der Ereignisse als Folter vorgenommen, sondern Eindeutigkeit vermindert, indem einerseits ein Spektrum an Referenzkontexten etabliert und andererseits eine Gemeinschaft hergestellt wird, die als kollektiver Bezugspunkt für spätere Informationen fungieren kann. Tatsächlich tauchen in dieser Episode sowohl mehr erwachsene Figuren (Hausmeister, Köchin) als auch mehr Kinder (Heinz, Bianca) auf, die Perspektiven beisteuern, als in der zuletzt besprochenen.

Auffällig ist, dass diese Episode nicht durch einen Zeitungsartikel gerahmt ist, der wie ein die Rezeption lenkender Epilog¹¹¹¹ fungiert. Zwar werden in „Rabenliebe“ Misshandlungen von Heimkindern untereinander im Medium Zeitungsartikel thematisiert, dies findet jedoch an anderer Stelle statt und wird der Verantwortung des pädagogischen Personals zugeschrieben: „Systematisch seien in dem Heim [...] ältere Kinder von Angestellten angestachelt worden, Jüngere anzugreifen und zu vergewaltigen.“¹¹¹² Gerade in der Episode von „Rabenliebe“, in der ein solcher Fall tatsächlich stattfindet, wird auf das Beibringen einer Zeitungsmeldung als Referenzkontext verzichtet.

Die mit den Zeitungsmeldungen verbundene Evokation des Weltwissens der Rezipienten zu Fällen von Misshandlungen von Heimkindern wird somit vermieden, die Erlebnisse des Protagonisten können dadurch auch nicht ins Beispielhafte verallgemeinert werden, wie Braun dies für den Rest des Texts beobachtet: „Zeitungsmeldungen, [...] die [...] verschiedene Schicksale von aktuellen Aussetzungen, Tötungen und Misshandlungen von Kindern behandeln, [geben] dem Roman den Anstrich einer Beispielgeschichte.“¹¹¹³ Ein rahmender, nachträglich einordnender Kontext wird für diese Episode nicht angeboten, die Vergleichskontexte werden stattdessen intradiegetisch, d.h. konkret über weitere Figurenperspektiven verankert.

¹¹¹⁰ Ebd., S. 128.

¹¹¹¹ Zur Funktion von Epilogen vgl. Hoffmann, Torsten: Epilog. In: Dieter Burdorf/Christoph Fasbender/Burkhard Moennighoff (Hgg.), Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen. Stuttgart 2007, S. 195–196.

¹¹¹² Wawerzinek, Peter (2010), S. 81.

¹¹¹³ Braun, Michael (2011), S. 510.

Zum „Gärtner von nebenan“¹¹¹⁴ hat das Kind eine privilegierte Beziehung, dieser „schaut mich manchmal merkwürdig an, streicht mir übers Haar, nennt mich Minjong, sagt, dass er mir mit den Jahren Dinge erklären wird“.¹¹¹⁵ Dass es sich dabei um eine affektive Beziehung seitens des Nachbarn handelt, wird vom Kind nicht reflektiert, kann von den Rezipienten aber aufgrund der Geste über das Haar streichen und der Anrede „mein Junge“ inferiert werden. Es liegt nahe, anzunehmen, dass die affektive Haltung des Nachbarn dem Kind gegenüber der Grund dafür ist, dass das Kind Zugang zu den „Kaninchenställen, die er geheim hält vor den Heimkindern“¹¹¹⁶, erhält.

Die extern fokalisierte Figur bringt eine Perspektive über die angemessene Berührung von Lebewesen in den Text ein, die in markantem Kontrast zu den später geschilderten Übergriffen steht: „Sie [die Heimkinder] würden meinen Tieren die Pelze vom Leibe streicheln, sagt er und bringt mir bei, wie er die Hasen bürstet. Jeden Tag eine Stunde, wenn sie haaren, zwei. [...] Er sagt, wahre Schönheiten seid ihr, meine Hasen, ihr mit euren blauen Augen. Drückt seinem Rammler einen Kuss aufs Fell.“¹¹¹⁷ Dass die affektive Nähe des Nachbarn zum Kind die Voraussetzung für das Privileg der Berührung (der Hasen) ist, ist eine Bedeutungsebene, die von den Rezipienten ergänzt werden muss.

Eine zweite Figurenperspektive, die als Vergleichskontext etabliert wird, ist die der Köchin. Sie kann vom Kind ebenfalls nur von außen beobachtet werden, wird also vom autodiegetischen Erzähler extradiegetisch fokalisiert. In ihrer Perspektive wird die Zuneigung zu ihrem Mann, dem Postboten („Die Köchin erzählt vom Postmann, den sie schon geliebt hat, als sie noch ein Mädchen war.“¹¹¹⁸), mit ihren Ausführungen zum Briefmarkensammeln („Währenddessen klärt sie mich über den Sinn und die Aufgabenstellung der Sammlerleidenschaft auf.“¹¹¹⁹) vermischt:

Das Sammeln und Erforschen und Bewerten von Briefmarken geschieht in der Regel nach vollständigen Sätzen, klärt mich die Köchin auf. Ich spüre den Stolz an ihr, ihr Wissen an jemanden weiterreichen zu können. Nun hat sich die Liebe zum Postbeamten in Bahn gebracht.¹¹²⁰

Ihre Ausführungen zu Tauschverhalten werden also affektiv aufgeladen. Durch die Perspektive der Köchin wird Expertenwissen vermittelt:

Belehrt mich, beschwört mich, mit meinen doppelten, dreifachen, zehnfachen Marken einen guten Handel zu betreiben, echte Raritäten an Land zu ziehen. Versuch, beim Tauschen immer die besten Marken einzuheimsen. Schöne Marken werden gegen weniger schöne eingetauscht. Tausch so oft es geht mit anderen Briefmarkensammlern. Nimm Marken an, die sie nicht gebrauchen können. Frag lieber mich, bevor sie dich betrügen.¹¹²¹

¹¹¹⁴ Wawerzinek, Peter (2010), S. 128.

¹¹¹⁵ Ebd., S. 128.

¹¹¹⁶ Ebd.

¹¹¹⁷ Ebd.

¹¹¹⁸ Ebd., S. 131.

¹¹¹⁹ Ebd.

¹¹²⁰ Ebd., S. 131f.

¹¹²¹ Ebd., S. 131.

Gleichzeitig wird sie – das macht der letzte Satz des Zitats deutlich – als Autorität mit Wissensvorsprung markiert. Aus Perspektive des Kindes ist dieses Wissen der Vergleichskontext, der herangezogen wird, um die von einer Briefmarke ausgelöste Interaktion mit Bianca zu bewerten, obwohl diese aus Sicht der Rezipienten deutlich das Schema zivilisierten Briefmarkentauschs verletzt:

Ich habe der Bianca meine Marken ausgeliefert. Sie verweigert sie mir frech. Die gemeinsame Bettdecke ist längst fortgeschleudert und zu Boden gegangen. [...] Wir sind allein im Heim. Ich kann zu niemandem gehen, mich über die Bianca beschweren, den Fall der Köchin erläutern, dass die sich die freche Bianca schnappt, ihr die Leviten verliest, sie zurechtweist, in Kenntnis setzt, dass es im Tauschhandel Regeln gibt, die einzuhalten sind, sonst wäre ja reinste Anarchie ausgerufen.¹¹²²

Die durch die Perspektive der Köchin mit dem Briefmarkentausch verbundene affektive Komponente scheint in der Rezeption des Kindes keine Rolle zu spielen. Aus seiner Perspektive wird der Aspekt der Regelmäßigkeit betont. Sowohl durch den Gärtner als auch durch die Köchin wird dem Kind ein Sachthema (die angemessene Berührung von Hasen bzw. Tausch von Briefmarken) vermittelt und mit einer affektiven Komponente aufgeladen. Eine kognitive Verarbeitung dieser affektiven Komponente seitens des Kindes ist allerdings in beiden Fällen nicht beobachtbar.

Die eingangs in den Rahmenperspektiven durch die Erwähnung von Liebesliedern eingeführte und durch die beiden Erwachsenenperspektiven weitergeführte Thematisierung von Affektivität steht in starkem Kontrast zur Perspektive des Protagonisten und von Bianca. Diese ist eine vieldeutige Figur, ihre Gendercodierung ist nicht eindeutig. Sie ist „immer vorneweg und eins von den Mädchen, die lieber ein Junge geworden wären“¹¹²³, gleichzeitig aber „sagt [sie] von sich, dass sie Aschenputtel, auch Aschenbrödel oder Cinderella, jedenfalls eine Heldin vieler Volkssagen sei. [...] Sie wartet auf den Prinzen.“¹¹²⁴ An das in diesem Märchen intertextuell angespielte Motiv eines Gegenstandes, der eine Verbindung zwischen zwei sich affektiv zugetanen Menschen herstellt, wird mit dem Motiv des Briefmarkentauschs angeknüpft:

Also tanzt Bianca so lange es geht und bricht Hals über Kopf auf, verliert die Palaststufen heruntertrippelnd einen gläsernen Pantoffel. Der Prinz findet den Glasschuh und lässt im Lande nach der Besitzerin suchen. Dann findet er Bianca in unserem Heim und heiratet sie.

Ich bin in einer außerordentlichen Angelegenheit ins Mädchenreich zu Bianca unterwegs. Ich habe ein kleines Briefmarkenalbum dabei. Ich will von der Bianca die dunkelviolette 35-Pfennig-Walter-Ulbricht-Briefmarke haben, muss sie an mich bringen.¹¹²⁵

Während der Prinz allerdings wiederholt als „verliebt“¹¹²⁶ bezeichnet wird, spielt diese Art von Affekten in der Interaktion der zwei Kinder keine Rolle. Bianca wird zwar

¹¹²² Ebd., S. 135.

¹¹²³ Ebd., S. 129.

¹¹²⁴ Ebd.

¹¹²⁵ Ebd., S. 130.

¹¹²⁶ Ebd.

einerseits durch eine Nebenfigur („Heinz ist verliebt in Bianca.“¹¹²⁷) und andererseits durch den intertextuellen Bezug auf ein Volkslied als begehrenswert dargestellt:

Hab mein Wagen vollgeladen, voll mit alten Weibsen, als wir in die Stadt neinkamen hüben sie an zu keifen, drum lad ich all mein Lebetage nie alte Weibsen auf mein Wage, hieh, Schimmel, hieh, hab mein Wagen vollgeladen, voll mit Männer alten, als wir in die Stadt neinkamen, murrten sie und schalten, hieh, Schimmel, hieh, hab mein Wagen vollgeladen, voll mit jungen Mädchen, als wir zu dem Tor neinkamen, sangen sie durchs Städtchen, zieh Schimmel, zieh.¹¹²⁸

Es handelt sich dabei um eine gekürzte Version. Der zweite, üblicherweise variierte Refrain, der das Interesse des Sprechers an jungen Mädchen thematisiert, fehlt, dürfte aber von Rezipienten, denen das Lied geläufig ist, im Kopf ergänzt werden: „Drum lad ich all mein Lebetage/nur junge Mädchen auf mein! Wage“.¹¹²⁹ In diesem Fall wird die Information, dass junge Mädchen begehrenswert sind, zwar aktualisiert, dies findet aber nur auf Seiten des Rezipienten statt und kann nicht dem Protagonisten zugeschrieben werden.

Bianca selbst wird nur aus der Außenperspektive sichtbar. Sie ist durch den Erzähler extern fokalisiert, ihre Gedanken können somit nicht beobachtet werden. Ihre Worte und Handlungen machen es jedoch möglich, eine Perspektive zu konstruieren. Diese zeigt allerdings, das wird in der Folge demonstriert, keine Zeichen von Zuneigung zu ihrem Interaktionspartner. Bianca nutzt die Abwesenheit des gesamten Heimpersonals,¹¹³⁰ um dem Protagonisten einen Tausch vorzuschlagen: „Wenn alle weg sind, tauschen wir, hat die Bianca zu mir gesagt.“¹¹³¹ Anders als angekündigt, verfolgt Bianca jedoch zusätzliche Pläne, die als Erkundung von Sexualität zusammengefasst werden können. Zunächst entblößt sie sich:

Wir knipsen unsere Taschenlampen an. Biancas Lampe ist heller als meine. [...] Ich sehe mich geblendet. Ich kann nach jedem Lichtstich eine Weile nichts sehen, reibe mir die Augen und sehe dann der Bianca zwischen die Beine auf das fleischliche Ding, den wunden Spalt, weit hinten als böser Anblick zu erhaschen, der mich schreckt. Es schreckt mich dieses frische, rötliche Fleisch, das ich zu Gesicht bekomme, wenn die Bianca sich bewegt, ruckt und zuckt und ihre Beine öffnet.¹¹³²

Da hier nur Handlungen gezeigt werden, sind Biancas Intentionen anfangs auch für die Rezipienten nicht erkennbar. Auch ihre Worte thematisieren sie nicht direkt. Sie

¹¹²⁷ Ebd., S. 129.

¹¹²⁸ Ebd.

¹¹²⁹ anonym: Hab mein Wagen voll geladen. Edition C: Wandervogel 1910. In: Eckhard John/Tobias Widmaier (Hgg.), Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon. Freiburg im Breisgau 2012, S. 1–3, S. 1.

¹¹³⁰ „Ich bin an meinem ersten Tauschtag mit der Bianca allein im Heim. Die Kinder des Heimes sind auf Reise, das Wochenende über als Heimfamilie sozusagen unterwegs zur Insel Rügen in ein dort befindliches leer stehendes Haus. Bianca gibt vor, verschnupft zu sein. Ich sehe mich ausgeschlossen, weil ich Schlimmes zu einer Erzieherin gesagt habe. [...] Es ist sonst keiner im Heim, nur der Hausmeister und seine Frau. Die wännen uns gut zu Bett gebracht und sitzen im Seitentrakt zu Tische, bei Feiertagsbier und Braten, die Ruhe genießen.“ Wawerzinek, Peter (2010), S. 132.

¹¹³¹ Ebd.

¹¹³² Ebd., S. 133.

verwendet das eigentliche Ziel der Briefmarkenübergabe, um Berührungen durch den Protagonisten zu erpressen, spricht dies aber nicht aus:

Bianca zeigt die lila Briefmarke kurz einmal her. Sie liegt auf ihrer flachen Hand. [...] Ich bin bereit, alle Marken Bianca zu geben. Bianca ziert sich. Ich schiebe ihr meinen Markenstapel hin. Sie nimmt an und gibt sich gut gelaunt, ist albern, verschränkt die Arme, grinst mich breit an, sagt: Was, wenn ich sie dir nicht geben will? Gib sie mir, sie steht mir zu. Such sie doch, gluckst Bianca, macht mich wütend. Ruckzuck bin ich um die Bianca rum, fahnde nach meinem Besitz, suche viel zu lange und ausgiebig. [...] Such sie doch, such sie richtig.¹¹³³

Aus ihrem Verhalten kann auf Basis von Weltwissen sexuelles Interesse inferiert werden. Ihre Worte andererseits thematisieren deutlich den Wunsch nach Überlegenheit, der in auffälligem Kontrast zu ihrer schon erwähnten Selbstdarstellung als zu rettende Prinzessin steht und diese übersteigert:

Ich bin da und dort mit meinen Händen. Ich suche die Bianca dort und hier zu umfassen und bin von dem Mädchen mit kälter, kalt, warm, heiß, heißer bald in die Richtung geführt, bald in die nächste gelenkt und lande vor dem Schockgebilde zwischen ihren Beinen. Wir halten ein. Bianca sagt: Du wirst die Marke nur finden, wenn ich es will. Ich bin die Königin. Du bist die Königin.¹¹³⁴

Sie ist dem jüngeren Kind in mehrfacher Hinsicht überlegen. Nicht nur ist ihre 35-Pfennig-Walter-Ulbricht-Briefmarke den gesamten Markenbestand des Kindes wert; sie, die Ältere, ungefähr Zwölfjährige¹¹³⁵, ist ihm auch körperlich überlegen: „Der Schwitzkasten wirkt. Ich bekomme keine Luft. Ich sterbe und die Bianca erlöst mich. Ich soll ihr versprechen, artig zu sein, unter die Bettdecke zurückzuschlüpfen.“¹¹³⁶

Nicht ihr Interesse an Berührung des anderen Geschlechts ist das Problematische an dieser Stelle, sondern die gewaltvolle Umsetzung dieser Interessen. Sie bewegt sich zwar oberflächlich im Muster des Briefmarkentauschs, geht aber in ihren Forderungen deutlich darüber hinaus: „Bianca lenkt überraschend ein, schlägt einen Deal vor. Du kriegst die Marke, wenn ich dafür was kriege.“¹¹³⁷ Die Kulmination ihrer Übergriffe auf das Kind besteht darin, die bereits geschilderte Berührung seiner Genitalien einzufordern, die sie für ihn schmerzvoll umsetzt: „Sie möchte meinen Penis berühren. [...] Ich halte dem Schmerz stand.“¹¹³⁸

Wieder werden das Machtgefüge (der Unterlegene muss versprechen, artig zu sein) und der Briefmarkentausch (der Deal zum Tausch der Marke) verbal thematisiert. Eine Steigerung ist darin zu sehen, dass auch das sexuelle Interesse (die genitale Berührung) explizit verbalisiert wird. Biancas Perspektive ist also zum Ende der Interaktion hin über ihre (allerdings nur in indirekter Rede wiedergegebenen) Worte rekonstruierbar. Die Schmerzen, die sie verursacht, sind nicht Teil dieser Perspektive. Sie werden, wie im

¹¹³³ Ebd., S. 134f.

¹¹³⁴ Ebd., S. 136.

¹¹³⁵ Das Kind ist zu diesem Zeitpunkt ungefähr 10 Jahre alt und gleichzeitig „fast zwei Jahre jünger [...] als sie“. Ebd., S. 135.

¹¹³⁶ Ebd.

¹¹³⁷ Ebd., S. 136.

¹¹³⁸ Ebd., S. 137.

letzten Zitat zu sehen war, mittels interner Fokalisierung des Protagonisten geschildert.

Aus der Zusammenschau mit den zuvor etablierten Erwachsenenperspektiven des Hausmeisters und der Köchin ergibt sich eine Steuerung der Inferenzen darüber, welche Bedeutung Biancas Handlungen, die aus dem Weltwissen der Rezipienten als Nötigung bzw. sexuelle Gewalt einzuordnen wären, für den Text haben. Diese Zusammenschau wird vom Text insofern nahegelegt, als dass es deutliche thematische Übereinstimmungen gibt. Sowohl Briefmarkentausch als auch Berührungen finden statt. Beide Skripte werden jedoch nicht eingehalten. Die angemessene, also die körperliche Unversehrtheit wahrende Berührung von Lebewesen gelingt genauso wenig wie ein regelkonformer Austausch von Briefmarken.

Auch die affektive Komponente, die sowohl durch die Perspektive des Gärtners als auch durch die Perspektive der Köchin mit den jeweils von ihnen erläuterten Skripten verknüpft ist, findet sich in der Interaktion mit Bianca nicht wieder. Bianca schlägt dem Protagonisten zwar vor, die genitale Berührung zu erwidern („Bianca sagt: Jetzt du. Greif mich an.“¹¹³⁹), ihre Formulierung steht allerdings durch die Wahl des Verbs (angreifen) in größerer Nähe zu den vorangegangenen körperlichen Auseinandersetzungen als zu reziproker Sexualität. Die durch die Außensicht des Kindes wiedergegebenen Perspektive von Bianca bricht mit den zuvor im Text etablierten Skripten liebevoller Berührung und leidenschaftlicher Philatelie. Stattdessen ist eine emotionslose, durch Übermacht erzwungene Transaktion beobachtbar.

Textinterne Skripts steuern also die Bewertung der Ereignisse mit und überlassen diese nicht nur dem Zufall bzw. dem Weltwissen und der Einlassungsbereitschaft der Rezipienten. Anders als in Episoden, die durch Zeitungsmeldungen gerahmt sind, werden in dieser Episode nicht primär das Weltwissen und die darin enthaltenen Skripte der Rezipienten angesprochen, sondern es wird ein eigener Wertungskontext modelliert, der aus Erwachsenenperspektive Egalität und Affekt betont.

Interessant ist darüber hinaus auch die Perspektive des Protagonisten. Sie bewegt sich außerhalb des von den Zeitungsmeldungen wiederholt aktivierten Skripts, das die Verantwortung für sexuelle Übergriffe in Heimen und Familien bei den Erwachsenen verortet. Zur Erinnerung sei die oben thematisierte Meldung hier noch einmal zitiert: „In dem Heim ‚Haut de la Garenne‘ in der Ortschaft St. Martin [sind] ältere Kinder von Angestellten angestachelt worden, Jüngere anzugreifen und zu vergewaltigen.“¹¹⁴⁰ Kinder dagegen sind die „Opfer solcher Gewalttaten“.¹¹⁴¹

Zwar werden durch die Perspektive des von sich selbst erzählenden Protagonisten durchaus Angst und Überforderung thematisiert, diese Komponenten sind allerdings

¹¹³⁹ Ebd., S. 137.

¹¹⁴⁰ Ebd., S. 81.

¹¹⁴¹ Ebd.

stärker beim erwachsenen Erzähler verortet als in der unmittelbaren Erfahrung des Kindes, die stattdessen Resilienzstrategien in den Mittelpunkt rückt.

Beide Perspektiven sind narratologisch nicht zu differenzieren— die autodiegetische Erzählung findet insgesamt im Präsens statt und fokalisiert den Protagonisten intern. Dennoch kann aufgrund von Weltwissen zwischen Wissensbeständen, die einem erzählenden Ich unmittelbar zugänglich sind und Wissen, das erst später erworben sein kann, unterschieden werden. Diese Zuordnungspunkte sind gemeint, wenn in dieser Arbeit von der Perspektive des Kindes und des erwachsenen Erzählers gesprochen wird. Die je spezifische Aufteilung von Informationen auf diese zwei Perspektiven soll im Folgenden dargestellt werden.

Ausgangspunkt und Handlungsbasis der Kinderperspektive ist der Wunsch, „ein Sammler [zu] sein, ein Phi-la-te-list. Die ferne Utopie rückt näher.“¹¹⁴² Dem Wunsch nach Bestätigung durch einen gelungenen Tausch steht ein Selbstbild als Sammler mit vorhandenem Expertenwissen gegenüber: „Ich bin schon seit Wochen Briefmarkensammler. Ich gebe notfalls meinen Bestand an Marken für die eine Marke her. [...] Ich darf meine Ungeduld nicht durchblicken lassen. Ich darf nicht zucken, wenn sie alle haben will, so über jede Norm hoch steht das von mir angestrebte Exemplar im Kurs.“¹¹⁴³

Im kognitiven Feld des Briefmarkentauschs werden die positiven wie negativen Empfindungen des Kindes verhandelt. Die Aussicht auf den erfolgreichen Tausch erzeugt körperlich empfundene Freude: „Ich bin gespannt und freudvoll aufgeregt, dass ich Herzklopfen bekomme.“¹¹⁴⁴ Das Verlangen nach der Briefmarke steht außer Konkurrenz. Die Formulierung „Die Marke ist schön. Die Marke erregt mich, wie zu erwarten war.“¹¹⁴⁵, deutet durch die Wahl des sexuell konnotierten Verbs „erregen“ an, dass die Bedürfnisse des Kindes noch auf altersgemäße Aktivitäten wie den Briefmarkentausch gerichtet sind, die das später einsetzende sexuelle Interesse¹¹⁴⁶ ersetzen.

Das die Kinderperspektive beherrschende Handlungsfeld wird durch die Handlungen Biancas irritiert, was negative Empfindungen auslöst. Auffällig ist, dass das Kind in Bezug auf Biancas sexuelle Akte zwar emotional betroffen, aber nicht handlungsfähig ist: „Da ist erst ein Gefühl, ein Schrecken.“¹¹⁴⁷ Auch die Reaktionen seines Körpers werden von ihm nicht ganzheitlich als Teil seines Empfindens wahrgenommen. „Ein Zeigestock, der zwischen meinen Beinen ragt. [...] Das Licht ihrer Taschenlampe auf meinen Penis gerichtet, erlebe ich ihn wie nicht so oft im Leben.“¹¹⁴⁸ Sie werden

¹¹⁴² Ebd., S. 137.

¹¹⁴³ Ebd., S. 130.

¹¹⁴⁴ Ebd., S. 132.

¹¹⁴⁵ Ebd., S. 135.

¹¹⁴⁶ Ebd., S. 133f.

¹¹⁴⁷ Ebd., S. 133.

¹¹⁴⁸ Ebd., S. 137.

stattdessen metaphorisch als Gegenstand (Zeigestock) verfremdet bzw. als für ihn neu (wie nicht so oft im Leben) dargestellt.

Im Rahmen des Markentauschs zeigt das Kind ebenfalls starke Emotionen, der Protagonist ist „am Kochen. Verfluche das Mädchen. Spüre, dass mir gleich Tränen kommen.“¹¹⁴⁹ Darüber hinaus ist er in Bezug auf die Marke jedoch in der Lage zu handeln, weil „es im Tauschhandel Regeln gibt, die einzuhalten sind. [...] Ich kriege dermaßen eine Wut auf die Bianca, dass ich die Bianca bei ihren Haaren fasse und dran zerze.“¹¹⁵⁰ Formen von aktivem Widerstand wie diese stehen neben Formen von passivem Widerstand: „Ich bewege mich nicht, ich werfe der Bianca nur abwertende Blicke zu. Blicke mit zusammengekniffenen Augenschlitzen, die ihr signalisieren sollen, dass ich nicht aufgeben werde, bis die 35er-Walter-Ulbricht-Briefmarke zum rechtmäßigen, neuen Besitzer hinübergewechselt hat.“¹¹⁵¹ Der passive Widerstand wird allerdings aus Perspektive des Kindes als nicht erfolgreich beschrieben: „Meine Drohungen sind zwecklos. Ich lasse dennoch nicht von meinen verkniffenen Augenlidern ab.“¹¹⁵²

Wut und das ultimative Ziel, die Briefmarke zu erlangen, sind die Motoren der Handlungen des Protagonisten. Wiewohl das Kind der älteren Bianca unterlegen ist, erfüllt es deren Forderungen nicht aus Unterlegenheit, sondern aus eigenem Kalkül, wie die folgenden Formulierungen seiner Gedanken zeigen:

Ich bündele meine Wut. Ich schubs die Bianca um, hebe sie an, werfe die Bianca zu Boden. Bianca lacht im Umkippen: Du findest sie nicht. Niemand findet sie. Sie will Kalttheiß mit mir spielen. Ich gehe darauf ein. [...] Mit wütender Kraftreserve setze ich mich noch einmal gegen die Bianca in Szene, nehme allen Mut zusammen, lange hin, wohin gelangt sein will.¹¹⁵³

Wut und Mut sind die Ressourcen, die das Kind aktiviert, um handlungsfähig zu sein. Als weitere Motivation kommt die Marke als das ultimative Ziel des Protagonisten, d.h. der kognitive Rahmen des Briefmarkensammelns hinzu. Dass er auf Biancas Deal („Sie möchte meinen Penis berühren.“¹¹⁵⁴) eingeht, wird mit eben diesem kognitiven Rahmen begründet: „Ich sage zu, egal was sie von mir will. Sammler sind risikofreudig. Sammler sind verrückt. Ich gebe meine Hand darauf, die Hand eines Sammlers.“¹¹⁵⁵

Da durch die interne Fokalisierung die Gedanken des Kindes erzählt werden können, wird deutlich, dass dieses zwar körperlich unterlegen ist, diese Situation aber mit Hilfe eigener Ressourcen wie Wut, Mut und dem Festhalten an seinen Zielen bewältigen kann. Das Kind wird in seinem unmittelbaren Erleben der Situation als mit Resilienzstrategien zur Bewältigung von Stresssituationen ausgestattet gezeigt. Besonders deutlich wird dies nach Abschluss des Deals. Nachdem das Kind seinen Teil

¹¹⁴⁹ Ebd., S. 134.

¹¹⁵⁰ Ebd., S. 135.

¹¹⁵¹ Ebd.

¹¹⁵² Ebd., S. 136.

¹¹⁵³ Ebd.

¹¹⁵⁴ Ebd., S. 137.

¹¹⁵⁵ Ebd., S. 136.

der Abmachung erfüllt hat, weigert es sich, weitere Forderungen zu erfüllen: „Bianca sagt: Jetzt du. Greif mich an. Ich will der Bianca nicht zwischen die Beine fassen. Ich will ihre Wunde nicht berühren. Ich weigere mich, den Finger an ihr Fleisch zu legen.“¹¹⁵⁶ Es ist also nicht seine Unterlegenheit, die ihn Biancas Forderungen zunächst erfüllen lässt, sondern sein Kalkül.

Das auffällige Fehlen von Reaktionen auf die sexuelle Ebene der Interaktion mit Bianca kann, auf Basis von Weltwissen, dem altersgemäßen Entwicklungsstand des Kindes zugeschrieben werden. Es führt jedenfalls dazu, dass paradoxerweise das Kind – also alle Informationen, die dem erlebenden Ich zugeschrieben werden können – als resilient dargestellt wird, während die Perspektive des erwachsenen Erzählers, also die Informationen im Text, die erst aus der Rückschau bzw. mit mehr Lebenserfahrung erworben worden sein können, Überforderung thematisiert. Ein Beispiel dafür ist die folgende Formulierung: „Meine stille Empörung ist Ausdruck einer existentiellen Stresssituation.“¹¹⁵⁷ Diese thematisiert zwar im Präsens das Erleben des Kindes, zeigt aber durch das nicht kindgemäße Vokabular (existenzielle Stresssituation) deutliche Spuren erwachsener Gedanken.

Der im obigen Zitat in der Wortwahl anklingende Existentialismus ist in der Erwachsenenperspektive noch deutlicher verankert. Die Demonstration von Überforderung im Medium der Perspektive des späteren Erzählers geschieht einerseits intertextuell, andererseits durch das Etablieren einer zeitlichen Dimension durch den Einsatz von Prolepsen.

Während am Anfang der Episode intertextuelle Bezüge zu Musik und Zeitgeschichte die Rezeption lenken und dann Märchen und ein Volkslied genutzt werden, um die Figur Biancas einzuführen, wird die Interaktion der beiden Kinder durch intertextuelle Referenzen auf den Existenzialismus¹¹⁵⁸ begleitet. Sie beziehen sich nicht auf den kognitiven Rahmen des Briefmarkentauschs, sondern sind mit der Überforderung durch das unerwartet sexualisierte Verhalten des älteren Kindes Bianca verknüpft: „Nach Kierkegaard ist, was mir unter der Bettdecke zwischen den Schenkeln der Bianca begegnet, eine sinnliche Überforderung, die ich nie werde vollständig rationalisieren können, die mir undurchsichtig bis vollständig absurd erscheint.“¹¹⁵⁹ Der Verweis auf den Existenzialphilosophen Kierkegaard¹¹⁶⁰ stellt einen Referenzkontext her, vor dem die überwältigende Erfahrung, die das Kind macht, in einen philosophischen Kontext eingeordnet werden kann.

¹¹⁵⁶ Ebd., S. 137.

¹¹⁵⁷ Ebd., S. 136.

¹¹⁵⁸ Crowell, Steven: Existentialism. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J. .

¹¹⁵⁹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 135.

¹¹⁶⁰ „The nineteenth century philosophers, Søren Kierkegaard and Friedrich Nietzsche, came to be seen as precursors of the movement.“ Crowell, Steven (o.J.).

Ähnlich einordnend wirken die Referenzen auf Samuel Beckett und Antonin Artaud. Die Referenzen auf das Werk des literarischen Existenzialisten¹¹⁶¹ Beckett reicht von Paraphrasen („Komische Figuren dürfen sinnlos erscheinende Dinge tun. Komische Figuren ergehen sich im Extremfall, wie bei Beckett, in reiner Pantomime.“¹¹⁶²) bis hin zu direkten Zitaten: „*Das Ende ist der Anfang, und doch machen wir weiter*, heißt es bei Beckett.“¹¹⁶³ Daneben steht die Evokation von Artauds Theater der Grausamkeit¹¹⁶⁴, das sich wie Becketts Werk dadurch auszeichnet, dass es nicht die klassisch dramatischen Regeln befolgt, sondern ein körperliches Erlebnis schaffen will. Es zeichnet sich durch eine „tiefe[] Skepsis gegenüber der Wortsprache“¹¹⁶⁵ aus und will daher „die artikulierte Sprache, in der die Worte zu starren Formen erkaltet sind, durch eine körperliche, stoffliche, handfeste Sprache ersetzen, die zurückkehrt zur Spontaneität der Geste“.¹¹⁶⁶

Durch diese expliziten intertextuellen Verweise wird die Notsituation des Kindes ästhetisch aufgeladen: „Der Handlungsfaden ist bis zu seiner Unkenntlichkeit aufgelöst. Die Figuren sind ihrer Funktion beraubt. Ich bin der Bianca in die Hände geraten. Ich bin ihr ausgeliefert.“¹¹⁶⁷ Dies nimmt ihr durch die damit einhergehende Aktivierung literarischer sowie philosophischer Vergleichskontexte den Schrecken mimetischer Abbildung.¹¹⁶⁸ Referenzkontext ist wieder nicht die Weltwissen evozierende Zeitungsmeldung, sondern der philosophische wie literarische Existentialismus.

Neben der intertextuellen Ebene wird von der Erwachsenenperspektive auch noch eine weitere zeitliche Ebene in die Erzählung eingebracht. Sie erweitert den Umfang der Erzählung von den Ereignissen einer Nacht um die Dimension ihrer Konsequenzen für den weiteren Lebensweg des Protagonisten:

¹¹⁶¹ „Existentialism was as much a literary phenomenon as a philosophical one. Sartre's own ideas were and are better known through his fictional works (such as *Nausea* and *No Exit*) than through his more purely philosophical ones (such as *Being and Nothingness* and *Critique of Dialectical Reason*), and the postwar years found a very diverse coterie of writers and artists linked under the term: retrospectively, Dostoevsky, Ibsen, and Kafka were conscripted; in Paris there were Jean Genet, André Gide, André Malraux, and the expatriate Samuel Beckett; the Norwegian Knut Hamsun and the Romanian Eugene Ionesco belong to the club.“ Ebd.

¹¹⁶² Wawerzinek, Peter (2010), S. 135.

¹¹⁶³ Ebd., S. 136. Vgl. dazu bei Beckett: „*Das Ende ist im Anfang, und doch macht man weiter.*“ Beckett, Samuel: Endspiel. In: Elmar Tophoven/Klaus Birkenhauer (Hgg.), Samuel Beckett. Werke. 1. Frankfurt am Main 1976, S. 101–152, S. 142.

¹¹⁶⁴ Artaud, Antonin: Schluß mit dem Gottesgericht. Das Theater der Grausamkeit. München 1988.

¹¹⁶⁵ Simhandl, Peter: Antonin Artauds Theater der Grausamkeit. In: Theatergeschichte in einem Band. Berlin 2001, S. 395–399, S. 395.

¹¹⁶⁶ Ebd., S. 397.

¹¹⁶⁷ Wawerzinek, Peter (2010), S. 136.

¹¹⁶⁸ Braun weist in ähnlichem Zusammenhang darauf hin, dass Goethezitate als „Scheinsicherheitsgepäck der Bildung“ fungieren, also durch die Poetisierung, wenn seiner Ansicht nach auch nur scheinbar, den Schrecken der Erlebnisse mindern können. Braun, Michael (2011), S. 511.

Ich schrecke nach innen. Ich träume etliche Jahre schlecht, erwache im Wundfieber, habe Schwierigkeiten, auf die Mädchen zuzugehen, begegne keiner Frau mehr ohne Scheu vor ihrem Fleisch, dieser Wunde da zwischen ihren Beinen.

Ich werde dreizehn Jahre, bin siebzehn Jahre alt und später neunzehn und bewältige erst gegen Jahresausklang mit Hilfe von Ingrid aus Rostock-Lütten Klein die Scheu vor dem Geschlecht der Mädchen.¹¹⁶⁹

In einer längeren proleptischen Passage werden die Auswirkungen der in der Interaktion mit dem Mädchen Bianca gemachten „ersten erotischen Erfahrungen“¹¹⁷⁰ auf die sexuelle Initiation des Protagonisten geschildert:

Es klappt nichts. Ich versage. Ich bin völlig überfordert und nichts wie runter von der Babsi, in meine Kleidungsstücke und raus ins gute Dunkel der Nacht, weg von der unheilvollen Gartenlaube. Die Turnschuhe nur flüchtig gegriffen, laufe ich die Strecke von Kühlungsborn/West über Bastdorf entlang der Ostseeküste bis nach Rerik hinein. Und atme erst am Haff aus, in die Morgendämmerung hinein, um auf der Bank am Haff die Socken anzuziehen, über wunde Sohlen, schwarz und wund vom Asphalt.¹¹⁷¹

Diese sexuelle Initiation wird wiederum, wie schon die Konfrontation mit der sexualisierten Gewalt durch Bianca, als Überforderung begriffen. Eine nachhaltige Beeinflussung des Lebens des Protagonisten durch diese Erfahrung wird außerdem durch die lexikalische Wiederaufnahme des Motivs der „Wunde zwischen ihren Beinen“¹¹⁷² mit den „wunde[n] Sohlen“¹¹⁷³ des Protagonisten selbst impliziert. Dadurch entsteht eine autobiografisch einordnende Dimension.

Zusammenfassend gesehen ergibt sich aus dem Perspektivengefüge des besprochenen Abschnitts ein höchst interessanter Befund: Zunächst wird die Aktivierung von Weltwissen mittels einer rahmenden Zeitungsmeldung vermieden. Es entsteht also keine Beispielgeschichte, die in den Worten von Bürner-Kotzam auf „die gesellschaftliche Dimension des erschreckend häufig sich wiederholenden Kindesmissbrauchs“¹¹⁷⁴ aufmerksam macht oder, wie von Michalski beschrieben, „die Einsicht in die generelle Möglichkeit des Fürsorgemissbrauchs oder –abbruchs“¹¹⁷⁵ vermitteln, d.h. auf ähnliche Ereignisse in der realen Welt aufmerksam machen soll.

Stattdessen entsteht eine Narration mit eigener Schwerpunktsetzung. Statt des Weltwissens wird ein textinterner sozialer Wertungskontext etabliert, der die Handlungen der Figur Bianca als problematisch erscheinen lässt. Gleichzeitig wird, wiederum im Kontrast zu den in den Zeitungsartikeln widergespiegelten lebensweltlichen Erwartungen, die Kinder in der Opferrolle sehen, das Kind im Roman als resilient dargestellt, während das Thematisieren von Überforderung und lebenslangen Folgen auf die Perspektive des erwachsenen Erzählers ausgelagert ist.

¹¹⁶⁹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 133.

¹¹⁷⁰ Bürner-Kotzam, Renate (2011), S. 60.

¹¹⁷¹ Wawerzinek, Peter (2010), S. 134.

¹¹⁷² Ebd., S. 133.

¹¹⁷³ Ebd., S. 134.

¹¹⁷⁴ Bürner-Kotzam, Renate (2011), S. 61.

¹¹⁷⁵ Michalski, Anja-Simone (2015), S. 229.

Die Episode greift mehrfach auf vorhandene Diskurse zurück und verwendet diese, um einen Wertkontext zu etablieren. Die Diskurse werden jedoch nicht einfach nur übernommen. Im Gegenteil: Aus der multiperspektivischen Anordnung kultureller Muster entsteht die Narration eines sehr individuellen und resilienten Umgangs eines Kindes mit Gewalterfahrung. Das multiperspektivische Gefüge ergibt das Bild eines resilienten Kindes in einer Textwelt mit sozialen Wertkontexten, die Affektivität stark machen.

4.2.5 Zusammenfassung

Wiewohl die Sekundärliteratur die Vielfalt der in „Rabenliebe“ enthaltenen Textbestandteile durchaus verzeichnet hat, stand eine detaillierte Untersuchung der multiperspektivischen Erzählweise des Textes bisher aus. Ihre Nichtberücksichtigung hatte Auswirkungen auf die von der Sekundärliteratur beobachteten Inhalte des Texts. Vorhandene Analysen haben mehrheitlich solche Interpretationen entwickelt, welche die problematischen Aspekte der Lebensgeschichte des Helden in den Mittelpunkt stellen. Stellvertretend sei hier Michalski zitiert. Sie schreibt: „Die Integration des Kindes in die soziale Narration muss [...] tragisch enden, weil dem Heranwachsenden ein Mangel anhaftet, der innerhalb der Logik der Narrationen nicht zu tilgen ist.“¹¹⁷⁶ Wawerzineks Text wird außerdem häufig autobiografisch gelesen; so hält Braun ihn für „ein bislang in dieser Intensität ungeschriebenes Kapitel seiner Biografie“.¹¹⁷⁷

Betrachtet man die erzählerische Ebene des Texts näher, so wird jedoch deutlich, dass er nicht nur diese eine Geschichte erzählt, sondern dass mehrere Perspektiven gleichzeitig angeboten werden. Der Text entwirft ein multiperspektivisches Perspektivengefüge, das sowohl die Einordnung von Ereignissen als auch das Erzählen von Emotionen wenig explizit behandelt, sondern vielmehr dem Inferieren durch die Rezipienten überlässt.

Schon vor Beginn des eigentlichen Texts wird das multiperspektivische Erzählverfahren angelegt und so eine mimetisch-autobiografische Lesart des Texts erschwert. Die hoch inferentielle Erzählweise führt dazu, dass die Emotionen des Protagonisten den Rezipienten nicht dargestellt, sondern nur angedeutet werden, so dass sie diese selbst ergänzen müssen. Dies gilt ebenso für die Bewertung der geschilderten Misshandlungserfahrungen. Die Analyse hat darüber hinaus gezeigt, wie komplex die Steuerung dieser Inferenzen im Text angelegt ist. Sie reicht von expliziter Wertung schon in der Rahmung einer Episode (durch den späteren Erzähler) über das gezielte Etablieren von Wertungskontexten (durch Nebenfiguren) bis hin zur Relativierung durch den gattungsgesteuerten Verweis auf Weltwissen (durch Zeitungsmeldungen).

¹¹⁷⁶ Ebd., S. 246.

¹¹⁷⁷ Braun, Michael (2011), S. 510.

Da durch die inferentielle Ergänzung Literatur-, Welt- sowie Erfahrungswissen der Rezipienten angesprochen und mit den Textinhalten verknüpft wird, ist mit diesem Erzählverfahren eine stärkere emotionale wie kognitive Involvierung der Rezipienten erzielbar – dies setzt allerdings die leserseitige Bereitschaft voraus, sich auf dieses Erzählverfahren einzulassen.

Durch die in „Rabenliebe“ vorgenommene Trennung von Wertungs-, Empfindungs- und Erlebnisperspektiven gewinnt die in „Rabenliebe“ geschilderte Geschichte erheblich an Komplexität und zeigt neben dem mit seiner Lebensgeschichte bzw. mit Mutternarrativen ringenden Erwachsenen auch ein resilientes Kind.

4.3 Arbeit und Struktur— (2013)

4.3.1 Paratext: Dokumentation oder Konstruktion einer posthumen Identität

Viel ist bereits über die Nähe von „Arbeit und Struktur“ zum digitalen Medium Blog geschrieben worden. Sowohl mit dem Medium an sich als auch mit den diesem Medium zugeschriebenen formalen Eigenschaften eines Texts wird üblicherweise ein hoher Grad an Authentizität verbunden. Dies ist allerdings eine sehr verkürzte Sichtweise.

Nicht nur die formalen Eigenschaften des Haupttexts, sondern auch einige der in „Arbeit und Struktur“ enthaltenen Paratexte weisen durch ihre Form auf digitale Medien hin.¹¹⁷⁸ Dies trifft etwa auf die Unterteilung in kurze Abschnitte, die mit Datums- und Uhrzeitangaben überschrieben sind, Verweise auf Internetdokumente oder die Fotos (und ein Video) des Autors zu. Sie gehen in ihrer Funktion allerdings deutlich über diesen Verweischarakter hinaus.

Andere, in der Sekundärliteratur weit weniger besprochene Paratexte erscheinen erst in der Printversion,¹¹⁷⁹ die sozusagen eine Ausgabe „letzter Hand“ darstellt. In dieser

¹¹⁷⁸ Der Text thematisiert seine Nähe zum digitalen Medium Blog in einem Nachwort, das von den im Falle seines Todes mit der Endredaktion beauftragten Freunden Kathrin Passig und Marcus Gärtner verfasst ist, selbst. Ursprünglich als „digitales Tagebuch, [...] als reines Mitteilungsmedium für die Freunde“ (Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 443) entstanden, „veröffentlichte er es auf Drängen von Freunden und mit Hilfe von Sascha und Meike Lobo als Blog: unter dem Titel, den auch dieses Buch trägt“ (ebd.). Gleichzeitig werden dem Text im Nachwort literarische Qualitäten attestiert, die zu seiner Überführung in die gedruckte Form führen: „Durch die Metamorphose vom Informationsmedium für den Freundeskreis zum Text für jeden, der ihn lesen wollte, wurde aus ‚Arbeit und Struktur‘ aber immer erkennbarer etwas anderes. Man kann es, wenn man mag, Literatur nennen. Das taten schon sehr bald Leser, die Wert auf diese Unterscheidung legen, und Herrndorf selbst sah es irgendwann auch so.“ Ebd., S. 444.

¹¹⁷⁹ Im Haupttext selbst wird die Transformation in ein Printmedium zumindest angedeutet: „letzte Fragen zum Blog für Rowohl!“ Ebd., S. 423. Dass auch Herrndorfs Verlag offensichtlich der Meinung war, dass es sich bei „Arbeit und Struktur“ um einen literarischen Text handle, kann in der entsprechenden Ausgabe daran abgelesen werden, dass er sich in der Gesamtausgabe seiner literarischen Werke befindet, in die andere Blogbeiträge von Herrndorf, die er auf verschiedenen Plattformen veröffentlichte, nicht aufgenommen wurden. Siegel nennt die „kollaborativen Online-Projekte[] *Wir höflichen Paparazzi* und *Riesenmaschine*“. Siegel, Elke: ‚die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz‘. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zwischen Tagebuch, Blog und Buch. In: Zeitschrift für Germanistik, 26. Jg., H. 2, S. 348–372, S. 348. Vgl. dazu ebenfalls Balint, Lilla: *Sickness unto Death in the Age of 24/7*. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. In: *Studies in 20th & 21st Century Literature (STTCL)*, 40. Jg., H. 2, S. 1–19, S. 1 sowie Michelbach, Elisabeth: ‚Dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken‘. Wolfgang Herrndorfs Blog und Buch „Arbeit und Struktur“ zwischen digitalem Gebrauchstext und literarischem Werk. In: *Textpraxis, Sonderausgabe 1*, S. 107–129, S. 117.

schließt sich an den mit dem Blog identischen Haupttext¹¹⁸⁰ ein ausführlicher Anhang an, der eine Ärtzeliste, Fragmente, die Endnoten und ein Nachwort enthält. Auch diese haben deutliche Auswirkungen auf die Bedeutungskonstruktion des Texts.

Insgesamt ist Paratexten – besonders in Hinblick auf die prinzipiellen Unterschiede zwischen Blog und Buch in der Sekundärliteratur – durchaus Rechnung getragen worden.¹¹⁸¹ Erstaunlicherweise sind jedoch gerade die erst in der Printversion des Texts hinzugetretenen Textbestandteile bisher in der Diskussion nicht berücksichtigt worden.

So setzt sich Elisabeth Michelbach beispielsweise mit den „Aggregatzuständen des Texts“¹¹⁸² auseinander und vertritt die These, dass „Blog und Buch [...] jeweils verschiedene Lesarten befördern: Während im Blog eine Lesart als digitaler Gebrauchstext dominiert, erscheint derselbe Text in Buchform als literarisches Werk.“¹¹⁸³ Den Anhang diskutiert sie jedoch nicht¹¹⁸⁴ und auch die Besprechung weiterer Merkmale wie der auffälligen numerischen Gliederung des Texts oder der inkorporierten Bilder bleibt oberflächlich. Diese paratextuellen Textmerkmale sollen daher in diesem Abschnitt genauer betrachtet werden.

In der Sekundärliteratur zu „Arbeit und Struktur“ dominiert häufig, das wird die folgende Diskussion zeigen, die von autobiografischen Gattungserwartungen gesteuerte Lesart der Paratexte. Dies führt dazu, dass der gesamte Text als quasi authentischer Ausdruck des realen Autors betrachtet wird, der allerdings literarische Qualitäten besitzt. Kaum betrachtet wird, welchen Beitrag die Paratexte zur multiperspektivischen Perspektivenstruktur des Textes insgesamt leisten. Selbst wenn aus einzelnen paratextuellen Elementen noch kein „round character“¹¹⁸⁵ entsteht, so kann doch nicht bestritten werden, dass die vielen Paratexte eine deutliche Steuerungsfunktion für die Textlektüre erfüllen. Die dadurch entstehenden Aussagen müssen Perspektiven zugeordnet oder es müssen neue Perspektiven dafür konstruiert werden.

¹¹⁸⁰ Die auf den Haupttext folgenden Paratexte sind im Blog nicht enthalten. Stattdessen findet sich dort die kurze Notiz „Schluss“. Herrndorf, Wolfgang: Arbeit und Struktur. Schluss. Online unter: <http://www.wolfgang-herrndorf.de/2013/08/schluss/>, zuletzt geprüft am 27.09.2018.

¹¹⁸¹ Vgl. dazu Balint, Lilla (2016), Siegel, Elke (2016).

¹¹⁸² Michelbach, Elisabeth (2016), S. 108.

¹¹⁸³ Ebd., S. 108f. Den Grund dafür sieht sie in den Spezifika der jeweiligen medialen Form des Texts. Es sind „das Zusammenspiel von inhaltlichen Aspekten und deren Akzentuierung durch mediale Gegebenheiten der Publikationsart, die diese dominanten Lesarten begründen.“ Ebd., S. 109.

¹¹⁸⁴ Michelbach verwendet zwar Zitate aus dem Nachwort, stellt diese aber ohne Kommentierung neben Zitate aus dem Haupttext. Vgl. dazu ebd., S. 108, S. 123, 125. Dies verwundert, da sie gleichzeitig, das macht ihr Literaturverzeichnis deutlich, das Nachwort Marcus Gärtner und Kathrin Passig zuschreibt. Die besondere paratextuelle Position der betreffenden Textstellen sowie ihre Einbettung in einen nicht von Herrndorf hervorgebrachten Text thematisiert sie nicht. Andere Paratexte, die nicht im Blog enthalten sind werden von ihr ebenfalls nicht besprochen.

¹¹⁸⁵ Vgl. dazu Anm. 780 dieser Arbeit.

Ziel des folgenden Abschnitts ist es, zu untersuchen, welche Steuerung der Textlektüre durch die in den Paratexten angesiedelten Perspektiven erfolgt. Dabei wird mitberücksichtigt, welche der spezifischen in „Arbeit und Struktur“ enthaltenen Paratexte eine stärker authentisch-autobiografische bzw. eine literarische Lektüre befördern.

Die Paratexte vor Einsetzen des Haupttexts sind zunächst unauffällig, sie beschränken sich auf die Angabe von Autorname, Titel, Ort und Verlag.¹¹⁸⁶ Einen Hinweis auf die Genese des Textes als Blog oder eine Gattungsmarkierung findet sich in der Einzelausgabe dieses Texts nicht. In der Gesamtausgabe könnte man von einer Gattungsmarkierung *ex negativo* sprechen, da diese für alle anderen darin aufgeführten langen Texte die Bezeichnung „Roman“¹¹⁸⁷ bzw. „Ein unvollendeter Roman“¹¹⁸⁸ verzeichnet. Eine Widmung findet sich in den dem Text vorangestellten Paratexten ebenfalls nicht – sie erscheint erst auf S. 427 des Texts. Während die positive Angabe einer Gattung per Konvention die Lesart des Texts beeinflusst, man denke nur an den von Lejeune beschriebenen autobiografischen Pakt¹¹⁸⁹, hat ihr Fehlen keine eindeutige Wirkung.

Der Haupttext selbst ist bis auf wenige Ausnahmen¹¹⁹⁰ in mit Numeralia überschriebene kapitelartige Abschnitte unterteilt, die wiederum Gruppen kürzerer Textteile umfassen, die jeweils mit Datums- bzw. Uhrzeitangaben versehen sind. Da die Datierung der Unterabschnitte eine Zugehörigkeit zu digitalen Medien signalisiert und sie im Nachwort als Einträge in einem Blog identifiziert werden,¹¹⁹¹ werden sie im Folgenden als Blogbeiträge bezeichnet.

Die Datums- und Zeitangaben, die im Text enthalten sind, signalisieren zwar die Gattungszugehörigkeit mit digitalen Medien, sind aber keineswegs ein Beweis für die Authentizität des Texts. Tatsächlich ist die „für Blogs charakteristische[] Nennung des Datums und der Uhrzeit“¹¹⁹² der Entstehung eines Eintrags keineswegs immer auf der für die Nutzer des Mediums zugänglichen Oberfläche verzeichnet. Das von Herrndorf

¹¹⁸⁶ Herrndorf, Wolfgang (2013), S.3.

¹¹⁸⁷ Die Bezeichnung als Roman findet sich bei den folgenden Texten: Herrndorf, Wolfgang: In Plüschgewittern. Roman. In: Gesamtausgabe. Bd. 1, hg. von Tobias Rütger. Berlin 2015, S. 5–199, Herrndorf, Wolfgang: Tschick. Roman. In: Gesamtausgabe, hg. von Tobias Rütger. Berlin 2015, S. 5–244, Herrndorf, Wolfgang: Sand. Roman. In: Gesamtausgabe, hg. von Tobias Rütger. Berlin 2015, S. 245–737.

¹¹⁸⁸ Vgl. dazu Herrndorf, Wolfgang: Bilder deiner großen Liebe. Ein unvollendeter Roman. In: Gesamtausgabe, hg. von Tobias Rütger. Berlin 2015, S. 465–574.

¹¹⁸⁹ Vgl. dazu S. 174 dieser Arbeit.

¹¹⁹⁰ Aus der Zählung ausgenommen sind der prologartige Abschnitt „Dämmerung“ (Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 7), die Rückblenden Teil Eins bis Zehn (ebd., S. 97-149), der als „Outtake Tschick“ (ebd., S. 165) bezeichnete Abschnitt sowie der Anhang, der aus einer Widmung, Anmerkungen und einem Nachwort besteht (ebd., S. 427f).

¹¹⁹¹ Im Text selbst wird das Blog-Schreiben zwar thematisiert, erst im Nachwort wird jedoch explizit gemacht, dass es sich dabei um den vorliegenden Text handelt. Vgl. dazu ebd., S. 443ff.

¹¹⁹² Richter, Caterina: Zwischen Literatur und Internet. Medienübergreifende Schreibweisen in Fabian Bursteins „Statusmeldung“ und Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. Masterarbeit. Online unter: urn:nbn:at:at-ubg:1-83736., S. 71. Vgl. dazu ebenfalls Balint, Lilla (2016), S. 4 bzw. S. 12.

im Blog verwendete Layout, das „Manifest Theme“, sieht eine Angabe der Uhrzeit nicht als verpflichtend vor.¹¹⁹³

In der Forschung wird z.B. von Balint¹¹⁹⁴ impliziert, dass es sich bei den Zeitangaben um sogenannte „timestamps“¹¹⁹⁵, also technologisch mit der Erstellung eines Eintrags verknüpfte Zeitangaben handelt, die den tatsächlichen Schreibzeitpunkt eines Blogseintrags angeben. Die Folge davon wäre, dass in Michelbachs Worten ausgedrückt, „erzählte Zeit und Lebenszeit [...] in den Blogtexten beinahe deckungsgleich“¹¹⁹⁶ sind. Dies ist allerdings eine Fiktion.

Der in „Arbeit und Struktur“ vermittelte Eindruck zeitlicher Unmittelbarkeit wird zunächst durch Gattungswissen über digitale Medien wie z.B. Emails oder Foreneinträge, die traditionell mit Zeitangaben versehen sind, geweckt. Er entspricht aber auch den Gattungsgepflogenheiten veröffentlichter Tagebücher, denn darin finden sich neben den Uhrzeitangaben durchaus auch Datumsangaben, welche die Schreibzeit bezeichnen.¹¹⁹⁷

Michelbach argumentiert mit dieser Gattungskonvention und bezeichnet den mit EINS überschriebenen Abschnitt von „Arbeit und Struktur“ folgerichtig als „de[n] erste[n] tagebuchartige[n] Eintrag vom 8. März 2010 um 13:00 Uhr“.¹¹⁹⁸ Die in der Sekundärliteratur einstimmig¹¹⁹⁹ vorgenommene Klassifizierung des Texts als Tagebuch sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die zeitliche Unmittelbarkeit, die der Text evoziert, tatsächlich Produkt einer von Gattungsmarkierungen hervorgerufenen Rezeptionshaltung ist.

Die Zeitangaben sind keineswegs ein Nebeneffekt der technischen Erstellung der Texte, sondern stellen Äußerungen einer Erzählinstanz dar, die erzählerische Funktionen erfüllen. Sie etablieren z.B. das Situationsmodell der von ihnen eingeleiteten Texte. So wird im Abschnitt EINS durch einen Eintrag wie „11.3. 2010

¹¹⁹³ Vgl. dazu Barraud, Jim: Manifest. WordPress.com Theme. Online unter: <https://wordpress.com/theme/manifest>, zuletzt geprüft am 25.07.2018.

¹¹⁹⁴ Balint, Lilla (2016), S. 4.

¹¹⁹⁵ „A time-stamping service supports assertions of proof that a datum existed before a particular time.“ Adams, C.: Internet X.509 Public Key Infrastructure. Time-Stamp Protocol (TSP). Online unter: <https://tools.ietf.org/html/rfc3161>, zuletzt geprüft am 25.07.2018.

¹¹⁹⁶ Michelbach, Elisabeth (2016), S. 120.

¹¹⁹⁷ So z.B. bei Brigitte Reimann: „Berlin, am 26.05., frühmorgens.“ Vgl. dazu Reimann, Brigitte: Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955 - 1963, hg. von Angela Drescher. Berlin 2011 (1536), S. 185.

¹¹⁹⁸ Michelbach, Elisabeth (2016), S. 113. Zum Thematisieren des Tagebuchschreibens in diesem Abschnitt siehe ebd., S. 113.

¹¹⁹⁹ Burk spricht von einem „öffentliche[n] Diarium“ (Burk, Maximilian: ‚dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken‘. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. In: Annina Klappert (Hg.), Wolfgang Herrndorf. Weimar 2015, S. 85–99, S. 85.), Siegel von einem „digitale[n] Tagebuch“ (Siegel, Elke (2016), S. 354), Balint wiederum von einem „comprehensive digital diary“ (Balint, Lilla (2016), S. 8). Michelbach bezeichnet den Text als „nicht-fiktionale[n] Text in Form eines Tagebuch-Blogs“ (Michelbach, Elisabeth (2016), S. 107) und auch Richter stellt fest, „das Blog könnte man mit einem Tagebuch gleichsetzen.“ (Richter, Caterina (2014), S. 2).

0:30¹²⁰⁰ deutlich, dass die erzählte Zeit des Erlebens nachts ist. Dass diese Zeitangabe den Zeitpunkt des Erlebens und nicht den Veröffentlichungszeitpunkt im Blog meint, wird daraus ersichtlich, dass im Text selbst das nächtliche Schreiben der Gedanken thematisiert wird – dies aber handschriftlich geschieht:

11.3. 2010 0:30

[...] Unter unendlicher Anstrengung baue ich die Gedankenkette wieder zusammen und gehe auf Zehenspitzen auf Toilette, um sie aufzuschreiben. Im Moleskine steht am nächsten Morgen: „[...]“ usw.

Später noch mehr Gedanken ähnlicher Art, diesmal schreibe ich unter der Bettdecke im Licht des Handydisplays, um meinen Zimmernachbarn nicht zu wecken.¹²⁰¹

Das in der Zeitangabe beinhaltete Situationsmodell entspricht also deutlich dem der erzählten Zeit bzw. der Zeit der handschriftlichen Notation von Gedanken¹²⁰² und keineswegs dem Zeitpunkt der Digitalisierung bzw. Veröffentlichung der Texte. Die Zeitangabe kann daher nicht als automatisches Anhängsel der technischen Erstellung des Texts betrachtet, sondern muss als eigene, intentionale Instanz gesehen werden, die perspektivierend wirkt: Sie aktualisiert die für digitale Medien angenommene Konvention, dass Erleben und Veröffentlichen in nahem zeitlichen Zusammenhang stehen, ohne dass dies auf Ebene der Geschichte tatsächlich der Fall ist. Die Perspektive dieses Paratexts verstärkt also den Blickwinkel unmittelbaren Erlebens.

Die abstrakte Bezeichnung der den Text gliedernden Abschnitte (etwa mit Numeralien) unter Beibehaltung der Datumsangabe des Blogeintrags ist bei in die Druckausgabe überführten Blogtexten üblich.¹²⁰³ Diese spezielle Form wird allerdings, das zeigen fiktionale Internetromane wie Fabian Bursteins „Statusmeldung“¹²⁰⁴, mittlerweile auch als Mittel zum Fingieren der Zugehörigkeit zu digitalen Gattungen wie Facebook-Posts oder Twittermeldungen verwendet. Eine referentielle Lesart, die diesen Text als authentisch wahrnimmt, wird durch sie also nicht zwangsläufig ausgelöst.

Die Nummerierung könnte darüber hinaus Assoziationen mit den von Barthes alphabetisch geordneten Biographemen, also Fragmenten, die Details, Vorlieben und Neigungen einer Person ohne inneren Zusammenhang thematisieren, wecken.¹²⁰⁵

¹²⁰⁰ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 13. Sie signalisieren außerdem die Geschwindigkeit der zeitlichen Progression der Ereignisse.

¹²⁰¹ Ebd., S. 12.

¹²⁰² Auch an späterer Stelle wird das Schreiben in das Notizbuch thematisiert und mit Uhrzeiten verknüpft, die die Progression der erzählten Zeit deutlich machen: „Die Rückblende, Teil 6: Exorzismus“ (ebd., S. 123-130.) verzeichnet en passant „Es ist 5:30 in der Nacht“ (ebd., S. 126.), beinhaltet ein Bild der Notizbuchseite, auf der als Uhrzeit 5.35 Uhr angegeben ist (ebd., S. 127.) und endet mit den Worten „ich lege mich ins Bett. Es ist der 6. März, 7:42.“ (ebd., S. 130).

¹²⁰³ Z.B. bei Schmidt, Jochen: Schmidt liest Proust. Quadratur der Krise. Dresden 2009 .

¹²⁰⁴ Burstein, Fabian: Statusmeldung. Roman. Wien 2011 .

¹²⁰⁵ Biographeme entsprechen „ein paar Details, einige Vorlieben und Neigungen, [aus dem Leben eines Menschen] deren Besonderheit und Mobilität außerhalb jeden Schicksals“ stehen. Barthes, Roland: Sade, Fourier, Loyola. Frankfurt am Main 2015 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 585), S. 13. In Barthes' sich selbst thematisierendem autobiografischem Text sind diese Fragmente darüber hinaus nach ihren Anfangsbuchstaben alphabetisch geordnet. Barthes, Roland: Über mich selbst. München 1978 . „Barthes saw ‚biographemes‘ as the

Tatsächlich folgen die nummerierten Abschnitte aber, das ist an den enthaltenen Datierungen zu erkennen, einer chronologischen Reihenfolge. Gleichzeitig fungieren sie als Rahmung mehrerer kürzerer Textbestandteile. Sie signalisieren, dass die in ihnen enthaltenen Bestandteile als Einheit zu betrachten sind und tragen so zur dramaturgischen Staffelung des Texts bei. Die Gliederung in Numeralia deutet also darauf hin, dass die in diesem Text versammelten Fragmente nicht nur unter dem Aspekt der Chronologie zu lesen sind, sondern in dramaturgischen Zusammenhängen stehen.

Anders als bei einem Tagebuch, in dem chronologische Einträge aufeinander folgen, signalisiert dieser Text, dass eine ordnende Instanz intentional Sinnzusammenhänge hergestellt hat, wodurch eine Perspektive entsteht. Diese Signalwirkung ist sicherlich unabhängig davon, ob ein autobiografisches oder ein literarisches Kontrollsystem aktiv ist, da auch autobiografisches Schreiben¹²⁰⁶ Textordnung beinhaltet, weckt aber Zweifel an einer Lektüre des Texts als authentisches Tagebuch.

Sowohl die von der Forschung als automatisch und authentisch hingenommenen Zeitangaben als auch die dort nicht kommentierte Nummerierung der Abschnitte sind demnach keineswegs so nebensächlich, wie ihre fehlende Rezeption in der Sekundärliteratur nahelegt. Sie stellen gezielte Steuerungselemente dar, die zwar auf Gattungskonventionen authentischer digitaler Medien verweisen, eine rein authentische Lesart gleichzeitig jedoch irritieren, indem sie ebenfalls Gattungsmerkmale geordneter und in analoge Form überführter Texte aktualisieren.

Optisch besonders auffällig sind die den Text durchziehenden Fotografien. Von diesen werden in der Sekundärliteratur ausschließlich die Selbstporträts besprochen, die durchweg autobiografisch gelesen werden. Michelbach z.B. stellt für den Blog fest: „Von der Möglichkeit, Medieninhalte in die einzelnen Postings einzubinden, macht Herrndorf in Bezug auf Fotos, darunter viele Selfies, Gebrauch.“¹²⁰⁷ Diese werden von ihr als – wenn auch inszenierte – Abbildung des realen Autors gelesen: „Sie erfüllen für den/die Porträtierte/n Zwecke der Beglaubigung und Selbstinszenierung.“¹²⁰⁸ Ähnlich werden sie von Burk interpretiert. Er bemerkt, „die zahlreichen in den Text eingebetteten Fotos zeigen Herrndorf und suggerieren damit die Identität von Autor,

realization of his characteristic ideal of a discontinuous, frequently interrupted, microtextual way of writing.“ Österle, David: *A Life in Memory Fragments*. Roland Barthes's ‚Biographemes‘. In: Edward Saunders/Wilhelm Hemecker/Gregor Schima (Hgg.), *Biography in Theory. Key Texts with Commentaries* 2017, S. 178–185, S. 185. Sie sind an sich nicht bedeutungsvoll, es „bedarf eines imaginativen Aktes der Rezeption, der die Einzelteile zu einem Ganzen zusammensetzt, ohne dass dieses Ganze jemals wieder die vom Subjektbegriff zunächst einmal implizierte Bedeutung und Potenz haben könnte.“ Walter-Jochum, Robert (2016), S. 94.

¹²⁰⁶ Unter einer autobiografischen Lesart ist es allerdings wahrscheinlich, dass die Segmentierung des Texts nicht als eigene Perspektive, sondern als Teil der Leistung des Autors wahrgenommen wird.

¹²⁰⁷ Michelbach, Elisabeth (2016), S. 110. Der Begriff „Selfie“ wird von ihr wie folgt definiert: „Ein ‚Selfie‘ ist ein im Abstand einer Armeslänge zumeist mit dem Smartphone aufgenommenes Selbstporträt. Selfies sind zumeist nicht von guter Qualität und werden in sozialen Netzwerken oder über Messenger-Dienste unmittelbar geteilt.“ Ebd.

¹²⁰⁸ Ebd., S. 110.

Erzähler und Protagonist.¹²⁰⁹ Auch er bezieht sich ausschließlich auf die „zahlreichen in den Text eingepflegten fotografischen Selbstportraitaufnahmen des Autors“.¹²¹⁰

Durchaus finden sich unter den Fotografien Aufnahmen, die als Illustration innerer oder äußerer körperlicher Veränderungen an der realen Person Wolfgang Herrndorfs gelesen werden können – sie zeigen eine Operationsnarbe¹²¹¹, den Verlust seiner Haare¹²¹², die Neuanschaffung einer Mütze¹²¹³ oder seine Kostümierung¹²¹⁴. Ihre Abbildungen sind aber keineswegs immer im unmittelbaren textuellen Umfeld ihrer Beschreibung zu finden. Während die Fotografie einer Operationsnarbe im direkten Zusammenhang mit weiteren Überlegungen über die Folgen der Operation stehen,¹²¹⁵ werden Mitteilungen wie „Auf Wiedersehen, Haare.“¹²¹⁶ oder „C. hat mir ein vom Sand und Blut des Irakkriegs gereinigtes Militärkäppi für meine Frisur gekauft“¹²¹⁷ erst erheblich später illustriert.¹²¹⁸

Tatsächlich geht die Verwendung von Fotografien in „Arbeit und Struktur“ weit über die Selbstinszenierung eines realen Autors hinaus, da keineswegs immer nur dieser abgebildet ist oder auch nur im Zentrum der Darstellung steht. Außerdem sind Bilder enthalten, die Herrndorf komplett abbilden, die also ebensowenig unter der Kategorie „Selfie“ subsumiert werden können. Unter den insgesamt 29 in den gedruckten Text integrierten Fotos finden sich mindestens 5 Abbildungen, die überhaupt keine Menschen zeigen,¹²¹⁹ zwei Gruppenfotos¹²²⁰ und mehrere Fotos, die mit verschiedenen Abstufungen Herrndorf nicht als Bildmittelpunkt abbilden, sondern als Person, die ein Notizbuch bzw. einen Notizzettel, ein Foto oder ein Selbstporträt in die Kamera hält.¹²²¹

Besonders die fotografisch abgebildeten Zeichenträger, also Notizbuch, Zettel, Gemälde und Porträtfotografie, stehen in einem komplexeren Verhältnis zum Text, denn sie stellen nicht den Autor bzw. Protagonisten des Texts dar, sondern dessen Gedanken. Die Schriftmedien tun dies, indem sie diese handschriftlich sichtbar machen. Sicherlich ist dies, so wie von Siegel demonstriert, unter einer autobiografischen Lesart als Authentizitätsbeweis lesbar. Es würde unter dieser Lesart fotografisch belegen, dass sich alles tatsächlich so zugetragen hat, wie es beschrieben wurde: „Einige Seiten des Notizbuchs werden in seinen Selfies vor dem Computer wie

¹²⁰⁹ Burk, Maximilian (2015), S. 110.

¹²¹⁰ Ebd., S. 88.

¹²¹¹ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 269.

¹²¹² Ebd., S. 70.

¹²¹³ Ebd., S. 83.

¹²¹⁴ Ebd., S. 10, S. 147.

¹²¹⁵ Beides, ebd., S. 269.

¹²¹⁶ Ebd., S. 40.

¹²¹⁷ Ebd., S. 44.

¹²¹⁸ Das einzige Foto, das den Protagonisten ohne Haare zeigt, befindet sich ebd. auf S. 70, mit Mütze ebd. auf S. 82.

¹²¹⁹ Vgl. dazu ebd., S. 226, S. 233, S. 327, S. 373, S. 395.

¹²²⁰ Vgl. dazu ebd., S. 147, S. 212, S. 325.

¹²²¹ Vgl. dazu ebd., S. 109, S. 119, S. 127, S. 128, S. 136, S. 203, S. 230, S. 336.

Beweisstücke des Wahns in die Kamera gehalten.“¹²²² Die Bilder sind in Siegels Interpretation Instrument der Aussageabsicht des realen Autors.

Betrachtet man diese visuellen Paratexte allerdings unter dem Aspekt ihrer perspektivischen Zugehörigkeit zu den im Text selbst entwickelten Perspektiven, so zeigt sich deutlich ihre Steuerungsfunktion. Zunächst ist es so, dass die Wiederholung auf der visuellen Ebene Textelemente verstärkt. Die tut sie z.B. in den Fällen, wenn der handschriftliche Text aus den Bildern im gedruckten Text selbst transkribiert ist, die Abbildung also der im Text enthaltenen Perspektive zu entsprechen scheint. Die Wiederholung von Text kann unter einer autobiografischen Lesart als Redundanz wahrgenommen werden. Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht dagegen ist plausibel, dass durch sie stärker literarisch orientierte Leser möglicherweise dazu angeregt werden, ihre bei der ersten Lektüre der betreffenden Gedanken entwickelten Interpretationen zu überprüfen.

Der Text stellt nie eine reine Transkription des Bildes dar, so dass eine Identität von gedruckten und handschriftlich abgebildeten Gedanken des Protagonisten vorliegen würde. Die Bilder stellen durch ihre Schwerpunktsetzung eigene Perspektiven dar, die zwar Schnittmengen mit der im Text vertretenen Perspektive aufweisen, aber nicht mit dieser identisch sind. Erstens treten zu den Bildern in einigen Fällen¹²²³ noch Bildunterschriften hinzu, welche die abgebildeten Gedanken inhaltlich verknappen und somit fokussieren. Zweitens stehen die im Notizbuch bzw. auf einem Zettel notierten Gedanken auch visuell nicht für sich allein. Sie sind quasi intradiegetisch, d.h. eingebettet in das Medium Notizbuch einerseits und in die Abbildung des Verfassers, der das Notizbuch hält, von diesem halb verdeckt ist, aber den Betrachter ansieht, andererseits.

Der visuelle Effekt davon ist, dass eine Distanz zu diesen Gedanken hergestellt wird, da diese als eigenes Artefakt betrachtet werden können. Damit wiederholen und vertiefen die bildlichen Abbildungen von Zeichenträgern die im Text selbst mit literarischen Mitteln entworfene Perspektivenstruktur der multiperspektivischen Kommentierung.

Selbst Modulationen der Perspektivenstruktur sind möglich. Ein in den Rückblenden abgedruckte Bild zeigt noch das Notizbuch und den Protagonisten; auf dem Bild auf der Folgeseite ist eine weitere Notizbuchdoppelseite zu sehen, die den Protagonisten allerdings bis auf die Finger, die das Notizbuch halten, komplett verdeckt.¹²²⁴ Auf diese Weise wird ein Zurücktreten seiner Perspektive impliziert und die parallele inhaltliche Entwicklung in den Rückblenden, die Verstärkung der zunehmend krankhaften mentalen Zustände des Protagonisten bis hin zu dessen Hospitalisierung, unterstützt.

In der Funktionsweise den Abbildungen der Schriftmedien ähnlich sind die Fotografien, die visuelle Zeichenträger abbilden. Dies ist in einem Fall ein „ein Bild vom jungen

¹²²² Siegel, Elke (2016), S. 355.

¹²²³ Vgl. dazu Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 119, S. 126.

¹²²⁴ Ebd., S. 127f.

Hamsun¹²²⁵ und im anderen „eines der Selbstporträts“.¹²²⁶ Sie verstärken zwar einerseits durch die visuelle Abbildung ihre Erzeugung durch den Text und können demnach als autobiografischer Beweis für die Echtheit der Schilderungen des Porträts bzw. der Fotografie gesehen werden. Ihre Funktion geht allerdings weit darüber hinaus. Anders als im Fall der abgebildeten handschriftlichen Notizen sind die mit den beiden Porträts verbundenen Gedanken für den Betrachter nicht zu erkennen. Sie werden daher von der Erzählperspektive expliziert und den abgebildeten Personen unterstellt, so dass eine weitere Perspektive entsteht. Dies geschieht in beiden Fällen, um die Perspektive des Protagonisten in einer früheren Zeit zu illustrieren und mit einer späteren, kommentierenden Perspektive zu kontrastieren:

So gut wie Hamsun habe ich nie ausgesehen, aber ich weiß noch sehr genau, wie sich dieses Gesicht von innen anfühlte. Ich weiß auch noch, wie ich beim Erwachsenwerden den Verlust dieses Ausdrucks empfand, den Verlust von Tiefe und Sensibilität, und mit welchen theatralischen Gesten ich diesen Verlust mit Anfang zwanzig zu kompensieren versuchte.¹²²⁷

Dabei entsteht im Text der Eindruck eines Kontrasts. Es ist die Differenz zwischen einer früheren Perspektive, die mit Emotionen wie „Tiefe und Sensibilität“ ausgestattet war, während die aktuelle sich durch Gleichgültigkeit auszeichnet:

Ich beruhige mich, dann tobe ich wieder, angetrieben und aufgedreht von der [...] Erkenntnis, dass alle in diese Bilder und Zeichnungen gesteckte Energie[...] sinnlos waren. [...] Egal. Allein das Bild [das Selbstporträt A.S.] zeigt jemanden, dem es einmal nicht egal war.¹²²⁸

Es ist diese frühere Perspektive, die durch die Abbildung der Porträts auf Fotos verstärkt wird. Sie ist nicht den Bildern inhärent, sondern kann konstruiert und den Bildern zugeschrieben werden. Auch der Kontrast zwischen früherer Perspektive und späterer, kommentierender Perspektive findet sich in den Fotografien selbst wieder, denn sie zeigen nicht nur die Porträts, sondern auch das Gesicht¹²²⁹ des Protagonisten. Diesem kann mit der Lektüre des Texts die distanzierte, kommentierende Perspektive zugeschrieben werden. Es handelt sich bei beiden Bildern also streng genommen nicht um visuelle Illustrationen tatsächlicher Ereignisse oder Fakten in der Welt, sondern um Projektionsflächen, deren Bedeutung erst auf Basis des sie umgebenden Kontexts inferiert werden muss und die sich durch ihre formale Gestaltung in das komplexe Perspektivengefüge des Texts einordnen.

Während die medialen Besonderheiten des Texts in Bezug auf seine Entstehung als digitales Medium große Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, sind die medialen Textmerkmale, die sich aus seiner Überführung in eine Printversion ergeben haben, weit weniger im Fokus der Forschung. Dies ist insofern erstaunlich, als dass das Buch

¹²²⁵ Ebd., S. 109.

¹²²⁶ Ebd., S. 335.

¹²²⁷ Ebd., S. 109.

¹²²⁸ Ebd., S. 335f.

¹²²⁹ Während dieses von der Porträtfotografie Hamsuns halb verdeckt ist (ebd., S. 109), ist es neben dem Selbstporträt abgebildet und somit in Gänze zu sehen (ebd., S. 336).

Texte beinhaltet, die im Blog nicht enthalten sind und somit den den eigentlichen Ort der „Konstruktion eines posthumen Ich“¹²³⁰ darstellen.

Konkret handelt es sich um folgende Paratexte: eine Widmung, Fragmente, Anmerkungen und ein Nachwort der Lektoren und Freunde. Ein oberflächlicher Blick zeigt, dass diese Paratexte schon deshalb multiperspektivisch aufgefächert sind, weil sie verschiedenen Urhebern und somit Perspektivträgern zugerechnet werden müssen. Dies mag zwar ursprünglich den realen Produktionsbedingungen des Texts, d.h. dem Tod des Autors vor Abschluss des Texts geschuldet sein,¹²³¹ ist aber gleichzeitig in die formale Gestaltung des Textes eingegangen und hat somit Auswirkungen auf dessen Lesart. Der Einfluss der paratextuellen Perspektivengestaltung auf die Lesart des Gesamttexts soll daher im Folgenden betrachtet werden.

Rein textlogisch ist klar, dass der Protagonist, also der Träger der im Haupttext vorherrschenden Erzählperspektive an einer Krankheit leidet, die tödlichen Ausgang nehmen wird. Der Abbruch des Texts mit einem letzten, kryptischen Eintrag¹²³² impliziert daher auch ohne biografisches Hintergrundwissen das Versterben des Protagonisten bzw. den Verlust seiner Artikulationsfähigkeit. Für die Zueignung¹²³³, welche die erste Überschrift nach Abbruch des Haupttexts darstellt, ist also nicht automatisch klar, welcher Perspektive sie zugerechnet werden muss. Der Wortlaut „MEINEN ÄRZTEN GEWIDMET, IN CHRONOLOGISCHER REIHENFOLGE“¹²³⁴ macht allerdings durch das Possessivpronomen „mein“ explizit deutlich, dass noch immer die Erzählperspektive des Protagonisten des Haupttexts als Sprecher des Texts angenommen werden muss. Es wird also durch den Paratext eine quasi postmortale Kontinuität hergestellt, die über den Haupttext hinaus reicht.

Diese setzt sich auch in den nun folgenden Fragmenten¹²³⁵ fort, die sich erzählerisch nicht vom Haupttext unterscheiden. Inhaltlich verstärken sie, ähnlich wie schon die Widmung an die Mediziner, den Fokus auf die letalen Aspekte, die in den Texten geschildert werden. Siegel fasst das wie folgt zusammen:

In den ergänzten Buchpassagen liest man, konkreter als im Blog, über Todesgedanken und Planungsdetails sowie über Herrndorfs Ärger hinsichtlich der [...] unwürdigen Verhältnisse, die ihn zwingen, die Möglichkeiten für ein selbstbestimmtes Sterben zu googeln und eine Waffe illegal zu beschaffen [...]. Bestimmte Stellen mögen im Blog aus Diskretion zurückgehalten worden sein.¹²³⁶

¹²³⁰ Siegel, Elke (2016), S. 361.

¹²³¹ Vgl. dazu die folgende im Nachwort angeführte Anweisung: „Ein Nachwort sei ‚bei Bedarf‘ zu verfassen, insbesondere, wenn ich, was ich nicht hoffe, mit meinen Aufzeichnungen nicht selbst bis zuletzt durchhalte.“ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 445.

¹²³² „20. 8. 2013 14:00 Almut.“ Ebd., S. 425.

¹²³³ Zur Widmung bzw. Zueignung vgl. Genette, Gérard (2014), S. 18 bzw. S. 124.

¹²³⁴ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 427.

¹²³⁵ Ebd., S. 428-439.

¹²³⁶ Siegel, Elke (2016), S. 363.

Die erzählerisch nach dem impliziten Tod des Protagonisten unveränderte Fortsetzung des Texts in den Fragmenten verändert sich in den „Anmerkungen“¹²³⁷, die überwiegend die ursprünglich im Blog enthaltenen Verlinkungen transkribieren, teilweise aber auch unklare Textstellen erhellen. Sie etablieren drei neue Perspektiven.

Zunächst exponieren die Transkriptionen in ihren Formulierungen wiederholt den quasi anthropomorphisierten Blog als Urheber der Verweise auf Internetquellen: „Der Blog verlinkt an dieser Stelle [...]. Hier verlinkt das Blog auf [...].“¹²³⁸ Er stellt also eine erste eigene Perspektive dar. Diese intradiegetische Zuschreibung von Intentionalität zu einem Text impliziert eine extradiegetische Instanz, die sie vornimmt und der auch die kurzen Inhaltsangaben zu den verlinkten Inhalten zuzuschreiben sind.¹²³⁹ Sie stellt eine zweite Perspektive dar. Dass es sich bei dieser Sprecherinstanz nicht um den Autoren selbst handelt, wird dadurch deutlich, dass dieser als eine dritte intradiegetische Perspektive eingeführt wird: „Der Autor bezieht sich hier auf [...]“.¹²⁴⁰ Die Anmerkungen etablieren also in wenigen Sätzen ein multiperspektivisches Gefüge aus anthropomorphisiertem Blogtext, der Perspektive des Protagonisten und einer ganz neuen extradiegetischen Perspektive.

Häufig kommt extradiegetischen Perspektiven eine höhere Autorität zu als ihren intradiegetischen Pendants. Dies ist auch in den Anmerkungen zunächst der Fall. Die extradiegetische Perspektive vermittelt biografische Hintergrundinformationen¹²⁴¹ und erläutert kryptische Informationen aus dem Haupttext¹²⁴². Sie tut dies zwar teilweise mit Rekurs auf die Perspektive des Autors bzw. Protagonisten, die als Autorität zu ihrem eigenen Leben zitiert oder paraphrasiert wird; die Perspektive der extradiegetischen Erzählinstanz bleibt jedoch immer vorhanden, wie der Zusatz zum folgenden Zitat zeigt:

„Den ganzen Winter habe ich’s gefunden.“ Laut mündlicher Erläuterung des Autors ist damit der von ihm ausgewählte Sterbeort am Hohenzollernkanal gemeint. Der tatsächliche Ort seines Todes liegt etwa hundert Meter von dieser Stelle entfernt.¹²⁴³

¹²³⁷ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 440.

¹²³⁸ Ebd., Anm. 2 und 7.

¹²³⁹ Vgl. dazu bspw. „Im Blog wird hier auf einen Artikel des Journalisten Tom Lubbock verlinkt, in dem dieser – ebenfalls in tagebuchartiger Form – über seine Krankheit schreibt.“ Ebd., S. 441, Anm. 6.

¹²⁴⁰ Ebd., S. 441, Anm. 10.

¹²⁴¹ „Die Therapie mit Avastin wurde, nach einem Wechsel der Krankenkasse, am 9. September 2013 bewilligt, zwei Wochen nach Wolfgang Herrndorfs Tod.“ Ebd., S. 441, Anm. 18.

¹²⁴² Die Aussage „Zehn Grad minus auf dem See, Forumstreffen“ (ebd., S. 302) wird erläutert mit den Worten „Gemeint ist das Internetforum ‚Wir höflichen Paparazzi‘.“ Ebd., S. 441, Anm. 14.

¹²⁴³ Ebd., S. 441f, Anm. 20. Vgl. dazu ebenfalls die Stelle: „Spätestens letzten Sommer wäre es da gewesen.“ Laut mündlicher Erläuterung des Autors ist damit gemeint, ‚Isa‘ hätte fertiggestellt werden können, wären nicht der Unfall mit Schulterverletzung und die Episode vom 22.2.2013 dazwischengekommen.“ Ebd., S. 441, Anm. 19. Auch hier muss die Paraphrase der Quelle (die mündliche Erläuterung des Autors) einer extradiegetischen Erzählinstanz zugeschrieben werden.

Eine rein biografische Lesart würde der subtilen multiperspektivischen Verschiebung von Perspektive an dieser Stelle nicht gerecht werden: Der Blickwinkel geht von einem mit Anführungszeichen markierten Zitat des Haupttexts aus, das die Erzählperspektive des Protagonisten wiedergibt. Diese wird durch die paraphrasierte Perspektive der als Autor bezeichneten Instanz ergänzt. Im Endeffekt behält jedoch die extradiegetische Perspektive die Deutungshoheit, indem sie die Ortsangabe, die von den beiden angesprochenen Instanzen vorgenommen wurde, korrigiert.

Dieser informationelle Vorsprung der bis hierhin nicht bzw. nur sehr implizit charakterisierten¹²⁴⁴ extradiegetischen Perspektive nivelliert sich allerdings, wenn auch nicht logisch, so doch durch die Art der Erzählung im Nachwort.¹²⁴⁵ Dieses ist, durchaus nicht selbstverständlich für ein Nachwort¹²⁴⁶, narrativ angelegt. Es erzählt aus Außensicht vom Protagonisten und Autor des Texts und deckt dabei denselben Zeitraum wie der Haupttext ab – vom Zeitpunkt seiner Diagnose bis zu seinem Tod. Während der Haupttext selbst überwiegend im Präsens gehalten ist und somit Aktualität signalisiert, ist das Nachwort im Präteritum geschrieben: „Nachdem Wolfgang Herrndorf im Februar 2010 erfahren hatte, dass er nicht mehr lange leben würde, beschloss er, die ihm bleibende Zeit mit Arbeit zu füllen.“¹²⁴⁷ Das Nachwort impliziert somit bereits einen gewissen zeitlichen Abstand zum Geschehen.

Dieser Abstand wird durch die nach wie vor vorherrschende Multiperspektivität vermindert. Das Nachwort ist aus einer dominant heterodiegetischen, extradiegetischen Perspektive erzählt. Diese wird am Ende des Nachworts als die Perspektive der aus dem Haupttext bekannten Freunde des Protagonisten und Autors „Marcus Gärtner/Kathrin Passig“¹²⁴⁸ identifiziert werden. Erst dann, also im Nachhinein, muss die extradiegetische Erzählinstanz rückwirkend als intradiegetische Instanz umgewertet werden.

Im Verlauf des Texts bleibt dagegen eine unpersönliche Perspektive bestehen. Diese ist durchsetzt von Fokalisierungen auf den Protagonisten des Haupttexts, die seine Gedanken, d.h. was er „gemeint“ habe, erläutern. Im Unterschied zu den Anmerkungen wird die Exegese des Autors/Protagonisten nicht mehr mit mündlichen Aussagen des Autors, sondern mit Zitaten aus dem Haupttext, wie das im folgenden Zitat zu beobachten ist, belegt.¹²⁴⁹

¹²⁴⁴ Die Namen werden in der folgenden Passage in Zusammenhang mit dem Blog genannt: „Marcus, Passig, letzte Fragen zum Blog für Rowohlt.“ Ebd., S. 423.

¹²⁴⁵ Ebd., S. 443-445.

¹²⁴⁶ Genette betrachtet das Nachwort als „Variante des Vorworts“. Genette, Gérard (2014), S. 157. Beide zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich vom Haupttext durch eine geringere Narrativität unterscheiden: „Der häufigste formale (und modale) Status ist offensichtlich der eines Prosadiskurses, der sich durch seine diskursiven Züge vom narrativen oder dramatischen Modus des Textes [...] abhebt.“ Ebd., S. 166.

¹²⁴⁷ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 443.

¹²⁴⁸ Ebd., S. 445.

¹²⁴⁹ Vgl. dazu die parallel aufgebauten Stellen: ebd., S. 443, S. 444.

Nachdem Wolfgang Herrndorf im Februar 2010 erfahren hatte, dass er nicht mehr lange leben würde, beschloss er, die ihm bleibende Zeit mit Arbeit zu füllen. Gemeint war damit das Schreiben von Romanen. Der Plan erwies sich als hilfreich: „Am besten geht’s mir, wenn ich arbeite“ (19.4.2010).¹²⁵⁰

Dies hat zur Folge, dass nicht die extradiegetisch-heterodiegetische Erzählperspektive die Autorität darstellt. Stattdessen wird die Autorität dem Text selbst zugeschrieben. Durch die multiperspektivische Einbettung der Aussagen tritt der paradoxe Fall ein, dass selbst im Sprechen über die reale Person Wolfgang Herrndorf die Autorität nicht bei einer mit diesem identischen Erzählinstanz liegt, sondern beim Text. Der Autor tritt sozusagen hinter seinem Text zurück.

Die Aussagen über den Text „Arbeit und Struktur“ sind analog multiperspektivisch gestaffelt:

Dass aus dem Blog ein Buch wird, kritisch durchgesehen und lektoriert, hatte Wolfgang Herrndorf seit längerem als Wunsch formuliert. Seine schriftlich festgehaltenen Vorgaben dazu beschloss er mit einem Zitat von Stendhal: *„Ich wollte, dass dieses Buch wie der Code civil geschrieben sei. In diesem Sinne sind alle dunklen oder unkorrekten Sätze zu korrigieren.“* Das haben die von ihm Beauftragten zu erfüllen versucht. Viel zu tun hatten sie dabei nicht.¹²⁵¹

Der in transponierter Rede wiedergegebene Wunsch des Protagonisten wird mehrfach ergänzt. Zunächst wird er durch einen Textbeleg aus einer weiteren schriftlichen Quelle authentifiziert. Die Zugehörigkeit einzelner Textbestandteile zu dem als „seine schriftlich festgehaltenen Vorgaben“ genannten Dokument wird durch die Kursivierung markiert. Die Einführung dieser zweiten schriftlichen, dem Protagonisten des Texts zugehörigen Perspektive verstärkt den schon bestehenden Fokus auf den Protagonisten. Zwar werden dessen Wünsche aus der Eigensicht der Erzählperspektive kommentiert, die dabei verwendete Formulierung „Viel zu tun hatten sie dabei nicht.“ relativiert deren Gewicht jedoch durch ihren Inhalt erheblich, so dass wieder der Protagonist im Mittelpunkt steht.

Analog zu dieser Stelle ist das Ende des Nachworts angelegt. Der von der Erzählperspektive als indirekte Rede wiedergegebene Wunsch des Protagonisten wird authentifiziert durch ein nicht aus dem Haupttext bekanntes Zitat desselben, das seine Perspektive verstärkt: „Herrndorf wünschte sich darin eine medizinisch-fachliche Beschreibung seines Todes: *„Wie es gemacht wurde; wie es zu machen sei.“*“¹²⁵² Diese wird zwar von der Erzählperspektive ergänzt, stilistisch aber so nah an die vorangegangene Aussage angelehnt, dass diese kaum an Gewicht verliert: „Wolfgang Herrndorf hat es gemacht, wie es zu machen ist. [...] Es dürfte einer der letzten Tage gewesen sein, an denen er noch zu der Tat imstande war.“¹²⁵³ Zwar hat die rahmende Perspektive der Freunde den deutlichen informationellen Vorsprung, den Tod des

¹²⁵⁰ Ebd., S. 443.

¹²⁵¹ Ebd., S. 444.

¹²⁵² Ebd., S. 445.

¹²⁵³ Ebd.

Protagonisten erzählen zu können, durch das stilistische Einschreiben in dessen Text wird dieser Eindruck jedoch wieder vermindert.

Anders als die fehlende Besprechung in der Sekundärliteratur vermuten lässt, tragen die dem Text in der Printversion beigegestellten Paratexte signifikant zur Steuerung der Lesart des Texts bei. Sie stellen eine Verlängerung der Perspektive des Protagonisten über das Ende des Haupttexts, d.h. auch über den davon implizierten Tod hinaus dar und positionieren ihn bzw. besonders die von ihm hervorgebrachten Texte als Autoritäten für die Deutung des Werks.

Auch die genaue Betrachtung der *timestamps*, die häufig als vermeintlich technische Merkmale des Texts eingestuft wurden, sowie der zumeist unter dem Begriff „Selfie“ subsumierten Fotografien zeigt, dass der Text zwar gezielt Gattungskonventionen digitaler Medien aktualisiert, diese aber unterläuft. Im Ergebnis wird zwar der Eindruck authentischer Real-Time-Kommunikation eines autobiografischen Ichs erweckt, tatsächlich dienen die erwähnten Mittel allerdings der dramaturgischen Steuerung des Texts einerseits sowie der multiperspektivischen Auffächerung der Erzählung andererseits. Dadurch schaffen sie Distanz und erschweren eine monoperspektivische, auf autobiografische Authentizität angelegte Lektüre.

4.3.2 Der Anfang – Eigen- und Fremdperspektive

Dem eigentlichen Haupttext von „Arbeit und Struktur“ ist ein prologartiger Abschnitt vorgeschaltet, der sich im Gegensatz zu den mit Zahlen versehenen Abschnitten des Texts dadurch auszeichnet, dass er eine bedeutungstragende Überschrift trägt. Der mit „Dämmerung“ überschriebene Abschnitt „[beschwört] atmosphärisch dicht eine Kindheitserinnerung [...] und [macht] diese zur Chiffre eines nostalgischen Blicks auf das eigene Leben [...], dessen Schönheit man jeweils nur im Rückblick zu erfassen vermag.“¹²⁵⁴

In der Forschung ist dieser Abschnitt widersprüchlicher Weise sowohl autobiografisch gelesen als auch als Zeugnis der Literarizität des Textes gewertet worden: Michelbach wertet ihn als erste von sukzessive deutlicher werdenden „Spuren der Überformung und bewussten Gestaltung [...], die *Arbeit und Struktur* auch als literarisches Artefakt erscheinen lassen.“¹²⁵⁵ Auch Burk zieht Parallelen zur Literatur: „Die Lichtmetaphorik [...] betont [...] den dramaturgischen Charakter des Blogs und erinnert an die dem zweiten Teil von Goethes Faust-Drama vorangestellte Regieanweisung, [die] die beiden Teile der Tragödie miteinander verbindet.“¹²⁵⁶

Siegel dagegen stellt eine generische Ähnlichkeit mit stärker referentiellen Texten fest:

¹²⁵⁴ Michelbach, Elisabeth (2016), S. 121.

¹²⁵⁵ Ebd.

¹²⁵⁶ Burk, Maximilian (2015), S. 86.

Wie in den berühmten autobiographischen Modellen wird die früheste Erinnerung des Ich – nennen wir es Herrndorf – erzählt [...]. Eine deutlichere Absage an die Zeitlichkeit des Tagebuchs ist kaum denkbar. Der Blick zurück ist der Blick des Autobiographen.¹²⁵⁷

Offensichtlich besteht in der Forschung keine Einigkeit darüber, welches Kontrollsystem (autobiografisch vs. literarisch) für die Lektüre des Textes ausschlaggebend ist.

Tatsächlich sind beide denkbar. Der Text selbst ist nicht mit einer Gattungsangabe versehen und thematisiert sowohl seine Entstehung als „das Blog, das Sascha und Meike für mich gebastelt haben“¹²⁵⁸, das ursprünglich eine „Mitteilungsveranstaltung für Freunde und Bekannte in Echtzeit“¹²⁵⁹ dargestellt habe, als auch die gestalterische Arbeit am Text: „Jeden Satz im Blog mit größter Mühe zusammengeschaubt.“¹²⁶⁰

Die Wahl des Kontrollsystems hat in diesem Fall auch keinen erkennbaren Einfluss auf die Lesart des Textanfangs, der trotz seiner Konzentration auf den Protagonisten bereits ein multiperspektivisches Stimmenggefüge entwirft. Wie von Siegel beschrieben, findet in diesem Abschnitt die Subjektwerdung des Protagonisten statt: „Inszeniert wird ein morgendliches und kindliches Zum-Bewusstsein-Kommen des Zweijährigen“¹²⁶¹, sozusagen seine erste „(Bewusstseins-)Dämmerung.“¹²⁶²

Die Überschrift „Dämmerung“¹²⁶³ etabliert einen Zeitraum bzw. eine Stimmung, modelliert also eine Situation, in welcher der folgende Text stattfindet. Ihre Bedeutung wird durch die exakte Wiederholung des Wortes im Text unterstrichen: „Die grüne Jalousie ist heruntergelassen, und zwischen den Gitterstäben meines Bettes hindurch sehe ich in die Dämmerung in meinem Zimmer.“¹²⁶⁴ Aufgrund dieser deutlichen Übereinstimmung der Situationsmodelle und dem Fehlen irritierender Signale ist davon auszugehen, dass kein Erzählerwechsel zwischen der Überschrift und dem Haupttext stattfindet. Diese sind stattdessen in den Text integriert.

Narratologisch gesehen wird dieser Abschnitt von einem autodiegetischen, intern fokalisierten Erzähler, der Bewusstseinsinhalte vermittelt, erzählt. Er wird durch die Benennung mit Personalpronomen (ich, mein) erzeugt, gleichzeitig jedoch spaltet sich die Erzählperspektive nach Ende des ersten Absatzes auf:

¹²⁵⁷ Siegel, Elke (2016), S. 353. Die Einstufung des Texts als Autobiografie wird von ihr jedoch nicht uneingeschränkt vorgenommen: „Auch als Anfängeiner Autobiographie ist dieser Anfang in einen Widerspruch verstrickt. Dieses Ich will keine Entwicklung, die rückblickend erzählt werden könnte, sondern: ‚Stillstand‘“. Ebd.

¹²⁵⁸ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 94.

¹²⁵⁹ Ebd., S. 405.

¹²⁶⁰ Ebd., S. 411. Zum mit dem Text ‚Arbeit und Struktur‘ verbundenen literarischen Anspruch Herrndorfs vgl. ebenfalls Ebd., S. 444.

¹²⁶¹ Siegel, Elke (2016), S. 353.

¹²⁶² Ebd., S. 353.

¹²⁶³ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 7.

¹²⁶⁴ Ebd.

Ich bin vielleicht zwei Jahre alt und gerade wach geworden. Mein Körper hat genau die gleiche Temperatur und Konsistenz wie seine Umgebung, wie die Bettwäsche, ich bin ein Stück Bettwäsche zwischen anderen Stücken Bettwäsche, durch einen sonderbaren Zufall zu Bewusstsein gekommen, und ich wünsche mir, dass es immer so bleibt. Das ist meine erste Erinnerung an diese Welt.

Angeblich wächst die Sentimentalität mit dem Alter, aber das ist Unsinn. Mein Blick war von Anfang an auf die Vergangenheit gerichtet.¹²⁶⁵

Einerseits können mittels Weltwissen die Fokalisierung auf das erlebende Kind und den erinnernden Protagonisten unterschieden werden, andererseits wird auf subtile Art und Weise mit dem Adjektiv „angeblich“ eine Fremdperspektive etabliert. Zunächst werden der bereits erzeugten autodiegetischen, intern fokalisierten Perspektive haptische Empfindungen zugeschrieben, die in das entworfene Situationsmodell passen. Die Erwähnung von Bettwäsche integriert die geschilderten Empfindungen in das aktive Schema des Wachwerdens und ergänzt die zeitliche Dimension um eine haptische.

Gleichzeitig findet sich, ohne dass ein Wechsel von Erzählperspektive oder Fokalisierung stattgefunden hätte, die summarische Aussage „Mein Blick war von Anfang an auf die Vergangenheit gerichtet.“¹²⁶⁶ Diese impliziert durch die Wahl bzw. den Wechsel der Zeitform ein späteres Sprechen und kann somit nicht der bereits konstruierten Perspektive des erlebenden Kindes zugeschrieben werden. Diese Irritation führt zur Konstruktion einer weiteren, aus größerer Distanz zurückschauenden Perspektive, die eine für den Text programmatische Aussage formuliert: „Immer dachte ich zurück, und immer wollte ich Stillstand, und fast jeden Morgen hoffte ich, die schöne Dämmerung würde sich noch einmal wiederholen.“¹²⁶⁷

Neben den beiden durch Weltwissen zu unterscheidenden Perspektiven des Protagonisten wird subtil eine weitere Fremdperspektive etabliert. Das Adjektiv „angeblich“ verweist – das zeigt der entsprechende Duden-Eintrag mit seiner Explikation „wie behauptet/gesagt wird“¹²⁶⁸ – lexikalisch auf Dritte, nämlich die Urheber der mit dem Adjektiv qualifizierten Aussage.

Insgesamt gesehen lässt sich feststellen, dass in diesem Abschnitt, ohne dass ein deutlich markierter Wechsel von Erzählperspektive oder Fokalisierung stattfinden würde, dennoch ein Gefüge aus drei Perspektiven entsteht: Es wird einerseits die Perspektive des Protagonisten erzeugt, der sehr wahrscheinlich auch die bedeutungstragende Überschrift zuzurechnen ist und deren Inhalte zwei verschiedenen Altersstufen zugeschrieben werden müssen. Andererseits muss noch eine Fremdperspektive gebildet werden.

Betrachtet man die mit Hilfe dieser Perspektiven vermittelten Inhalte, so fällt allerdings auf, dass große Übereinstimmungen herrschen. Sowohl die Kindes- als auch

¹²⁶⁵ Ebd., S. 7.

¹²⁶⁶ Ebd.

¹²⁶⁷ Ebd.

¹²⁶⁸ Dudenredaktion: „angeblich“. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden online o.J. .

die Erwachsenenperspektive wünschen sich Stillstand und selbst der zur Abgrenzung eingeführten Fremdperspektive wird nicht absolut widersprochen. Ihre Aussage wird nur insofern modifiziert, als dass die Sentimentalität, die angeblich mit dem Alter wächst, nicht größer wird. Die durch diese Perspektive als Beschreibung für den Wunsch nach Stillstand eingeführte Bezeichnung „Sentimentalität“ bleibt bestehen. Die Multiperspektivität führt durch diese inhaltlichen Übereinstimmungen demnach zu einer Bekräftigung der thematisierten Ideen.

Mit der eben skizzierten Konstellation, d.h. der peritextuellen Steuerung durch die Überschrift, der Aufspaltung der Perspektive des erzählenden Protagonisten in eine erlebende und eine kommentierende Perspektive sowie der Projektion von weiteren Fremdperspektiven, die kommentiert werden, ist in den wenigen Zeilen des ersten Abschnitts ein charakteristisches Perspektivengefüge etabliert. Dieses bestimmt auch den weiteren Text, differenziert sich jedoch funktional noch weiter aus. Die Funktionsweise dieses Perspektivengefüges soll im Folgenden anhand des mit „EINS“ überschriebenen Abschnitts demonstriert werden.

Die mit diesem Abschnitt einsetzende Zeitnotation markiert auch den Beginn der Narration als „change of state“¹²⁶⁹. Während in „Dämmerung“ ein Zustand evoziert wurde, thematisiert der Beginn der Basiserzählung die Ankunft des Protagonisten in seiner neuen Situation. Diese wird zunächst einmal zeitlich markiert. Der Abschnitt beginnt mit den Worten „Gestern haben sie mich eingeliefert. Ich trug ein Pinguinkostüm.“¹²⁷⁰ und skizziert mit knappen Einschüben wie „Gestern noch lag ich auf der Psychiatrie“¹²⁷¹ bzw. „Dann Verlegung“¹²⁷² die Ankunft auf der Neuropsychiatrie. Während, wie aus den zitierten Sätzen ersichtlich wird, zu Beginn des ersten Blogeintrags noch Perfekt bzw. Präteritum sowie Adverbien Vergangenheit markieren, ist der Großteil des mit EINS überschriebenen Abschnitts im Präsens gehalten. Er endet mit den Worten „Hier wohne ich jetzt also.“¹²⁷³

Fragen danach, welchen Grund die Hospitalisierung überhaupt hat oder wo der Protagonist sich aktuell befindet, müssen von den Rezipienten aus *en passant* mitgeteilten Details wie dem folgenden erschlossen werden: „Auf dem Mäuerchen um die Neuropsychiatrie herum sitzt eine Schulklasse.“¹²⁷⁴ Stattdessen finden sich episodische Szenen, aus deren Gesamtbild die mentale Situation des Protagonisten entsteht. Der eigentliche *change of state* besteht also nicht in Diagnose und Hospitalisierung eines vormals Gesunden, sondern in dessen mentalen

¹²⁶⁹ Ryan zufolge sind „changes of state“ eine der Grundbedingungen für das Entstehen von Narrativität. Sie präzisiert: „transformations must be caused by non habitual physical events.“ Ryan, Marie-Laure: *Avatars of Story*. Minneapolis, Minn. 2009 (Electronic Mediations 17), S. 8. Zu der Unterscheidung spatialer, temporaler und mentaler *changes of state* vgl. ebd., S. 10.

¹²⁷⁰ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 9.

¹²⁷¹ Ebd., S. 9.

¹²⁷² Ebd.

¹²⁷³ Ebd.

¹²⁷⁴ Ebd.

Veränderungen. Dies wird, das soll im Folgenden gezeigt werden, multiperspektivisch modelliert.

Es beginnt bereits mit dem schon zitierten ersten Satz des ersten Abschnittes „Gestern haben sie mich eingeliefert.“¹²⁷⁵ In diesem Satz wird das Personalpronomen im Plural „sie“ verwendet, das „Personen oder Sachen bezeichne[t], die bereits bekannt sind, von denen schon die Rede war“.¹²⁷⁶ Durch diese Bezeichnung wird eine Fremdperspektive erzeugt, der zugeschrieben werden kann, dass sie die Hospitalisierung (das Einliefern) für notwendig befunden und durchgeführt hat. Beides also, die Diagnose sowie die Einlieferung, werden nicht dem Protagonisten, sondern einer Fremdperspektive zugeschrieben. Am Anfang des Texts steht demnach ein Urteil, zu dem sich der Protagonist verhalten muss.

Wer genau dieses Urteil fällt, wird zunächst nicht klar und erzeugt Spannung. Zwar werden, das zeigt das folgende Zitat, ebenfalls am Anfang des Texts die Eigennamen Marek und Kathrin erwähnt; es wird aber nicht deutlich, ob diese mit der davor erzeugten Perspektive identisch sind. Gegen die Perspektive, die eine Hospitalisierung für notwendig befunden hat, setzt der Text weitere Perspektiven. Zunächst einmal ist das die Perspektive des autodiegetischen Erzählers, dessen Gedanken mittels interner Fokalisierung zugänglich sind:

Mein Bedürfnis, unter Zucken und Schreien einen Zettel durchs Fenster hinunterzuwerfen, wächst: „Hilfe! Ich bin nicht verrückt! Ich werde gegen meinen Willen hier festgehalten! Das mit dem Pinguin war nur ein Scherz, ihr könnt Marek fragen oder Kathrin!“ Aber erstens kann man die Fenster nicht öffnen und zweitens, fürchte ich, würden sie den Witz nicht kapieren.¹²⁷⁷

Zwar wird aus Perspektive des Protagonisten thematisiert, dass die Hospitalisierung keineswegs notwendig und sinnvoll ist, dies wird jedoch als Scherz relativiert. Gleichzeitig aktualisiert es das kulturell bekannte Schema des tatsächlich Verrückten, der sich selbst für gesund hält.¹²⁷⁸ Hinzu tritt noch das bereits erwähnte Tragen eines Pinguinkostüms bei der Einlieferung, das in Form eines diese Kostümierung abbildenden Fotos paratextuell unterstrichen wird. Durch die Kumulation dieser Indizien wird die Aussage der eingangs etablierten Fremdperspektive, welche die Hospitalisierung für notwendig hält, inferentiell bestätigt. Diese Bewertung der Indizien und das Aggregieren verschiedener Perspektiven in dieser Frage wird nicht explizit vom Text angeboten, sondern muss von den Rezipienten selbst vorgenommen werden.

¹²⁷⁵ Ebd.

¹²⁷⁶ Dudenredaktion: „sie“. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden online o.J.

¹²⁷⁷ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 9.

¹²⁷⁸ Ein ikonisches Beispiel für diesen Diskurs stellt die Kurzgeschichte „A Tell-Tale Heart“ von Edgar Allan Poe dar: „But why will you say that I am mad? The disease had sharpened my senses, not destroyed, not dulled them.“ Poe, Edgar Allan: „Tell Tale Heart“ and Other Writings 1983 (Bantam Classics), S. 1.

Es treten noch weitere Perspektiven hinzu. Eine wichtige Stimme in der Frage, ob der Protagonist verrückt ist oder nicht, stellen naturgemäß die „Ärzte“¹²⁷⁹ dar, deren Perspektive durch die Berufsbezeichnung erzeugt wird. Auch die Juxtaposition der Protagonistenperspektive mit der Perspektive der Ärzte findet nicht im Modus expliziten Sprechens statt, sondern muss inferentiell ergänzt werden.

Zunächst werden logische Inkonsistenzen, ein typisches Merkmal für die Unzuverlässigkeit von Perspektivträgern,¹²⁸⁰ entwickelt. Erzählt wird, dass die von den Ärzten als Maßstab für das Gesundsein angelegten Kriterien von ihnen selbst nicht erfüllt werden: „Gespräche mit den Ärzten laufen darauf hinaus, daß sie versuchen, mir Erinnerungslücken nachzuweisen, weil ich mich an sie und ihre Namen nicht erinnere. Mich nennen sie grundsätzlich Hernsdorf.“¹²⁸¹ Die Schlussfolgerung, dass ihre Diagnose nicht uneingeschränkt zu übernehmen ist, liegt nahe.

Nach dem Aufzeigen logischer Widersprüche wird die Autorität der Ärzte weiterhin durch den Vergleich mit einem fiktionalen Intertext relativiert, der ebenfalls die Perspektive eines Psychologen konstruiert:

Die Gespräche kommen mir mehr als einmal wie Dialoge aus dem Krimi vor, an dem ich die letzten Jahre gearbeitet habe. Der beginnt mit einem Mann, der ungeheure Kopfschmerzen hat, dann wird ihm der Schädel eingeschlagen, er erleidet eine Totalamnesie und unterhält sich achtzig Seiten lang mit einem Psychologen, der ihm erklärt, daß man von einem Schlag auf den Kopf keine Amnesie bekommt. Am Ende stirbt er.“¹²⁸²

Konkret wird in dieser Binnenerzählung wieder ein logischer Widerspruch präsentiert. Die Aussage des Psychologen, dass der erlittene Schlag auf den Kopf keine Amnesie ausgelöst haben kann, steht in direktem Widerspruch zu der Reihenfolge der erzählten Ereignisse (Schädel einschlagen, Totalamnesie) und der damit implizierten Kausalität. Die Unvereinbarkeit von Fakten der erzählten Welt ist, wie bereits erwähnt, ein typisches Merkmal für unzuverlässiges Erzählen.

Zusätzlich wird noch eine generische Ebene mit hineingebracht, welche die Aussage modifiziert. Gerade der Vergleich mit der Gattung Kriminalroman, welche die Frage der Glaubwürdigkeit anderen Anforderungen (wie z.B. Spannung) an die Texte häufig unterordnet, deutet wieder Zweifel an der Gültigkeit der zu erwartenden Diagnose an.

Bei entsprechender Vorkenntnis der Rezipienten ist außerdem ein intertextueller Bezug auf Herrndorfs Roman „Sand“¹²⁸³ zu erkennen. Der Vergleich der Krankenhauserfahrungen des Protagonisten mit diesem Text und seiner verwickelten Plotstruktur unterminieren die Glaubwürdigkeit der Ärzte noch weiter. Dies geschieht nicht durch direkten Widerspruch. Stattdessen werden in diesem ersten Blogeintrag

¹²⁷⁹ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 9.

¹²⁸⁰ Menhard, Felicitas (2009), S. 41.

¹²⁸¹ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 9.

¹²⁸² Ebd., S. 10.

¹²⁸³ Herrndorf, Wolfgang: Sand. Roman. Berlin 2012. Dies gilt allerdings nur für die Printausgabe bzw. spätere Lektüre des Blogs, da der Blogeintrag selbst im Jahr 2010 publiziert wurde. Vgl. Dazu: Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 10.

wiederholt kleine Andeutungen gemacht. Diese Gedanken des Protagonisten verdichten sich sukzessive zu einem Eindruck ärztlicher Unglaublichkeit, ohne dass dies von einem der Perspektivträger geäußert würde und auch ohne dass überhaupt eine konkrete Diagnose gestellt wäre. Der Protagonist bezeichnet sich im letzten Blogeintrag des Abschnitts EINS noch immer als „ich, der ich immer noch keine klare Diagnose habe“.¹²⁸⁴

Für sich genommen aggregieren die Aussagen über die Ärzte deren Unglaublichkeit – sie sind jedoch in ein multiperspektivisches Gefüge eingebettet, das ein komplexeres Bild entstehen lässt. Die bereits besprochenen Projektionen einer Arztperspektive in der Erzählung des Protagonisten werden im Abschnitt EINS jeweils durch Gedanken des Protagonisten ergänzt. Diese sprechen einerseits gegen den Verdacht der Verrücktheit, indem sie das normale Funktionieren der Gedächtnisleistung thematisieren: „Tests vom Kaliber ‚Ich sage Ihnen drei Gegenstände: Tennisschläger, Apfel, Omnibus. Was ist dreizehn zum Quadrat? Fünfzehn zum Quadrat? Was waren die drei Gegenstände?‘ bestehe ich aber.“¹²⁸⁵ Andererseits dokumentieren die Gedanken des Protagonisten auch ungewöhnliche Entwicklungen seiner kognitiven Funktionen: „‚Fällt ihnen auf, wie schnell Sie sprechen?‘ Ja, ich denke aber auch schnell. Ich schreibe auch schnell, ungefähr dreimal so schnell wie sonst und zehnmal so viel.“¹²⁸⁶

Wieder wird hier eine Konstellation erzeugt, die einer Außenperspektive (dem „sie“ des ersten Satzes bzw. den Ärzten) die Unterstellung von Verrücktheit zuschreibt und gleichzeitig der Perspektive des Protagonisten keine klare Aussage zu dieser Frage zuordnet. Das Fehlen einer expliziten Bewertung wird im weiteren Verlauf des Abschnitts jedoch durch das vermehrte Verzeichnen von Krankheitssymptomen ausgeglichen. Diese sind einerseits körperlich – „Mein Sichtfeldausfall macht sich nicht bemerkbar.“¹²⁸⁷ –, hauptsächlich aber mental. Der Protagonist spricht von einem „Anfall“¹²⁸⁸, sich selbst als dem „Seher der Zukunft“¹²⁸⁹, der die „Weltformel“¹²⁹⁰ gefunden habe.

Heftiger Kopfschmerz und abermals positive Gedanken, die in der Nacht von der Festplatte gelöscht werden wie alle positiven Gedanken zuvor. Unter unendlicher Anstrengung baue ich die Gedankenkette wieder zusammen [...]: 1. Den andern mitteilen, die Todesangst sei vorüber. 2. Aus dem Widerstand gegen den Gedanken seine Richtigkeit ableiten. [...] usw.¹²⁹¹

Die tatsächliche Beschreibung von auf den Patienten zutreffenden Symptomen, d.h. der Kopfschmerz und die Schwierigkeiten, die eigenen Gedanken zu behalten, wird aus Perspektive des Protagonisten vorgenommen. Anders als die Versuche der Ärzte,

¹²⁸⁴ Ebd., S. 13.

¹²⁸⁵ Ebd., S. 9f.

¹²⁸⁶ Ebd., S. 10.

¹²⁸⁷ Ebd., S. 12.

¹²⁸⁸ Ebd.

¹²⁸⁹ Ebd.

¹²⁹⁰ Ebd., S. 13.

¹²⁹¹ Ebd., S. 12.

Symptome wie Gedächtnisverlust oder schnelles Sprechen ausfindig zu machen, werden die Symptome, die aus Perspektive des Protagonisten erzählt werden, nicht durch andere Stimmen relativiert. Ihr modaler Status wird im Gegensatz zu den anderen Perspektiven nicht modifiziert. Betrachtet man also das Gesamtprofil der Modalstruktur des Abschnitts, so ist es diese Perspektive, der die Deutungshoheit zukommt.

Neben der Deutungshoheit kommt dem Protagonisten auch die Handlungshoheit zu. Die Problematik, die eigenen Gedanken zu behalten, wird mittels eines Notizbuchs (Moleskine) und der Idee, die Gedanken aufzuschreiben, gemildert. Es handelt sich dabei also um eine erfolgreiche Resilienzstrategie. Durch die Verschriftlichung in diesem Medium entsteht ein weiterer Perspektivträger, der die Gedankengänge beinhaltet, die aufgrund der kognitiven Beeinträchtigung vom Protagonisten nicht erinnert werden können.

Das Moleskine Notizbuch führt handlungslogisch wie perspektivisch zu einer Aufspaltung der Perspektive des Protagonisten in verschiedene Bewusstseinsstadien. Die in akuten Anfall-Situationen entstehenden Gedanken müssen verschriftlicht werden, weil sie aus Perspektive des momentan nicht betroffenen Protagonisten nicht rekonstruiert werden können.

Die Handlungshoheit zeigt sich auch darin, dass der Protagonist „einfach mal ihren [einer anderen Patientin] Befund anprobiere: Schizo-affektive Störung. Um zu gucken, wie sich das anfühlt. Schizo-affektive Störung. Und wie fühlt sich das an? Manie infolge Schlaflosigkeit infolge Todesangst war mir lieber.“¹²⁹² Während die von Fremdperspektiven vorgenommenen Beurteilungen seines mentalen Gesundheitszustandes auf der Perspektive des Protagonisten multiperspektivisch relativiert werden, kann innerhalb dieser Perspektive eine Diagnose „anprobiert“, eine andere vorgezogen, also akzeptiert werden.

Die Akzeptanz seiner Situation zeigt sich ebenfalls in seiner Reaktion auf die anderen Patienten: „Wenn sie an mir vorbeikommt, nennt sie mich Schatzi und schenkt mir ein Duplo [...] Das erste Duplo werfe ich in [...] den Papierkorb. Kuchen, Schokolade und weitere Duplos, die in den nächsten Tagen folgen, esse ich.“¹²⁹³ Das Annehmen von Geschenken ist, genauso wie das probeweise Anprobieren einer psychiatrischen Diagnose, ein Zeichen für das Ankommen in der neuen Realität. Dieses Ankommen löst die multiperspektivische Relativierung einer Fremddiagnose ab. Die initiale Bewertung durch eine anonyme bzw. nicht klar zuordenbare Instanz oder die Ärzte weicht der Akzeptanz, die allerdings aus Perspektive des Protagonisten stattfindet: „Jetzt bin ich endgültig in der Klappe angekommen.“¹²⁹⁴

Deutlich wird sowohl im Prolog „Dämmerung“ als auch im ersten Abschnitt des Texts, dass die Erzählperspektive des Protagonisten nicht per se im Mittelpunkt steht,

¹²⁹² Ebd., S. 13.

¹²⁹³ Ebd., S. 11.

¹²⁹⁴ Ebd., S. 13.

sondern in Abgrenzung zu Fremdperspektiven konstruiert wird. Diese dienen nur oberflächlich dem Widerspruch. Tatsächlich weisen die von ihnen thematisierten Inhalte (Sentimentalität bzw. Verrücktheit des Protagonisten) Überschneidungen mit den dem Protagonisten zugehörigen Perspektiven auf und bestätigen diese somit implizit. Durch die multiperspektivische Auffächerung wird somit der paradoxe Effekt erreicht, dass die Ansichten eines Kindes bzw. einer psychisch kranken Person bekräftigt werden, ohne dass diese dadurch an Glaubwürdigkeit verlieren.

4.3.3 Aufspaltungen des Selbst: Walther Wolfgang Wilhelm

Perspektiven entstehen, indem Rezipienten Aussagen oder Bewusstseinszustände im Text erkennen und diese Instanzen zuordnen, denen die Fähigkeit intentionalen Sprechens zugerechnet werden kann. Sowohl die Identifikation der Aussagen und Bewusstseinszustände als auch die der Perspektiveninstanzen ist kein Erkennen von a priori existierenden Entitäten, sondern stellt vielmehr einen komplexen Konstruktionsprozess dar, der von textuellen Zeichen ausgeht und gesteuert wird.

Sobald Aussagen im Text auftauchen, die nicht mehr plausibel einem schon bekannten Perspektivträger zugeordnet werden können, muss ein neuer konstruiert werden. Im Falle des Protagonisten von „Arbeit und Struktur“ tritt der seltene Fall ein, dass sich die Perspektive des Protagonisten in dessen Wahrnehmung selbst zunehmend fragmentiert, was zur Folge hat, dass die Konstruktion weiterer Perspektiven von der Erzählperspektive selbst vorgenommen wird.

Die stilistische Besonderheit der Stimmen im Kopf kann auf Ebene der Geschichte durch die Krankheit des Protagonisten erklärt werden – Burk z.B. konstatiert in diesem Zusammenhang, dass dieser seine „Wahnvorstellungen [...] in einem crescendo-artigen Bewusstseinsstrom protokolliert“¹²⁹⁵ sind. Dies ist allerdings wenig überzeugend, da auffällt, dass die Fragmentierung der Erzählperspektive in verschiedene Stimmen auf der Ebene der Erzählung nicht im gesamten Text existiert, sondern erst nach etwa 100 Seiten beobachtet werden kann.

Sie beginnt in der „Rückblende“¹²⁹⁶, „einer 52-seitigen Analepse[, die] über die Hintergründe der Psychiatrieeinweisung informiert.“¹²⁹⁷ Dieser Teil des Texts unterbricht die etablierte Zählung mit Numeralien und „stellt eine in sich

¹²⁹⁵ Burk, Maximilian (2015), S. 87.

¹²⁹⁶ Ebd., S. 86.

¹²⁹⁷ Ebd., S. 86. Siegel bezeichnet die Rückblende denn auch treffend als „auflösende Rückwendung in 12 Teilen [sic! Tatsächlich handelt es sich um 10 Teile. A.S.], die, in atemlosem Präsens und fast szenisch, die Vorgeschichte [erzählt].“ Siegel, Elke (2016), S. 354. Die auflösende Rückwendung, ein auf Lämmert zurückgehender Begriff, erzählt bisher nur teilweise erzähltes Geschehen noch einmal von Beginn an. Vgl. dazu Lämmert, Eberhard: Bauformen des Erzählens. Stuttgart 2004, S. 108ff.

abgeschlossene Erzählung dar.“¹²⁹⁸ Er besteht aus zehn jeweils als Rückblende bezeichneten, außerdem betitelten und anders gezählten Abschnitten.

Da in diesem Teil des Texts Ereignisse erzählt werden, die chronologisch ganz am Anfang der erzählten Geschichte stehen, ist die Erklärung der besonderen multiperspektivischen Stilistik an dieser Stelle mit dem Krankheitszustand des Erzählers nicht zufriedenstellend. Die Krankheit dauert während der gesamten Erzählzeit an, die Stilistik tut dies jedoch nicht.

Wie Balint für den dem Text zugrunde liegende Blog feststellt, geht der Text nicht darin auf, die psychischen und physischen Krankheitszustände des Protagonisten mimetisch abzubilden. Stattdessen stellt sie fest, dass „language was a way for Herrndorf to regain a sense of control over these situations.“¹²⁹⁹ Dies wird auch von Siegel (ebenfalls für den Blog) ähnlich gesehen: „Herrndorf insistiert auf der Chronologie des Schreibens, nicht der Ereignisse.“¹³⁰⁰ Der Text erweckt, das soll in der Folge gezeigt werden, den Eindruck, das erzählende Ich vermittle die Erzählung im Modus präziser, gewissermaßen distanzierter Beobachtung. Diese Distanz beruht erheblich auf dem multiperspektivischen Erzählverfahren der Fragmentierung der Erzählperspektive in verschiedene Stimmen, das in den Rückblenden etabliert wird.

Das Misstrauen gegenüber der Zuverlässigkeit der Erzählperspektive, das in Texten mit unzuverlässigem Erzähler von den Rezipienten entwickelt wird,¹³⁰¹ liegt in diesem Text allerdings beim Erzähler. Aus dem Blickwinkel der Leserinnen, so die literaturwissenschaftliche Auffassung, müssen zwei Bedingungen erfüllt sein, damit diese eine Erzählung als unzuverlässig wahrnehmen. Das Auftreten textueller Signale¹³⁰² wie etwa textinterner Widersprüchlichkeiten reicht nicht aus: „Zu der Provokation des Lesers durch Unstimmigkeiten des Textes muss nämlich ein weiteres hinzutreten [...]: Es muss eine textinterne, diegetische Motivation der Unzuverlässigkeit geben.“¹³⁰³

Als diegetische Motivation kommt entweder absichtliche Verfälschung¹³⁰⁴ in Frage oder dass der „Erzähler geistig gar nicht in der Lage ist, zuverlässig zu erzählen – wenn er also schwachsinnig ist oder geistesgestört oder unter Drogen steht oder sein Erinnerungsvermögen defizitär ist.“¹³⁰⁵ Die diegetische Motivation, an der

¹²⁹⁸ Burk, Maximilian (2015), S. 87f.

¹²⁹⁹ Balint, Lilla (2016), S. 16.

¹³⁰⁰ Siegel, Elke (2016), S. 354.

¹³⁰¹ Diese Auffassung wurde von Booth im Zusammenhang mit dem Konzept des impliziten Autoren entwickelt. Vgl. dazu Booth, Wayne Clayson: *The Rhetoric of Fiction*. Chicago 1983, S. 158f. Vgl. dazu ebenfalls Bode, Christoph (2005), S. 261ff.

¹³⁰² Zu textuellen Signalen für Unzuverlässigkeit vgl. Allrath, Gaby: „But why will you say that I am mad?“. Textuelle Signale für die Ermittlung von unreliable narration. In: Ansgar Nünning/Carola Surkamp/Bruno Zerweck (Hgg.), *Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaublichen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur*. Trier 1998, S. 59–79 bzw. Allrath, Gaby/Surkamp, Carola (2004).

¹³⁰³ Bode, Christoph (2005), S. 269.

¹³⁰⁴ Ebd.

¹³⁰⁵ Ebd.

Zuverlässigkeit der Erzählperspektive zu zweifeln, ist durch die das Gehirn betreffende Krankheit des Protagonisten zweifelsfrei gegeben. Diese Zweifel müssen allerdings nicht erst von den Rezipienten inferiert werden, sondern werden von der Erzählperspektive des Texts selbst vorweggenommen.

Anlass ist die Hospitalisierung des Protagonisten wegen einer Raumforderung im Gehirn und eine erste Operation, die vermutlich den Zweck hat, eine histologische Untersuchung möglich zu machen.¹³⁰⁶ Der vor der Operation formulierte Gedanke „Was, wenn ich nach der OP Gemüse bin, zu keiner Äußerung mehr fähig? Es ist immerhin das Hirn.“¹³⁰⁷ wird nach der Operation durch das Prüfen der neurologischen Funktionen ergänzt.

Ich mache mit Händen und Füßen unaufhörlich die neurologischen Übungen, die ich zur Genüge kenne, um zu testen, was von meinem Hirn noch übrig ist. Nur die linke Hand ist etwas unbeholfen. Ich entdecke eine taube Stelle auf der Stirn, aber sonst keine weiteren körperlichen Ausfälle. Allein das Denken scheint mir stark verlangsamt, und ich bin nicht sicher und kann es mit meinem verlangsamten Denken auch nicht untersuchen, ob es an der Narkose liegt oder an mir.¹³⁰⁸

Die verhältnismäßig geringen Ausfälle, welche die Erzählperspektive wahrnimmt, zeichnen zunächst ein positives Bild. Dies wird ergänzt durch eine zunächst humoristische, durch die Fremdperspektive eines Freundes eingeführte und durch die einleitende positive Wertung mit einer deutlichen Leseanweisung versehene Episode:

Cornelius berichtet später: „Der einzige schöne Moment war bislang, als der Arzt uns reinführte nach der OP, ‚Das sind Ihre Freunde. Erkennen Sie die?‘, und Wolfgang starrt uns an und sagt langsam: ‚Nein.‘ Nach 5 gar nicht so kurzen Sekunden: ‚Klar erkenn ich die, stellt mir eine Logikfrage‘, und uns dann mit ‚zu leicht, außerdem Erinnerungswissen, nicht Logik‘ und Schacheröffnungen demütigte.“¹³⁰⁹

Die deutliche Rahmung als „der einzig schöne Moment“ und die aus Perspektive der Figur Cornelius beobachtete Diskrepanz zwischen dem vorgeblichen Ausfall der Gedächtnisleistung beim Wiedererkennen der Freunde und der tatsächlichen kognitiven Leistungsfähigkeit (Logikfragen, Schacheröffnungen) schafft zunächst einmal *comic relief*.

Die Perspektivenkonstellation deutet aber schon darauf hin, dass es bei dem bislang gezeichneten, leicht positiven Bild nicht bleiben wird. Dieses wird nicht von der Erzählperspektive, sondern von einer intradiegetischen, daher üblicherweise mit weniger Autorität ausgestatteten Perspektive vermittelt. Außerdem wird es direkt im Anschluss von der Erzählperspektive erheblich relativiert. Diese stellt im direkten Kontrast zu der positiven Sicht der Fremdperspektive den Übergang zu einer ambivalenten Vorstellung des Geisteszustands des Protagonisten her:

¹³⁰⁶ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 100f (passim).

¹³⁰⁷ Ebd., S. 100.

¹³⁰⁸ Ebd., S. 101f. Weitere „Testverfahren“ im Text bespricht Siegel, Elke (2016), S. 358f.

¹³⁰⁹ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 102.

Woran man sieht, dass Cornelius kein Schach spielt. Ich eröffne gegen Marek mit a2-a4, Marek antwortet irgendwas, und danach weiß ich nicht mehr, wo die Figuren sind, und halte es für Caro-Kann. Wobei, auch kein riesiger Unterschied zu sonst: Wenn Marek und ich Blitzschach spielen, kommt es schon vor, dass der König zehn Züge lang im Schach steht.¹³¹⁰

Ob seine kognitiven Fähigkeiten nachgelassen haben oder nicht, kann hier noch nicht entschieden werden. In der Folge werden – noch immer aus autodiegetischer Perspektive – erste kognitive Besonderheiten beschrieben, die jedoch temporär sind. Das Kopfrechnen setzt aus,¹³¹¹ die Gedächtnisleistung beim Lesen ist beeinträchtigt¹³¹² und, das wird in der Folge wiederholt geschehen, es treten Wahnvorstellungen auf:

An der Wand ist ein verdrecktes Lüftungsgitter. Die ganze Nacht habe ich den Eindruck, es seien Buchstaben in elf Feldern des Gitters zu lesen. Nach Stunden habe ich sie endlich entziffert: COMPETITION. Okay, Competition. Könnt ihr haben, denke ich. Am Morgen sind die Buchstaben verschwunden.¹³¹³

Bezeichnend ist der Umgang des Protagonisten mit diesen Wahnvorstellungen. Er ist diesen nicht ausgeliefert, sondern stellt Distanz dazu her. Anders als das Lüftungsgitter werden die darauf vermeintlich lesbaren Buchstaben nur als subjektiver „Eindruck“ bezeichnet, der zudem flüchtig ist (am nächsten Morgen verschwunden).

Bereits bevor eine deutliche Fragmentierung in benannte Entitäten stattfindet, treten erste Infragestellungen der Wahrnehmungsfähigkeit der Erzählperspektive auf. Die im Text vorhandenen „Hinweise auf kognitive Einschränkungen“¹³¹⁴, aber auch „Divergenzen zwischen der Selbstcharakterisierung des Erzählers und der Fremdcharakterisierung durch andere Figuren“¹³¹⁵ sind typische textuelle Zeichen für unzuverlässiges Erzählen. Sie könnten also als Trigger für leserseitige Inferenzen dienen, welche die Glaubwürdigkeit der Erzählperspektive hinterfragen. In diesem Text jedoch werden die kognitiven Einschränkungen von dieser selbst thematisiert, so dass die Rezeption dieser Zeichen durch den Text gesteuert wird. Seine Modalstruktur spielt dabei eine erhebliche Rolle.

Betrachtet man die Modalstruktur der bisher entstandenen Perspektiven im Überblick, so fällt auf, dass die positive Sicht, dass keine Ausfälle auftreten, auf eine intradiegetische Fremdperspektive projiziert wird. Die maßgebliche Erzählperspektive

¹³¹⁰ Ebd.

¹³¹¹ „Ich [...] kann nicht rausfinden, was dreißig für eine Uhrzeit sein soll. Sprachlich scheint dagegen alles okay zu sein, ich finde Worte für dieses Uhrversagen, aber die Rechenleistung: null.“ Ebd., S. 102. „Als es mir im Morgengrauen gelingt, zwei zweistellige Zahlen (17 und 23) miteinander zu multiplizieren, beruhigt mich das aber doch.“ Ebd., S. 103.

¹³¹² „Als ich am nächsten Tag DeLillo weiterlesen will, erinnere ich mich an nichts. [...] Alles, was ich tags zuvor unter größter Anstrengung begeistert gelesen habe, ist von meiner Festplatte gelöscht. Auf hundert Seiten erkenne ich keinen Satz. In Panik hole ich Primo Levi raus, den ich ebenfalls tags zuvor, aber etwas später gelesen habe, und da weiß ich beim ersten Satz sofort: Wenn er jetzt nach links guckt, steht da der SS-Mann. Glück gehabt. Es ist noch immer die Narkose, nicht das Hirn.“ Ebd., S. 105.

¹³¹³ Ebd., S. 102.

¹³¹⁴ Bode, Christoph (2005), S. 267.

¹³¹⁵ Ebd.

selbst kommt im Kontrast dazu zu dem Schluss: „Ich spüre, dass ich nicht mehr Herr im eigenen Haus bin“.¹³¹⁶ Sie beobachtet einen Kontrollverlust über die eigene Gehirntätigkeit:

Schlimme Konzentrationsstörungen. Wenn ich lese, ergänzt mein Gehirn jeden Satz: Lee Harvey Oswald ging die Straße entlang, und du wirst sterben. Er sah die Autos, und du wirst sterben. An allen Gegenständen und Menschen haften jetzt kleine Zettel mit der Aufschrift ‚Tod‘, wie mit Reißzwecken dahingepinnt. C. legt ihren Arm um meine Schulter: Tod. Sie lächelt: Tod.¹³¹⁷

Das Gegenmittel gegen diesen im eigenen Gehirn verorteten Kontrollverlust besteht darin, Vorstellungen zu entwickeln, welche die Kontrolle wieder beim Protagonisten selbst verorten. Diese sind einerseits verbal, andererseits visuell: „Unter der Rubrik ‚Vorstellungen‘ liste ich Bilder und Gedanken auf, die ich hilfreich gefunden habe im Kampf mit der Todesangst.“¹³¹⁸

Verbal entsteht z.B. aus „mir trostreich scheinende[n] Sätzen und Gedanken [...] ein kleines Abendgebet“¹³¹⁹, das Selbstbestimmung in den Mittelpunkt stellt: „Niemand kommt an mich heran / bis an die Stunde meines Todes. / Und auch dann wird niemand kommen. / Nichts wird kommen, und es ist in meiner Hand.“¹³²⁰ Die im Abendgebet thematisierte Vorstellung der „Selbstermächtigung über den eigenen Tod“¹³²¹, d.h. der Möglichkeit, den Zeitpunkt des eigenen Todes selbst bestimmen zu können, wird anschließend visuell ausgedrückt: „Dazu sehe ich den hohen Turm in die Finsternis ragen, sehe ein Stückchen Blei durch mein Hirn fahren und den Schädel zum Nichts hin öffnen.“¹³²²

Diese Vorstellungen sind einerseits effektiv – „Nach dieser Nacht verschwinden die Markierungen an den Gegenständen, und die Konzentration kehrt zurück.“¹³²³ –, andererseits werden sie als ambivalent bewertet: „eine Selbstüberredung zum Leben. Schließlich die Gewissheit, die Sache in den Griff zu bekommen. Eine Selbsttäuschung, von der ich von Anfang an wusste, dass sie eine Selbsttäuschung ist, und die trotzdem funktionierte.“¹³²⁴

Besonders die für Notfälle in seinem Notizbuch notierten visuellen Vorstellungen scheinen hilfreich: „Immer, wenn ich vor Panik nicht mehr denken kann, schaue ich jetzt in mein Büchlein und gehe ein paar Bilder durch. Meistens reichen zwei oder drei, um mich zu beruhigen. Die, die sich als besonders effektiv erweisen, versuche ich selten zu benutzen und mir für die größeren Krisen aufzusparen.“¹³²⁵ Als zentral in einer besonderen Krisensituation entwickelt sich dabei die durch die bereits

¹³¹⁶ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 106.

¹³¹⁷ Ebd., S. 108.

¹³¹⁸ Ebd., S. 116.

¹³¹⁹ Ebd., S. 110.

¹³²⁰ Ebd., S. 111.

¹³²¹ Burk, Maximilian (2015), S. 96.

¹³²² Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 111.

¹³²³ Ebd.

¹³²⁴ Ebd.

¹³²⁵ Ebd., S. 116.

besprochene Erschießungsszene angedeutete Vorstellung einer Waffe, die ihm dazu dient, unliebsame Gedanken zu bekämpfen:

Den sich minütlich oder sekündlich zu Wort dazwischenmeldenden Gedanken an den Tod versuche ich wegzudrängen [...]. Diesmal reicht eine einfache Willensentscheidung nicht aus, und ich muss eine sehr plastisch vorgestellte Walther PPK in meinem Kopf installieren, um jeden unangenehmen aufkommenden Gedanken zu erschießen: Peng, peng.¹³²⁶

Diese tritt in Verbindung mit körperlichen Begleiterscheinungen auf:

Dass meine Lippen gelegentlich lautlos und dann immer öfter auch nicht lautlos ‚Peng, peng‘ dazu machen, ist mir herzlich egal [...]. Gelegentlich muss ich auch mit den Armen zucken, wie um Fliegen abzuwehren und gleichzeitig den Abzug der Walther in der Hand zu behalten.¹³²⁷

Außerdem entwickelt die Hilfsvorstellung ein Eigenleben: „Nach einigen Stunden, vielleicht ist es auch ein Tag, bemerke ich, dass es in meinem Kopf knallt, ohne dass ich den Abzug gedrückt habe. Die Walther verselbständigt sich. Das ist mir willkommen, sie tut nur ihre Pflicht. Es klickt und knallt in meinem Kopf ohne mein Zutun“. ¹³²⁸ Durch die Personifikation entstehen Instanzen, die von der ursprünglichen Perspektive des Protagonisten (zunehmend) unabhängig und als eigene Perspektiven anzusehen sind, denen Aussagen und Bewusstseinszustände zugeschrieben werden.

Zunächst werden die personifizierten Instanzen noch als Teil der Erzählperspektive, als von ihr initiiert wahrgenommen: „Dass ich zur Abwehr das äußere Gebaren und – wie ich daraus schließe – auch die inneren Strategien eines Verrückten reproduziere, beunruhigt mich nicht. Es sind von mir selbst initiierte Strategien, und ich beurteile sie nach ihrer Effektivität“. ¹³²⁹ Dies gilt neben der personifizierten Waffe auch für eine weitere durch Personifikation entstehende Perspektive: „Beim Versuch, die ohnehin schon erfolgreiche Walther in ihrem Kampf zu unterstützen, personifiziere ich die störende Instanz zuerst als Störer, dann als Wilhelm Störer.“ ¹³³⁰ Diese Perspektive ist der „Gegenspieler“ ¹³³¹ der Walther: „Da sitzt etwas und ruft: Du stirbst.“ ¹³³² Der Akt der Hervorbringung, d.h. der Personifikation der Perspektive des Gegenspielers liegt noch klar beim Protagonisten des Textes, ¹³³³ die Kontrolle darüber aber nicht mehr:

¹³²⁶ Ebd., S. 118. Diese Funktion erfüllt die Vorstellung der Waffe wiederholt. Vgl. dazu auch Ebd., S. 148.

¹³²⁷ Ebd., S. 118.

¹³²⁸ Ebd., S. 119.

¹³²⁹ Ebd.

¹³³⁰ Ebd., S. 120.

¹³³¹ Ebd.

¹³³² Ebd.

¹³³³ Dieser entwickelt ad hoc auch noch weitere Vorstellungen zur Abwehr unerwünschter Gedanken: „Die Walther reicht als Abwehrmaßnahme nicht mehr aus, und ich nehme Maschinengewehre und Atombomben hinzu.“ Ebd., S. 121.

Ich versuche ihn anzusprechen und notiere seine Reaktionen. Im Gegensatz zur Walther reagiert er so gut wie gar nicht und macht gern das Gegenteil von dem, was ich will. Also fordere ich ihn in ruhigeren Phasen auf, sich doch wieder einmal zu zeigen, und verhöhne ihn: Ob er nicht mehr stören wolle oder könne? Ob er sich vor der Walther fürchte? Und dann zeigt er sich nicht. Keine Eier, der Mann. Er zeigt sich am liebsten im Schutz anderer, positiver Gedanken.¹³³⁴

Die Personifikation der Todesgedanken scheint ein Eigenleben zu besitzen, sie zeigt sich nicht. Dennoch bewegt sich die Störinstanz nach wie vor in der mentalen Sphäre, sie bewegt sich im Schutz positiver Gedanken der Erzählperspektive. Wiewohl sie also eine gewisse Eigenständigkeit aufweist, ist sie nicht völlig autonom. Dies zeigt auch die folgende Episode, in der die störenden Gedanken durch eine Idee der Erzählperspektive zurückgedrängt werden können:

In diesem Moment glaube ich, endgültig verrückt zu werden. Ich weiß nicht, wie ich mich vor der Störinstanz in meinem Innern schützen soll. Erst der in den frühen Morgenstunden auftauchende Gedanke, das Buch zum Copyshop zu tragen, [...] beruhigt mich zuletzt. Dieser Idee gegenüber ist die Störinstanz machtlos.¹³³⁵

Die Sprache, mit der die Perspektive der „Gegenseite“ beschrieben wird, wird zunehmend militärischer, was auf eine Verschärfung des Konflikts im Perspektivengefüge hinweist. Während bisher nur von Macht die Rede war, so findet jetzt ein Kampf statt: „Es kämpft mein Bewusstsein, das mir meldet, ich sei verrückt geworden, mit den Gegenkräften“.¹³³⁶ Außerdem gibt es die „Störmanöver der Gegenseite“¹³³⁷, die zunehmend schwerer zu parieren sind.¹³³⁸ Ebenfalls problematisch für die Erzählperspektive ist, dass die Unterscheidung zwischen der Perspektive der Störinstanz und „meine[r] Vernunftinstanz“¹³³⁹, die ebenfalls als personifizierte Perspektive hinzutritt, nicht mehr gelingt:

Ist es der Störer oder die Vernunft? Einer ist dafür, einer dagegen, aber wer? Auf den ersten Blick scheint der Impuls von der Störinstanz zu kommen. Leute ins Gesicht schlagen ist eindeutig irre. Aber wenn ich alle Leute ins Gesicht schlage, kommt mit Sicherheit die Polizei, und das wäre die Rettung, das ist ja genau das, was ich will, dass die Polizei kommt, und insofern ist es vielleicht eine List der Vernunft, die unter dem Deckmantel der Störinstanz meine Rettung plant.¹³⁴⁰

Ein Kontrollverlust findet dennoch, das ist bezeichnend für diesen Text, auf Ebene der Perspektiven nicht statt. Zwar wird der Protagonist auf Ebene der Geschichte im Zustand des Wahns von Sanitätern abgeholt, im Raum der Gedanken jedoch wird dieses Ereignis mit der rationalen Entscheidung, das eigene Leben zu beenden und der bildlichen Vorstellungen davon, kommentiert:

¹³³⁴ Ebd., S. 120.

¹³³⁵ Ebd., S. 130.

¹³³⁶ Ebd., S. 135.

¹³³⁷ Ebd., S. 138.

¹³³⁸ Vgl. dazu ebd., S. 141.

¹³³⁹ Ebd.

¹³⁴⁰ Ebd., S. 139.

Ich weiß auch, dass ich mir für diesen Fall von Anfang an ein bestimmtes Vorgehen überlegt habe: Selbstmord, solange ich noch einen Rest von Kontrolle habe über das Gemüse, das einmal meinen Namen trug. Ich sehe die Walther PPK in meiner Hand, ich sehe sie in meinem Mund.¹³⁴¹

Trotz mentaler Ausfälle – eine Nebenfigur berichtet, „sein Auftritt trug alle Züge eines Wahns“¹³⁴² – bleibt die letztendliche Deutungshoheit bei der Erzählperspektive, die plant und überlegt. Ergänzt wird diese kognitive Ebene durch die gezielte gedankliche Evokation einer Waffe, die einerseits ihrerseits signifiziert, dass die Handlungsfähigkeit des Protagonisten erhalten bleibt und andererseits einen erprobten Mechanismus der Bewältigung der Todesgedanken darstellt.

Der Existenzstatus der Vernunft- und Störinstanzen ist nicht mit dem einer handelnden oder berichtenden Figur zu vergleichen. Sie stellen vielmehr Perspektiven dar, die als personifizierte Zuordnungsinstanz für Gedanken des Protagonisten dienen. Dafür spricht auch das folgende Zitat: „In diesen Stunden sind wir noch drei in meinem Kopf: Walther, Wolfgang und Wilhelm.“¹³⁴³ Zeitlich begrenzt auf den Aufenthalt in der Neuropsychiatrie kommen noch zwei weitere Perspektiven dazu:

Nach der Verlegung auf die Neuropsychiatrie und den ersten Diagnosen kommt noch ein unpersönlicher Hebel zur Manieregulation hinzu (der über vorgestellte Lebenserwartung funktionieren soll und nicht wirklich funktioniert) und schließlich eine Königin, Neue Regentin genannt, die als endgültig externalisiertes Über-Ich über allem Stimmengewirr thront und sich als noch durchschlagender als die Walther entpuppt, sowohl im Kampf gegen den Todesgedanken als auch gegen den überbordenden Mitteilungsdrang, der mir langsam das Leben schwer macht.¹³⁴⁴

Welchen Stellenwert diese Instanzen haben, wird dadurch deutlich, dass sie nicht nur besprochen, sondern zusätzlich abgebildet werden: „Einige Seiten des Notizbuchs werden in seinen Selfies vor dem Computer wie Beweisstücke in die Kamera gehalten.“¹³⁴⁵ Eine der vielen Abbildungen, die Herrndorf dabei zeigen, wie er Notizbuchseiten in die Kamera hält, zeigt eine Illustration einer Waffe, die von Notizen umrahmt ist. Die Bildunterschrift lautet: „Die Stimmen im Kopf: Walther, Wilhelm und Wolfgang. Rechts oben der auf 800 Tage eingestellte Hebel zur Manieregulation, der bei völliger Überdrehtheit auf 513 Tage gedrückt werden kann. Links oben die Neue Regentin (NR).“¹³⁴⁶

Während der Hebel nicht weiter thematisiert wird, ist in Bezug auf die als Königin bezeichnete Perspektive zu beobachten, dass ihre Bewertung aus Sicht der Erzählperspektive ambivalent ist. Diese kann nicht beurteilen, ob deren erfolgreiches Eindämmen des Mitteilungsdrangs des Protagonisten, „ob diese letzte Aktion der Königin noch Ausgeburd des Wahnsinns ist oder nicht vielmehr die bildliche Rückkehr der Vernunft, welche sinnlos überbordenden Mitteilungsdrang ja auch sonst mit

¹³⁴¹ Ebd., S. 142.

¹³⁴² Ebd., S. 143.

¹³⁴³ Ebd., S. 147.

¹³⁴⁴ Ebd.

¹³⁴⁵ Siegel, Elke (2016), S. 355.

¹³⁴⁶ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 119.

Verbot belegt.¹³⁴⁷ Es ist also nicht klar, auf welcher Seite – der der Kontrolle oder der des Kontrollverlusts – diese Perspektive steht.

Insgesamt gesehen ergibt sich folgendes Bild des Perspektivengefüges: Aus der autodiegetischen Perspektive des Protagonisten werden mittels Personifikation weitere Perspektiven abgespalten. Diese verkörpern konfligierende Bewusstseinsinhalte. Auf der einen Seite werden die Todesgedanken, die als nicht von der Erzählperspektive beeinflussbar wahrgenommen werden, in der als Wilhelm Störer bezeichneten Perspektive personifiziert. Ihr gegenüber stehen mit den als Walther und Neue Regentin bezeichneten Perspektiven zwei Instanzen, welche die Kontrolle des eigenen Todeszeitpunkts verkörpern.

Die Nebenperspektiven verkörpern also entweder den Kontrollverlust oder die Kontrolle. Auf dem Höhepunkt der Krise gelingt die eindeutige Zuordnung der Neuen Regentin zu diesen Polen nicht mehr. Daraus wie Burk abzuleiten, dass der Text einen ungefilterten *stream-of-consciousness* des Protagonisten darstellt, der „die Wahnvorstellungen [...] in einem crescendo-artigen Bewusstseinsstrom protokolliert“¹³⁴⁸, wird der komplexen Modalstruktur, die der Text entwirft, jedoch nicht gerecht. Auch Balint widerspricht der Ansicht, dass Herrndorf seine kognitiven Veränderungen formal mimetisch abbilden würde:

The principal decision that Herrndorf must have faced at some point was whether to opt for a representation of brain cancer, disclosing not only through content but also in form how the mastery over words and sentences slipped away from him, or to maintain what we could call the literary integrity of the text. His text—freed from errors, typos, and grammatical mistakes with the editorial help of friends—bespeaks that Herrndorf opted against such a violation of the code of the literary.¹³⁴⁹

Bezeichnend für den Text ist, dass die abgespaltenen Perspektiven die Perspektive des Protagonisten nicht verdrängen, sondern dass diese nach wie vor bestehen bleibt. Sie ist keineswegs nur eine Stimme unter vielen, sondern steht hierarchisch über den Personifikationen. Zur Erinnerung: Der Text macht deutlich, dass es die Perspektive des Protagonisten ist, welche die anderen Vorstellungen entwickelt, d.h. die anderen Perspektiven hergestellt hat. Sie initiiert das Aufrufen dieser Vorstellungen und selbst als die Einordnung der Perspektiven in die Kategorien Kontrolle oder Kontrollverlust nicht mehr gelingt, ist es noch immer die Perspektive des Protagonisten, die diese Überlegungen anstellt und somit Bewertungskompetenz demonstriert.

Auffällig ist, dass die Rezipienten etwa durch Inferenzen in dieser Frage keinen Wissensvorsprung entwickeln können. Die bereits angesprochenen Zeichen der Unzuverlässigkeit wie etwa „Divergenzen zwischen der Selbstcharakterisierung des Erzählers und der Fremdcharakterisierung durch andere Figuren“¹³⁵⁰ bzw. „Hinweise

¹³⁴⁷ Ebd., S. 148.

¹³⁴⁸ Burk, Maximilian (2015), S. 87.

¹³⁴⁹ Balint, Lilla (2016), S. 9f.

¹³⁵⁰ Bode, Christoph (2005), S. 267.

auf kognitive Einschränkungen¹³⁵¹ werden explizit thematisiert und dadurch in ihrer Rezeption gesteuert.

Durch die Modalstruktur, d.h. die hierarchische Anordnung der einzelnen Perspektiven ergibt sich das Bild einer selbst im Wahn noch kognitiv klaren Perspektive. Diese ist sogar noch im Kontrast zu psychisch gesunden Nebenfiguren erkennbar:

Als sie sich weigert, mich, wie sie sagt, in meinem Wahn zu unterstützen, erkläre ich, dass ich sie in diesem Fall erwürgen werde. Mit nach vorn gestreckten Armen fährt mein Körper wild in der Küche herum. Aus den Augenwinkeln sehe ich Marek auf dem Stuhl sitzen: Angespannt; aber er ist nicht aufgesprungen, um mich zurückzuhalten, woraus ich schließe, dass ich nicht wirklich die Absicht habe, Kathrin zu erwürgen. [...] Dem Drängen, mich erneut in die Psychiatrie einzuliefern, gebe ich rasch nach.¹³⁵²

Auf Ebene der Geschichte wird in dieser Szene eine Gewaltandrohung geschildert. Durch interne Fokalisierung auf den Protagonisten wird seine Perspektive für die Rezipienten zugänglich, so dass die Komplexität seiner Gedankengänge wahrnehmbar ist. Es ist deutlich erkennbar, dass die Perspektive des Protagonisten nicht nur ihr eigenes Befinden, sondern auch die Wirkung seines Verhaltens auf Dritte wahrnimmt. Diese Wirkung wird, das stellt kognitiv gesehen einen Akt der Metarepräsentation¹³⁵³ dar, dahingehend interpretiert, welche Auffassung die Fremdperspektive dem Protagonisten unterstellt, unabhängig davon, was dieser selbst denkt. Die Fremdperspektive wird also nicht einfach nur übernommen, sondern kognitiv abgebildet und mit der eigenen Perspektive abgeglichen, um auf dieser Basis zu weiteren Schlüssen zu kommen.

Betrachtet man die Modalstruktur der Perspektiven, so fällt auf, dass die Perspektive des Protagonisten nicht nur im Vergleich mit den von ihm selbst im Wahn erzeugten Perspektiven privilegiert ist, sondern auch im Kontrast mit den Perspektiven psychisch gesunder Nebenfiguren kognitive Klarheit und Autonomie zeigt. Sie behält ihre kritische Distanz.

Eine Distanzierung des Protagonisten von den durch die Krankheit ausgelösten Ereignissen wird auch von Burk beobachtet und unter Rückgriff auf Theoretiker der Tagebuchliteratur wie Barthes im Akt des Schreibens selbst verortet: „Die Poetik des Blogs korreliert an dieser Stelle ausdrücklich mit Barthes' Verständnis von der Distanzierung des Schreibenden zu sich Selbst.“¹³⁵⁴ Dieser Prozess der Distanzierung wird von Burk allerdings tendenziell autobiografisch aufgefasst. Burk ist in der Frage, welche Lesart für den Text sinnvoll ist, nicht entschieden. Einerseits beschreibt er

¹³⁵¹ Ebd.

¹³⁵² Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 145f. Im Text finden sich weitere, ähnliche Stellen, in denen die kognitive Klarheit deutlich wird. Vgl. dazu ebd., S. 116, S. 121, 137, 141.

¹³⁵³ Zur Metarepräsentation von Perspektiven vgl. Sodian, Beate/Perst, Hannah/Meinhardt, Jörg: Entwicklung der Theory of Mind in der Kindheit. In: Hans Förstl (Hg.), Theory of Mind. Berlin, Heidelberg 2012, S. 61–77, S. 72.

¹³⁵⁴ Burk, Maximilian (2015), S. 89.

Fiktionalisierungsstrategien wie Metalepsen¹³⁵⁵ und Abstraktion¹³⁵⁶, andererseits stellt er fest, dass Herrndorfs Text einen autobiografischen Pakt nahelegt¹³⁵⁷ sowie dass „die Trennung von Protagonist und Autor-Person [...] oftmals schwer“¹³⁵⁸ fällt.

Balint stellt ebenfalls fest, dass das Schreiben des Blogs zur Abgrenzung von der Krankheit diene – „blogging became a pivotal means für Herrndorf not only to chronicle his illness but also to produce a sense of self against the damaging effects of cancer“.¹³⁵⁹ Ihre Lesart ist offensichtlich auch autobiografisch, wiewohl sie einschränkt, dass „we may conjecture that while *Arbeit und Struktur* may not have started as a literary endeavor, it became one over time.“¹³⁶⁰

Ohne den Text selbst als Quelle für das Leben und die Ansichten des Autors heranziehen zu wollen, kann jedoch festgestellt werden, dass dieser die unterschwellig in der Sekundärliteratur vertretene authentisch-autobiografische Lesart nur teilweise stützt. „Auf dem Weg spielen wir die Erwürgen-Szene noch einmal nach, um das Theaterhafte daran zu betonen und die mittlerweile dazu eingetretene Distanz.“¹³⁶¹

Zwar wird an dieser Stelle thematisiert, dass durch nochmalige Repräsentation der Ereignisse deren Nähe zu künstlerischen Diskursen („Theater“) herausgestrichen werden kann, die tatsächliche Distanzierung („mittlerweile“) wird jedoch in diesem sowie in einem weiteren Zitat der nach den Ereignissen vergangenen Zeit zugeschrieben: „Im Wartesaal der Notaufnahme an der Charité zeige ich C. und Passig die Bilder und Notizen in meinem Moleskine, von denen ich mich in diesem Moment schon wieder distanzieren.“¹³⁶²

Die in diesen zwei Zitaten auf Ebene der Geschichte im Fortgang der Zeit sowie im Akt der Repräsentation verortete Distanzierung von den durch die Krankheit ausgelösten Ereignissen wird auf Ebene der Erzählung kontinuierlich durch die multiperspektivische Auffächerung der Erzählung aufrechterhalten. Diese ist unabhängig vom referentiellen Gehalt des Textes und daher auch nicht auf eine autobiografische Lesart angewiesen. Wie Michelbach feststellt, werden Herrndorfs „autobiografische Aufzeichnungen [...] durch dezidiert literarische Techniken des Erzählens [...] zum Teil seines Werks“.¹³⁶³

¹³⁵⁵ „Die Metalepse am Ende der Rückblende markiert den fiktionalen Charakter der Erzählung, da Herrndorf unmöglich den retrospektiv entstandenen Text vor seiner Entstehung gesucht bzw. gefunden haben kann.“ Ebd., S. 88.

¹³⁵⁶ „Nimmt man Herrndorfs Aussagen ernst, so findet durch die Übertragung von Erinnerung in Text eine eben solche ständige Fiktionalisierung seines eigenen Lebens statt; das ‚Ich‘ ist tragischer Held der Erzählung, der sich innerhalb des Textes verselbständigt.“ Ebd., S. 89.

¹³⁵⁷ „Was Philippe Lejeune für die Selbstbiographie mit dem autobiographischen Pakt beschrieben hat, nämlich die Identität von Autor und dem ‚Ich‘ im Text, ist ebenso zutreffend für Herrndorfs Online-Tagebuch.“ Ebd., S. 88.

¹³⁵⁸ Ebd., S. 94.

¹³⁵⁹ Balint, Lilla (2016), S. 14f.

¹³⁶⁰ Ebd., S. 10.

¹³⁶¹ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 146.

¹³⁶² Ebd., S. 143.

¹³⁶³ Michelbach, Elisabeth (2016), S. 127.

Die spezifische Modalstruktur der in diesem Abschnitt enthaltenen Perspektiven erlaubt es, sowohl die Stimmen des Wahns als auch in Hinblick auf die Zuverlässigkeit ihrer Wahrnehmung unproblematische Perspektiven von Nebenfiguren auftreten zu lassen, ohne dass dadurch die kognitive Leistung der Erzählperspektive in Frage gestellt würde. Durch die multiperspektivische Erzählung entsteht der Eindruck, die Erzählperspektive habe Kontrolle über die Ereignisse, während auf Ebene der Geschichte gleichzeitig ein zunehmender Kontrollverlust geschildert wird.

4.3.4 Projekt Regression

Eine der auffälligsten Eigenschaften des Textes „Arbeit und Struktur“ ist seine Untergliederung in Abschnitte, die optisch Blogeinträgen gleichen. Darüber, welche Effekte diese Form hat, besteht Uneinigkeit in der Sekundärliteratur. Burk liest die Abschnitte „wegen ihrer hohen literarischen Qualität [...] als eigenständige Mikrotexte und [...] auch als Teile einer ganzen Erzählung“.¹³⁶⁴ Er argumentiert, um dies zu begründen, allerdings überraschenderweise nicht mit architextuellen Ähnlichkeiten zu Prosatexten, sondern mit dramatischem Gattungswissen, d.h. dem „dramaturgischen Charakter des Blogs“¹³⁶⁵ sowie Ähnlichkeiten mit „dem zweiten Teil von Goethes Faust-Drama“.¹³⁶⁶

Darüber hinaus verfolgt Burk eine weitere gattungstheoretische, nämlich autobiografische Argumentationsweise: Durch den Besitz einer Waffe sei der Autor des Texts in der Lage, das Ende der autobiografischen Erzählung selbst zu bestimmen.

Der Griff des Revolvers ist Herrndorfs Weise, die Realität zu ‚handhaben‘, also mit dem Revolver auch das eigene Leben förmlich in der Hand zu haben. Das hat auch Konsequenzen für den Text, denn die Realisierungsmöglichkeit, die der Waffe eingeschrieben ist, über das Ende des eigenen Lebens zu bestimmen, stellt das Ende der Erzählung dar.¹³⁶⁷

Burk sieht den Text also im Endeffekt weniger als Sammlung von eigenständigen Fragmenten, sondern vielmehr als Erzählung, die nicht fragmentarisch ist, sondern über ein vom Urheber intendiertes Ende verfügt.

Balint dagegen besteht darauf, dass Herrndorf eine Strategie der „denarrativization“¹³⁶⁸ verfolgt, die darin besteht, die teleologischen Gattungsmuster von Krankheitsgeschichten gezielt zu vermeiden und stattdessen dem offeneren Gattungsmuster des Blogs zu folgen:

¹³⁶⁴ Burk, Maximilian (2015), S. 86.

¹³⁶⁵ Ebd., S. 86

¹³⁶⁶ Ebd.

¹³⁶⁷ Ebd., S. 89.

¹³⁶⁸ Balint, Lilla (2016), S. 16.

The blog form's openendedness allowed Herrndorf to foreground the processual rather than the finished and the complete. Since there is no narrative endpoint from the position of which the posts are conceived, individual moments are set free from the teleological pull that illness often exercises. Moments that are captured in the posts do not draw their significance from their position within a broader story, but are meaningful in their own right.¹³⁶⁹

Wiewohl ihre Beobachtung, dass Herrndorfs Text keineswegs Gattungsmuster der Autothanato- bzw. Autopathografie¹³⁷⁰ erfüllt, ist ihre Schlussfolgerung, dass die einzelnen Abschnitte überhaupt keine narrative Verbindung aufweisen, jedoch zu weitreichend:

His posts rarely exceed the immediately given situation and do not enter into tight narrative relations with other entries. Thematic continuities exist, of course, but the recurrent musings on natural beauty, moments from childhood and adolescence, or ingenious nuggets of cultural criticism, for instance, do not yield a story of the self, let alone a consistent or a developmental one.¹³⁷¹

Tatsächlich weisen sowohl die „musings“ als auch die „ingenious nuggets“ mehr als thematische Zusammenhänge auf. Dies wird erkennbar, wenn die Perspektiven- und Modalstruktur des Texts näher betrachtet wird. Herrndorfs Text entwirft Perspektivenstrukturen, die nicht situativ, sondern thematisch gebunden sind.¹³⁷² Ein Beispiel dafür ist die spezifische Perspektivenstruktur, die mit dem Thema Kindheit bzw. der Regression des Protagonisten in seine eigene Kindheit verbunden ist. Ihr Kern wird im schon besprochenen, prologartigen Abschnitt „Dämmerung“ entwickelt und besteht aus der Aufspaltung der Perspektive des erzählenden Protagonisten in eine erlebende und eine kommentierende Perspektive. Hinzu tritt die Projektion von weiteren, durchweg kollektiven Kontrastperspektiven, die als Reibungsfläche für Widersprüche dienen.

Diese Perspektivenstruktur wird im weiteren Verlauf des Texts wiederholt im Zusammenhang mit dem genannten Thema aktualisiert und soll in Folge untersucht werden. Dazu muss zunächst das im Zentrum der Untersuchung stehende thematische Feld umrissen werden. Es handelt sich dabei um das Thema Kindheit allgemein und um das „Projekt Regression“¹³⁷³, d.h. die „Rückkehr zu früheren Entwicklungsformen des Denkens“¹³⁷⁴, welche die Erzählinstanz bei sich selbst beobachtet, im Besonderen. Die Regression versetzt den Protagonisten zurück in eine Phase seiner Kindheit:

¹³⁶⁹ Ebd., S. 15.

¹³⁷⁰ Auch Siegel beobachtet am Text, dass diese Gattungen keinen Bezugspunkt für den Autor hergestellt haben. Siegel, Elke (2016), S. 351.

¹³⁷¹ Balint, Lilla (2016), S. 16.

¹³⁷² Eine solche Perspektivenstruktur ist neben der spezifischen Konstellation, die das Thema Kindheit behandelt auch mit dem medizinischen Diskurs verbunden. Sie besteht aus einem Gefüge von Perspektiven, die Statistiken, Mitpatienten, Ärzten, Krankenkassen, Scharlatanen und dem Protagonisten selbst zugeordnet sind, und mit denen seine Krankheit verhandelt wird.

¹³⁷³ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 39, S. 49.

¹³⁷⁴ Bayer, Lothar: Regression. In: Dorsch (Hg.), Lexikon der Psychologie. Bern 2014 .

Regression: Ich liege abends in der Dämmerung, C. und die schwangere Julia sitzen auf dem Fußende des Krankenhausbettes. Sie unterhalten sich, während ich sanft einzuschlafen beginne. Mit der Decke bis unters Kinn hochgezogen bin ich sechs Jahre alt, die Mütter besprechen Erwachsenenthemen und wachen über mich.¹³⁷⁵

Die gedankliche Rückkehr in frühere Entwicklungsstufen war schon im Prolog „Dämmerung“ zu beobachten, der das Thema Kindheit an prominenter Stelle verankert. Die damit verbundene Altersphase scheint von dem im Prolog angesprochenen Alter von „vielleicht zwei Jahre[n]“¹³⁷⁶ bis hin zur besonders durch Lektüre gekennzeichneten¹³⁷⁷ Pubertät zu reichen:

Ein erster Schritt in Richtung Regression, die sich in den nächsten Tagen und Wochen auf so vielen Gebieten bemerkbar machen wird, ist die Begeisterung für Literatur. [...] Was jetzt zurückkehrt beim Lesen, ist das Gefühl, das ich zuletzt in der Kindheit und Pubertät regelmäßig und danach nur noch sehr sporadisch und nur bei wenigen Büchern hatte.¹³⁷⁸

Die Schilderung dieser Regression kann unter einer autobiografischen Lesart als nachvollziehbare Reaktion auf die existentielle Situation des Protagonisten gelesen werden. Dieser Kontext wird auch von der Erzählperspektive angespielt: „Man kann das natürlich auch kritisch sehen: das Absacken in die Phantasiewelt als Ausdruck vollkommener Hilflosigkeit.“¹³⁷⁹ Auffällig ist, dass diese Aussage nicht wie alle anderen Aussagen zur Regression in ich-Form vermittelt wird, sondern auf das distanzierte, unpersönliche Pronomen „man“ zurückgegriffen wird, das Verwendung findet, „wenn der Sprecher, die Sprecherin in der Allgemeinheit aufgeht oder aufgehen möchte.“¹³⁸⁰ Es handelt sich also nicht um exakt dieselbe Perspektive, stattdessen wird der Eindruck erweckt, hier würde kollektives Wissen wiedergegeben und somit Distanz zu der Aussage aufgebaut.

Die auch ohne die explizite Bezeichnung als Regression wiederholt auftretende Rückschau ist weder authentisch-mimetischer Selbstzweck noch kontextunabhängige Vignette. Schon im Prolog war aus der kommentierenden Perspektive des späteren Erzählers sowie einer Fremdperspektive die Kindheitserinnerung mit dem Altern und Stillstand verknüpft worden. Spätere motivische Wiederaufnahmen des im Prolog etablierten Situationsmodells des Aufwachens vertiefen diese Verknüpfung, indem sie den Tod thematisieren:

¹³⁷⁵ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 108f.

¹³⁷⁶ Ebd., S. 7.

¹³⁷⁷ Zur Lektüre im Projekt Regression Vgl. ebd., S. 39 bzw. S. 49. Auch über die explizit als „Projekt Regression“ bezeichneten Stellen hinaus finden sich im Text vielfache Erwähnungen von Erinnerungen an Lektüreerlebnisse (Vgl. dazu bspw. ebd., S. 77, S. 359) sowie über 40 Besprechungen von wieder gelesenen Büchern aus der Gegenwart der Erzählung.

¹³⁷⁸ Ebd., S. 104.

¹³⁷⁹ Ebd.

¹³⁸⁰ Dudenredaktion: „man“. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden online o.J.

Beim Erwachen spüren, wie man vor einer Zehntelsekunde noch nicht wach gewesen war, und sich wünschen, nicht wach geworden zu sein, danach schlaflos. [...] Ich habe keine Angst vor dem Tod, aber eine panische Angst vor [...] Kleinigkeiten, die [...] eigentlich nicht gemacht werden müssen, aber die nicht zu machen einen solchen Schritt aus der Richtung des Lebens heraus bedeutet, dass man gleich aufhören könnte.¹³⁸¹

Hier wird mit minimalen Modulationen der Perspektivenstruktur Distanz hergestellt. Die Variation der Pronomina führt dazu, dass ausgelöst vom Pronomen „man“ zunächst eine kollektive, die Rezipienten einschließende Perspektive etabliert wird, die dann mit der Engführung auf das Thema Tod mit dem Pronomen „ich“ bezeichnet und somit individuell wird. Die das Situationsmodell des Prologs, d.h. die das Aufwachen des Kindes wieder aufgreifende Schilderung des Wachwerdens ist noch unbelastet vom Thema Tod und geht in einer kollektiven Perspektive auf. Der Tod betrifft nur die individuelle Perspektive des Protagonisten. Tatsächlich wird auch von diesem selbst eine besondere Perspektivierung des Themas beobachtet:

Klingt alles irgendwie inkonsistent, auch für mich selbst, was offensichtlich daher rührt, dass ich von zwei Positionen aus argumentiere; aus alter Gewohnheit noch aus der Position des Lebenden, der mit wachsender Rührung jede Äußerung belebter Materie betrachtet; zugleich aus der Perspektive, die das Ganze im Blick hat und sich nichts sehnlicher wünscht, als zum Ende zu kommen. Tatsächlich spüre ich mehrmals am Tag meine Perspektive umschlagen, manchmal im Minutentakt, was sehr anstrengend ist. Synthese findet nicht statt.¹³⁸²

Das „ich“ der Erzählperspektive thematisiert an verschiedenen Stellen im Text eine Sichtweise auf Kindheit, die diese zu einem „Wunderland der Kindheit“¹³⁸³ stilisiert. Gleichzeitig finden sich wiederholt Äußerungen über Kinder bzw. Rückgriffe auf die Gedankenwelt des kindlichen Protagonisten, d.h. durch die Erzählperspektive vorgenommene Projektionen einer Kinderperspektive, die Gedanken über den Tod beinhalten. Dass Kinder sich Gedanken über den Tod machen, scheint auf Basis von Weltwissen über die Gedankenwelt von Kindern vielleicht wenig realistisch, wird im Text jedoch in anderem Zusammenhang, nämlich in Bezug auf den Jugendroman „Tschick“¹³⁸⁴ plausibilisiert:

Der Jugendroman, den ich vor sechs Jahren auf Halde schrieb[...] ist voll mit Gedanken über den Tod. Der jugendliche Erzähler denkt andauernd darüber nach, ob es einen Unterschied macht, ob man in 60 Jahren stirbt oder in 60 Sekunden, usw. Wenn ich das drinlasse, denken alle, ich hätte es nachher reingeschrieben. Aber soll ich es deshalb streichen?¹³⁸⁵

Mit dem Wunderland der Kindheit einerseits und den Kindern, die sich Gedanken über den Tod machen andererseits sind je spezifische perspektivische Darbietungsformen

¹³⁸¹ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 216. Eine weitere Verknüpfung des Situationsmodells aus dem Prolog mit dem Tod findet sich in einer längeren Reihe von Kindheitserinnerungen. Vgl. dazu ebd., S. 171-174.

¹³⁸² Ebd., S. 181.

¹³⁸³ Ebd., S. 93. Vgl. dazu z.B. ebd., S. 52f, S. 171ff.

¹³⁸⁴ Herrndorf, Wolfgang (2015).

¹³⁸⁵ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 33.

verbunden. Die Folgen dieser perspektivischen Auffächerung sollen in der Folge aufgezeigt werden.

Die erste der beiden im Text skizzierten Positionen, die des angesichts belebter Materie gerührten Lebenden, wird ausschließlich aus der Ich-Perspektive vermittelt: „Immer die gleichen drei Dinge, die mir den Stecker ziehen: die Freundlichkeit der Welt, die Schönheit der Natur, kleine Kinder.“¹³⁸⁶ Die Rührung angesichts von Kindern wird im Text mehrfach thematisiert,¹³⁸⁷ darüber hinaus werden auch eine vom Leben gezeichnete Frau¹³⁸⁸ und ein „Käferlein“¹³⁸⁹ bzw. Vögel¹³⁹⁰ erwähnt. Alle diese Textstellen sind monoperspektivisch. Die gegenläufige Perspektive, die sich inhaltlich mit dem Tod beschäftigt, wird jedoch perspektivisch gebrochen dargestellt:

Während ich mit der Brötchentüte an der Ampel stehe, sehe ich neben mir einen unter seinem Schulranzen begrabenen Erstklässler und schaue in den Himmel, damit er mich nicht weinen sieht. Er weiß nicht, dass er sterben wird, er weiß es nicht, er weiß es nicht, er weiß es nicht.¹³⁹¹

Die Rührung der Erzählperspektive liegt an dieser Stelle, anders als bei den davor besprochenen Beispielen, nicht in der Lebendigkeit des beobachteten Kindes begründet. Stattdessen wird durch die Erzählperspektive das Thema Tod durch die Wahl des metaphorisch gebrauchten Adjektivs „begraben“ eingeführt. Im Kontrast zu dieser Thematisierung von Tod im Rahmen der Erzählperspektive steht die Projektion der Kinderperspektive, die inhaltlich die Abwesenheit von Todesgedanken thematisiert. Auf der sprachlichen Ebene jedoch müssen diese Todesgedanken zunächst ausgesprochen, also kognitiv aktualisiert werden, um sie zu negieren. Darüber hinaus werden sie durch die dreimalige Epizeuxis „er weiß es nicht“ noch unterstrichen. So kommt es zu dem paradoxen Ergebnis, dass die Darstellung eines Kindes als frei von Gedanken an den Tod diese für die Rezipienten durch die verwendete Perspektivenstruktur besonders präsent werden lässt.

Neben der eben besprochenen Projektion einer Kinderperspektive treten auch Projektionen von Kollektivperspektiven auf:

Zur gleichen Zeit durchströmt mich diffuses Glücksgefühl, wenn eine Boulevardschlagzeile den Tod eines im Eis ertrunkenen Zweijährigen vermeldet. Es dauert ein paar Sekunden, bis mir einfällt, wie schlimm es für die Eltern ist. Aber für das Kind ist es das Beste.

¹³⁸⁶ Ebd., S. 94.

¹³⁸⁷ „Es zeigt sich, was sich auch in den nächsten Tagen zeigen wird, dass Kinder mir jetzt irgendwie den Stecker ziehen. Einmal verfüttere ich meinen ganzen Kartoffelbrei an Luke.“ Ebd., S. 103. „Auf der Suche nach einer brauchbaren Projektionsfläche, und von der Regel, dass ein Tausch dem Tod gleich sei, fand ich nur zwei Ausnahmen: sehr kleine Kinder, unfertige Menschen, keine Personen – sie hätte ich sein wollen, daher auch die unkontrollierbare Rührung beim Anblick von Kindern.“ Ebd., S. 437.

¹³⁸⁸ Ebd., S. 256.

¹³⁸⁹ Ebd., S. 180.

¹³⁹⁰ Ebd., S. 437.

¹³⁹¹ Ebd., S. 123.

Den oft und vermutlich zu Recht kritisierten Satz, das Leben sei der Güter höchstes nicht, ich würde ihn jetzt unterschreiben. Was ist das größte Glück? Bewusstlos sterben, und ein unauffällig in den Nacken gehaltenes Bolzenschussgerät entspricht diesem Glück sonderbarerweise genau.¹³⁹²

Der durch die Erzählperspektive vermittelte Gedanke, ein bewusstloser Tod sei erstrebenswert, wird anders als die bereits besprochenen Gedanken über das Leben nicht monoperspektivisch vermittelt, sondern durch zwei weitere Perspektiven flankiert. Zunächst wird eine Elternperspektive projiziert, deren Betroffenheit durch den Tod des Kindes der Ansicht der Erzählperspektive diametral gegenübersteht. Zusätzlich wird eine komplexe kollektive Perspektive etabliert: „Den oft und vermutlich zu Recht kritisierten Satz, das Leben sei der Güter höchstes nicht, ich würde ihn jetzt unterschreiben.“¹³⁹³ Die mit diesen Zeilen etablierte kollektive Perspektive thematisiert im Kern das Leben. Zu diesem wird aber durch eine Reihe von Verschachtelungen Distanz aufgebaut. Das Leben wird negiert, es ist nicht das höchste aller Güter. Zu dieser Aussage selbst wird durch indirekte Rede Distanz hergestellt und auch ihre Bezeichnung als Satz macht aus ihr weniger eine Meinungsäußerung als ein vielmehr einen abstrakten Gedanken.

Mit der Beschreibung der Aussage als „oft und vermutlich zu Recht kritisiert“ beginnt die Konstruktion von Perspektive. Sie muss deswegen erzeugt werden, weil sowohl die Kritik als auch die Bewertung keiner vorhandenen Instanz zugeordnet werden kann, da die Erzählperspektive selbst ihnen widerspricht: „ich würde ihn jetzt unterschreiben.“

Eine tatsächliche, explizite Aussage kann dem Zusammenspiel aus Erzählperspektive und kollektiven Perspektiven nicht entnommen werden, da aus der Negation des Lebens noch keine eindeutige positive Aussage resultiert. Es können jedoch auf Basis des unmittelbaren Kontexts Aussagen inferiert werden: Genauso wie die kollektive Perspektive mit der einerseits nur projizierten und andererseits ebenfalls nur zu inferierenden Auffassung der Elternperspektive, dass das Leben (ihres Kindes) ein hoher Wert sei, resoniert, korrespondiert die im Verb ‚unterschreiben‘ beinhaltete Zustimmung mit der Kernaussage, das Leben sei nicht der höchste Wert, mit der davor formulierten Auffassung, dass ein bewusstloser Tod erstrebenswert sei.

Sehr anders als die Stellen also, die das Glück des Lebens thematisieren, werden im Zusammenhang mit Kindheit auftretende Aussagen über den Tod nur in multiperspektivisch gebrochener Form verhandelt. Wiederkehrender Faktor ist dabei die Projektion von kollektiven Perspektiven in der Form von in indirekter Rede wiedergegebenen abstrakten Aussagen:

¹³⁹² Ebd., S. 181.

¹³⁹³ Ebd.

Die populäre, akademische, theologische und auch im Science-Fiction gern und oft gestellte und immer wieder mit Nein beantwortete Frage, ob die Kenntnis des eigenen Todeszeitpunkts wünschenswert sei: Doch. Würde ich sagen. Doch, ist wünschenswert. Segensreich. Eine Belastung, aber eher ein Segen. Nicht für Kinder natürlich. Aber wenn machbar und mit Erreichen der Volljährigkeit: Besuch im Genlabor, dann ungefähr ausrechnen, dann planen, dann leben. Könnte man sich viel Quatsch ersparen.¹³⁹⁴

Der diesmal als Frage bezeichneten Aussage wird durch das Verb „beantworten“ eine menschliche Intentionalität zugeordnet, welche die Konstruktion einer Perspektive erzeugt. Diese ist einerseits wegen der mit den Adverbien „oft“ und „immer wieder“ angedeuteten Häufigkeit und andererseits wegen der angesprochenen disziplinären Fülle (populär, akademisch, theologisch, im Science-Fiction) als Kollektivperspektive zu denken.

Wieder wird ein Widerspruch inszeniert: Der inhaltliche Kern, d.h. ob die Kenntnis des eigenen Todeszeitpunkts erstrebenswert ist, wird verschieden bewertet. Während der kollektiven Perspektive die Negation dieses Wunsches zugeschrieben wird, bejaht die Erzählperspektive diesen Wunsch. Er wird allerdings nicht uneingeschränkt positiv bewertet: Seine Geltung wird auf Erwachsene beschränkt, Kinder werden ausgeschlossen. Vermutungen darüber, ob dieses Wissen dem Protagonisten als Kind genutzt hätten,¹³⁹⁵ bleiben unentschieden: „Hätte mir damals einer gesagt, weitere 35 oder 36 kämen noch, was hätte ich getan? Hätte es mein Leben verändert?“¹³⁹⁶

Außerdem steht neben positiven Adjektiven wie „wünschenswert“ und „segensreich“ auch die negative Bewertung „eine Belastung“. Insgesamt gesehen überwiegt jedoch die positive Sicht leicht – die Aufzählung der Bewertungen beginnt und endet mit positiven Bewertungen, diese überwiegen auch quantitativ. Die multiperspektivische Darstellung der Gedanken unterstreicht also insgesamt die von der Erzählperspektive vertretene Meinung, dass die Kenntnis des Todeszeitpunkts nicht wünschenswert wäre.

Das Sprechen über Kinder wird ergänzt durch Projektionen der Kindheitsperspektive des Protagonisten selbst. Diese verhandeln unter anderem¹³⁹⁷ das Thema Tod. In diesem Zusammenhang ist einerseits eine inhaltliche Kontinuität zwischen der Perspektive des erwachsenen Protagonisten und seiner Kindheitsperspektive zu beobachten:

¹³⁹⁴ Ebd., S. 286.

¹³⁹⁵ Dies stellt bereits eine minimale Projektion einer Kindheitsperspektive des Protagonisten dar.

¹³⁹⁶ Ebd., S. 286.

¹³⁹⁷ Weitere, aus der Projektion der kindlichen Perspektive des Protagonisten heraus verhandelter Aspekte sind beispielsweise Zugehörigkeit („Von frühester Kindheit an hatte ich die Vorstellung, nicht von dieser Welt zu sein.“ Ebd., S. 323.), Lektüreerfahrungen (ebd., S. 77f, S. 104.), und Gedanken über das Altern (ebd., S. 177, S. 356.).

Dass alles vergeht und die Menschheit stirbt und die Sonne erlischt und alles sinnlos ist, habe ich immer gewusst. Nie, auch mit sechs Jahren nicht, hatte ich den geringsten Zweifel daran. Aber das ist eine eher abstrakte Erkenntnis, konkret zu Bewusstsein ist sie mir nur zwei oder drei Mal gekommen im Leben. Einmal als Kind, als mir aufging, dass ich sterben müsste. Einmal, erinnere ich mich, beim Lesen eines Artikels über das Graviton, wo ich plötzlich wusste: Es gibt diese Welt nicht, da ist ein bodenloses Nichts, und es knickte mir die Beine weg.¹³⁹⁸

Sowohl die erwachsene Erzählperspektive als auch die durch die Altersangabe „mit sechs Jahren“ erzeugte Kinderperspektive verfügen über dasselbe, naturwissenschaftliche inspirierte, abstrakte Wissen über die Sinnlosigkeit des Lebens.

Andererseits unterscheiden sich die beiden Perspektiven hinsichtlich der emotionalen Wirkung der Erkenntnis. Während die kindliche Perspektive durch dieses Wissen nicht beeinträchtigt wird, zeigt die Erwachsenenperspektive eine starke Reaktion, die über die körperliche Metapher „es knickte mir die Beine weg“ ausgedrückt wird. Dies ist auch an weiteren Textstellen der Fall.

Über die bereits angesprochenen, von Balint als „ingenious nuggets of cultural criticism“¹³⁹⁹ bezeichneten Wissensbestände hinaus spielen – das zeigen die eben zitierten Gedanken über das Graviton genauso wie die im Folgenden zitierte Textstelle – naturwissenschaftliche Wissensbestände eine wichtige Rolle als Trigger von existentiellen Gedanken: Sowohl die Erwachsenen- als auch die Perspektive des Protagonisten in seiner „Spätpubertät“¹⁴⁰⁰ werden in dieser Textstelle mit Wissen über Teilchenphysik konfrontiert, das aus Sicht der Erzählperspektive „den Verlust der Kausalität“ bedeutet. Während dies für die frühere Perspektive des Protagonisten unproblematisch ist, stellt es für die erwachsene Erzählperspektive einen „Irrsinn“ dar, über den man „den Glauben verlieren“ könnte. Es ist also sehr viel eindrucksvoller:

Letztes Jahr den Quantenradierer auf Wikipedia entdeckt und schier verrückt geworden.

Im Physik-Unterricht der zwölften Klasse, wo wir das hergeleitet hatten, war das noch unproblematisch. [...] Komplizierte, aber ausrechenbare Phänomene, am Ende stand da eine Formel für das nicht Messbare, und was das wirklich bedeutet, ist mir erst Jahre später aufgegangen. Oder die Erschütterung stellte sich erst Jahre später ein. Aber der Quantenradierer vervielfacht den Irrsinn noch einmal, und dass so wenige Leute darüber ihren Glauben verlieren, hängt vielleicht auch damit zusammen, dass man mit dieser skandalösen Welt schon immer sehr früh, praktisch schon als Kind konfrontiert wird. [...] Wir [...] haben lange Jahre, uns an all das zu gewöhnen, bis wir in ein Alter kommen, in dem der Verlust der Kausalität uns wirklich entsetzen könnte.

Das erste Mal in meinem Leben, glaube ich, dass ich ‚wir‘ gesagt habe.¹⁴⁰¹

Die kindliche und die erwachsene Perspektive des Protagonisten werden durch zwei weitere kollektive Perspektiven, die ebenfalls einen Altersunterschied aufweisen, ergänzt. Der Text macht explizit deutlich, dass aus der kollektiven Kinderperspektive die Welt der Physik weniger eindrucksvoll ist als aus Sicht der Erwachsenen. Aus dieser Perspektive ist sie, das zeigt die folgende Aufzählung von eingängigen optischen

¹³⁹⁸ Ebd., S. 110.

¹³⁹⁹ Balint, Lilla (2016), S. 16.

¹⁴⁰⁰ Herrndorf, Wolfgang (2013), S. 370.

¹⁴⁰¹ Ebd., S. 201.

Veranschaulichungen komplexer physikalischer Phänomene, noch begreifbar: „Einstein ist der witzige Mann mit der Zunge, Schwarze Löcher: billardkugelförmige Staubsauger, die Zeit: ein Gemälde von Dalí.“¹⁴⁰²

Aus Sicht der kollektiven Erwachsenenperspektive wird dasselbe Wissen mit Entsetzen quittiert. Bezeichnend ist, dass die kollektive Kinderperspektive, die durch das Pronomen „man“ und die Ergänzung „praktisch schon als Kind“ erzeugt wird, durch das Pronomen „wir“ abgelöst wird, das durch Zeitangaben wie „lange Jahre“ und „in ein Alter kommen“ die Erwachsenenperspektive erzeugt. Beide Pronomina schließen den Sprecher ein; das Pronomen „wir“, das mit der Verzweiflung über den Verlust von Kausalität verknüpft ist, impliziert jedoch eine stärkere Nähe.

Insgesamt ergibt sich also wieder das Bild, dass naturwissenschaftliches Wissen um die grundsätzlichen physikalischen Zusammenhänge der Welt für den Protagonisten als Kind unproblematisch ist, er als Erwachsener davon jedoch in existentielle Krisen gestürzt wird. Das „Wunderland der Kindheit“ erlaubt einfache Glückserlebnisse so wie die Regression in das Kindesalter den Gedanken an den Tod ermöglicht, ohne dass dieser mit emotionalen Ausnahmezuständen verbunden wäre.

Die Betrachtung der motivischen Wiederaufnahmen des bereits im Prolog verankerten Themas Kindheit bzw. Regression des Protagonisten in Bezug auf ihre Perspektivenstruktur hat gezeigt, dass eine charakteristische Distribution von Inhalten auf bestimmte Perspektiven besteht. Das bedeutet, dass in diesem Text nicht nur situative, sondern auch nicht-situative und stattdessen thematisch gebundene Perspektivenstrukturen entworfen werden. Während in monoperspektivischen Stellen eine verglichen mit der Gegenwart unproblematische Kindheit entworfen bzw. die Freude über alles Lebendige ausgedrückt wird, verhandeln die multiperspektivischen Stellen den Tod.

Bei der Erzählperspektive ist dabei die Bejahung des Todes verortet, die kontrastiv von den als andersdenkend dargestellten, projizierten Kollektivperspektiven abgehoben wird. Es handelt sich bei diesen Kollektivperspektiven nicht um anzitiertes oder angespieltes Weltwissen. Stattdessen wird mit ihrer Hilfe ein textinterner Wertungskontext konstruiert, der nicht übernommen, sondern dafür verwendet wird, um die Individualität und Unabhängigkeit der Perspektive des Protagonisten herauszustellen.

¹⁴⁰² Ebd.

4.3.5 Zusammenfassung

Während mit Multiperspektivität üblicherweise ein postmodernes Aufsplittern von Bedeutung oder das gezielte Signalisieren von Unglaubwürdigkeit einzelner Perspektiven verbunden wird, entsteht hier ein ganz anderes Bild.

Die Analyse der mit den Paratexten verknüpften Perspektiven hat gezeigt, dass zwar auf verschiedenen Wegen Distanz von der Perspektive des Protagonisten hergestellt, diese Perspektive aber gleichzeitig über dessen Tod hinaus verlängert wird. Möglich ist dies, weil sie nicht an die Existenz eines realen Autors gebunden, sondern mit Texten verknüpft wird.

Diese Erzählperspektive ist auch im Haupttext von Anfang an Teil eines multiperspektivischen Gefüges. Sie konstituiert sich allerdings dort nicht im Widerspruch zu anderen Perspektiven. Stattdessen tragen diese durch inhaltliche Überschneidungen zur Unterstützung der auch von der Erzählperspektive thematisierten Inhalte bei. Dadurch entsteht der paradoxe Effekt, dass den aufgrund von Weltwissen eigentlich fragwürdigen Perspektiven eines Kindes bzw. einer psychisch kranken Person besonderes Gewicht zugeschrieben wird.

Die Herstellung erzählerischer Autorität einer eigentlich fragwürdigen Instanz gelingt auch in den Rückblenden. Parallel zur Schilderung zunehmenden kognitiven Kontrollverlusts des Protagonisten auf Ebene der Geschichte wird auf Ebene der Erzählung durch die multiperspektivische Aufspaltung der Erzählperspektive die Zuverlässigkeit der Wahrnehmung wiederhergestellt. Hier sind allerdings deutliche Widersprüche zwischen den Perspektiven erkennbar.

Der Text verfügt also nicht über nur eine Strategie multiperspektivischen Erzählens, sondern beinhaltet Muster von Multiperspektivität, die nicht episodisch gebunden sein müssen. Ein solches Muster ließ sich anhand des Themas „Regression in die Kindheit“ demonstrieren. Hier wurde mittels komplex konstruierter Perspektiven ein Wertungskontext etabliert, der dazu diente, die Eigenständigkeit der Position des Protagonisten herauszustellen.

Dabei ist es sowohl möglich, sich dem Text mit einer stärker autobiografischen oder stärker literarischen Lektürehaltung zu nähern, da die formalen Kunstgriffe des Texts durch seinen Inhalt gedeckt scheinen. Die im Text auftretenden formalen Eigenschaften des Blogs sowie die Notwendigkeit eines Nachworts können sowohl als künstlerische Entscheidung als auch als authentischer Effekt der digitalen Texterstellung bzw. des Ablebens des Autors gewertet werden. Auch die multiperspektivische Aufspaltung der Erzählperspektive kann durch die Krankheit des Autors erklärt werden, erfüllt jedoch deutlich erzählerische Funktionen innerhalb der vom Text entworfenen Poetik.

5 Fazit: Potenziale und Grenzen relevanztheoretischer Literaturwissenschaft für die Analyse von Multiperspektivität

Die vorliegende Arbeit hatte zum Ziel, ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliches Beschreibungsmodell für Multiperspektivität als Beispiel inferentieller literarischer Kommunikation zu entwickeln. Im nun folgenden Fazit sollen Potenziale und Grenzen des Ansatzes beleuchtet sowie Überlegungen angestellt werden, an welchen Stellen noch Klärungsbedarf besteht, an dem weitere fachwissenschaftliche Forschung angesetzt werden müsste.

Dabei ist vorab noch eine Besonderheit des hier gewählten Ansatzes in Erinnerung zu rufen. Zwar ist die Ausrichtung dieser Arbeit insofern interdisziplinär, als dass mit der Relevanztheorie auf eine linguistische Theorie zurückgegriffen wurde, hauptsächlich Quelle der theoretischen Arbeit stellen jedoch die bereits vorliegenden literaturwissenschaftlichen Anwendungen dieser Theorie dar. Das Vorgehen dieser Arbeit unterscheidet sich daher grundsätzlich von den bisher vorliegenden Anwendungen der Relevanztheorie auf die Literaturwissenschaft. Diese adaptierten die linguistische Theorie jeweils direkt auf das von ihnen fokussierte literarische Phänomen.

Wiewohl jede einzelne Vorgängerarbeit Beiträge zu einer allgemeinen relevanztheoretischen Literaturwissenschaft leistete, waren diese immer durch ihren Gegenstand begrenzt. Außerdem ist die Rezeption der Arbeiten untereinander größtenteils unterblieben. Die Folge davon ist, dass zwar eine Vielzahl von theoretischen Konzepten wie Vorschlägen für die analytische Praxis entstanden sind, die relevanztheoretische Literaturwissenschaft sich jedoch noch nicht als Feld konstituiert hat, so dass Zusammenhänge teils noch nicht klar sind.

In der vorliegenden Arbeit wurde gezielt ein anderer Ansatz gewählt, indem eine kritische Sichtung aller bisher vorliegenden Anwendungen von Relevanztheorie auf literarische Phänomene vorgenommen wurde. Ergebnis dieser Zusammenschau ist ein vorläufiges Modell inferentieller literarischer Kommunikation aus Sicht der sich formierenden relevanztheoretischen Literaturwissenschaft. An ihm wird sichtbar, welche Teilbereiche bereits ausführlicher beschrieben sind und an welchen Stellen Lücken bestehen.

Das Modell stellt einerseits die theoretische Basis für das in dieser Arbeit für Multiperspektivität entwickelte Beschreibungsmodell dar. Gleichzeitig ist seine Darstellung in Kapitel 3.2 eigenständig lesbar. Es ist insofern eingeschränkt, als dass es vornehmlich die Aspekte relevanztheoretischer Literaturwissenschaft in den Blick nimmt, die für die Betrachtung von Multiperspektivität relevant sind, ermöglicht dennoch einen ersten Eindruck, wie das Feld der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft systematisch geordnet sein könnte.

Ausgangspunkt der hier vorliegenden Untersuchung von Multiperspektivität war eine Betrachtung der aktuellen Multiperspektivitätsforschung unter pragmatischen Gesichtspunkten, d.h. unter der Fragestellung, inwiefern sie Inferentialität bereits abbildet. Die dabei identifizierten Desiderate sollten als Indikator dafür dienen, inwiefern das in dieser Arbeit entwickelte relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Modell von Multiperspektivität Erklärungspotenzial entwickelt¹⁴⁰³.

Insgesamt wurde deutlich, dass die Forschung zwar ein Bewusstsein dafür zeigt, dass Multiperspektivität pragmatisch erzeugt wird, dass jedoch die zur Verfügung stehenden Modelle und Analysewerkzeuge inferentielle literarische Kommunikation noch nicht in ausreichendem Maße abzubilden vermögen. Offene Fragen ergaben sich auf zwei Ebenen: der Ebene inferentieller literarischer Kommunikation allgemein sowie Fragen, die nur durch ein konkretes Beschreibungsmodell für Multiperspektivität zu adressieren sind. Im Folgenden soll zunächst das allgemeine Modell mit seinem Erklärungspotenzial für die Multiperspektivitätsforschung skizziert werden, bevor die aus dem konkreten Beschreibungsmodell entwickelten Antwortvorschläge im Mittelpunkt stehen.

5.1 Inferentielle literarische Kommunikation

Aus Sicht der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft sind Bedeutungen in Texten nicht enthalten, sondern werden von Rezipienten konstruiert. Grundlage für diese Konstruktionsleistung sind zunächst semantische Verstehensprozesse, die allerdings nicht ausreichen, um die Textbedeutung zu erzeugen und daher durch inferentielle Prozesse ergänzt werden.

Inferenzen werden von sogenannten „semiotischen Triggern“ ausgelöst, die in Summe das Relevanzprofil eines Texts ergeben. Semiotische Trigger sind sekundäre Zeichen, die über sich selbst hinaus verweisen, indem sie für die Rezipientinnen durch Mittel der Aufmerksamkeitssteuerung (z.B. eine besondere Positionierung, Devianz von der Norm oder Wiederholung) den Verarbeitungsaufwand erhöhen. Werden diese Auffälligkeiten als intendiert wahrgenommen,¹⁴⁰⁴ so löst der erhöhte Aufwand wiederum eine Suche nach dem Aufwand angemessenen und dementsprechend größeren kognitiven Effekten aus.

Bedeutung, d.h. kognitive Effekte entstehen aus relevanztheoretischer Sicht dann, wenn Zeichen schon bekannte Informationen aus dem mentalen Kontext der Rezipienten revidieren, verstärken oder sich in Kombination mit diesen neue

¹⁴⁰³ Vgl. dazu die Kapitel 3.2.9 sowie 3.3.5.

¹⁴⁰⁴ Es handelt sich dabei allerdings um einen hypothetischen Intentionalismus, was bedeutet, dass nicht die tatsächliche Intention einer empirischen Autorin entschlüsselt werden muss. Vgl. dazu die Anm. 480 sowie 491 dieser Arbeit.

Informationen ergeben. In diesen Fällen bringen diese Zeichen mehr Informationen in das mentale System ein, als sie selbst enthalten, sie erzielen somit mit möglichst geringem Aufwand möglichst große Veränderungen.

Ihr Erklärungspotenzial in Bezug auf Multiperspektivität entwickelt die relevanztheoretische Literaturwissenschaft durch die detaillierte Betrachtung von Kontext. Während der mentale Kontext individueller Rezipienten nur schwer rekonstruierbar ist, kann der typische Kontext literarischer Texte durchaus betrachtet werden. Darin sind sich die relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlich arbeitenden Autorinnen einig, denn diese Erkenntnis stellt eine wichtige Grundlage dafür dar, um inferentielle Prozesse überhaupt analytisch beschreibbar zu machen.

Literatur ist nach relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Auffassung eine Form medial vermittelter Massenkommunikation, die auf sogenannte institutionelle Situationen, also typische Kontexte zurückgreift. Das bedeutet, dass beim Lesen von Literatur nicht individuelle situationelle Kontexte aktiviert werden. Stattdessen greifen die Rezipientinnen auf eine aus hierarchisch organisierten, kulturellen Schemata bestehende, wechselseitig bekannte kognitive Umwelt zurück. Diese enthält Wissensbestände wie Autorenwissen, Gattungswissen, Wissen über Fiktionalität, Wissen über Typen fiktionaler Welten, Diskurs- und Weltwissen sowie schon vorhandene Verarbeitungsstufen des Texts.

Alle der genannten kontextuellen Wissensbestände gehören zu den etablierten Gegenständen literaturwissenschaftlicher Betrachtung. Durch die relevanztheoretische Literaturwissenschaft ist allerdings ein zentraler Punkt hinzugetreten, der bisher noch nicht systematisch beobachtet wurde: die schematische Verfasstheit dieser Kontexte. Dieses Konzept kann verwendet werden, um die in der Multiperspektivitätsforschung nicht ausreichend geklärte Frage zu beleuchten, wie Rezipientinnen entscheiden, auf welche Arten von kontextuellen Informationen sie zugreifen, um textuelle Informationen inferentiell zu ergänzen.

Damit inferentielle Kommunikation kalkulierbar bleibt, müssen diese Kontexte in einer probabilistisch vorhersagbaren Reihenfolge durchsucht werden. Ausgangspunkt für die Suche nach sinnstiftenden Inferenzen ist der Initialkontext, d.h. vorangegangene Äußerungen. Die weitere Suche wird durch die schematische sowie hierarchische Organisation des Kontexts gesteuert.

Dabei spielen sowohl rezipientenseitige Sozialisationsfaktoren als auch Gattungserwartungen eine Rolle, die in ein literarisches Kontrollsystem eingehen. Während normalerweise bei hierarchisch niedrigen, stereotypen Schemata für Alltagssituationen mit der Suche begonnen wird und erst dann abstraktere Schemata mit variableren Füllungen durchsucht werden, ist dies bei literarischen Texten anders. Dort beginnt die Suche aufgrund höherer Relevanzerwartungen bei höheren Abstraktionsgraden.

Auch das Ende der Suche ist gesteuert. Von der Multiperspektivitätsforschung war noch nicht ausreichend beantwortet worden, wie die potentiell unendliche Menge an

Inferenzen zu einem Text wieder eingegrenzt wird. Aus relevanztheoretischer Sicht endet die Suche mit der ersten Inferenz, die dem erbrachten Aufwand angemessene Effekte erzeugt.

Damit ist das Problem zwar in der Theorie gelöst, praktisch-literaturwissenschaftlich ergeben sich aus dieser Schilderung des Ablaufs inferentieller Kommunikation allerdings Folgen: Einerseits muss der Aufwand, der für die Verarbeitung der Inferenzen auslösenden Auffälligkeiten nötig ist, bekannt sein, andererseits die schematische Verfasstheit des Kontexts. Nicht zuletzt müssen beide Größen in ein Verhältnis zueinander gebracht werden. Alle drei Schritte gehören nicht zur gängigen Praxis der Literaturwissenschaft.

Nur die Beobachtung von Auffälligkeiten ist für die Literaturwissenschaft keineswegs unbekannt. Aus literaturwissenschaftlicher Sicht ist offensichtlich, dass für die relevanztheoretisch inspirierte Beobachtung von Auffälligkeiten nicht notwendigerweise neue Instrumentarien in die Literaturwissenschaft eingebracht werden müssen, sondern dass stattdessen ihr traditionelles Handwerkszeug in neuer Funktion verwendet werden kann. Dies stellt einen Vorteil bei der Anwendung dieser neuen Strömung der Literaturwissenschaft in der Praxis dar, da unter Beibehaltung bekannter Analysekategorien neue Erkenntnisse gewonnen werden können.

Neu in Bezug auf die Betrachtung von Auffälligkeiten ist ihre Funktionalisierung in einem Konstrukt zur Erklärung von inferentieller Kommunikation sowie die Verknüpfung mit dem Aspekt des Verarbeitungsaufwands. Viele Vertreter relevanztheoretischer Literaturwissenschaft gehen davon aus, dass im Falle von literarischen Texten die Bereitschaft der Rezipienten, einen größeren Verarbeitungsaufwand auf sich zu nehmen, besonders hoch ist. Im Gegenzug erwarten diese allerdings dem Aufwand angemessene, stärkere kognitive Effekte.

Als Faktoren, welche die rezipientenseitige Bereitschaft, Aufwand zu betreiben, beeinflussen, wurden einerseits der Literaturwissenschaft altbekannte Konzepte wie die Annahme von Intentionalität, die Markierung von Fiktionalität und Gattungswissen besprochen. Mit dem literarischen Kontrollsystem wurde allerdings auch ein neueres Konzept diskutiert. Diese Pluralität von theoretischen Konzepten ist zwar möglicherweise fruchtbar für die Theoriebildung, jedoch wenig hilfreich für die analytische Praxis. Sie spiegelt deutlich die bisher kaum vorhandene Rezeption der Vertreter relevanztheoretischer Literaturwissenschaft untereinander.

Höchstwahrscheinlich wird die Frage, welche Faktoren die Rezipienten dahingehend beeinflussen, einen höheren Verarbeitungsaufwand in Kauf zu nehmen ohnehin nur empirisch zu beantworten sein. In diesem Punkt wäre eine Überprüfung einschlägiger Ergebnisse der empirischen Rezeptionsforschung denkbar und wünschenswert, dies ist allerdings im Feld relevanztheoretischer Literaturwissenschaft bisher nicht üblich.

Für die systematische Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Auffälligkeiten und Kontext fehlt bisher ebenfalls ein literaturwissenschaftliches Instrumentarium.

Auch der dritte Schritt, die Beobachtung der schematischen Verfasstheit des Kontexts, ist nicht unproblematisch. Zwar kann die Literaturwissenschaft auf einen erheblichen Fundus an systematisiertem Wissen über literarische Schemata und Gattungsspezifika zurückgreifen, der für die relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Verwendung des Kontextwissens zentrale Aspekt ist darin jedoch bisher nicht verankert: Die vorhandenen literaturwissenschaftlichen Gattungssysteme ordnen das darin enthaltene Wissen nicht nach seinem Abstraktionsgrad, so dass in der analytischen Praxis nicht zufriedenstellend systematisch vorherzusagen ist, in welcher Reihenfolge die Kontexte durchsucht werden.

In der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft wurde über die genannten hinaus noch auf weitere Faktoren hingewiesen, die dabei helfen, die Suchreihenfolge durch die potentiell unendliche Menge an Kontexten zu ermitteln. Es sind die folgenden drei Konstrukte: erstens das revidierte Prinzip der minimalen Abweichung, das besagt, dass nur minimale Ergänzungen (durch spezifisch literarische Wissensbestände oder Weltwissen) zulässig sind. Zweitens wird die Menge der möglichen Inferenzen durch das Situationsmodell, also die kognitive Abbildung des Texts bzw. relevanten Kontextwissens im mentalen System der Rezipientin eingeschränkt. Schlussendlich wird aus literaturwissenschaftlicher Sicht darauf hingewiesen, dass die Suche nach Inferenzen nur dort zulässig ist, wo sie durch semiotische Trigger im Text ausgelöst wurde.

All diese Faktoren helfen dabei, die Suchreihenfolge durch den Kontext kalkulierbarer zu machen. Wie ihr Zusammenspiel allerdings zu denken ist, ist konzeptionell noch nicht ausreichend geklärt und bedarf Anschlussforschung, die nicht Einzelphänomene in den Blick nimmt, sondern das Feld der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft beleuchtet und systematisiert.

5.2 Multiperspektivität

Trotz offener Fragen und des bisher noch nicht ausreichend systematisch aufeinander bezogenen theoretischen Feldes kann die relevanztheoretische Literaturwissenschaft gewinnbringend auf die Beschreibung von inferentiellen Textphänomenen angewendet werden. Dies ist in dieser Arbeit am Beispiel der Multiperspektivität geschehen.

Ein grundsätzliches Problem der Multiperspektivitätsforschung bestand darin, dass die Existenz mehr als einer Perspektive in einem Text ein ubiquitäres Phänomen darstellt, das es kaum verdient, eine eigene Bezeichnung zu erhalten. Von Multiperspektivität, so die Diskussion, könne aber nur gesprochen werden, wenn die Menge an Perspektiven auch interpretatorisch relevant ist.

Entsprechend des in der Forschung geäußerten Vorschlags, die Relevanztheorie heranzuziehen, wurde in dieser Arbeit ein theoriegeleiteter Vorschlag zur Definition

der interpretatorischen Relevanz von Multiperspektivität zur Diskussion gestellt: Diese liegt dann vor, wenn Informationen im Text nicht nur durch verschiedene Perspektiven gebrochen dargestellt werden, sondern darüber hinaus so auffällig werden, d.h. so schwer zu verarbeiten sind, dass sie über ihren primären Zeichencharakter hinaus Inferenzen auslösen und ihre Effekte daraus ziehen, dass sie auf weitere perspektivisch gebrochene Kontexte zugreifen.

Neben diesem grundsätzlichen Aspekt hatte der Blick in die Multiperspektivitätsforschung weitere Punkte ergeben, die aus pragmatischer Sicht noch nicht ausreichend erklärt waren. Erstens war offengeblieben, wie Perspektiven überhaupt konstruiert werden. Zweitens war nicht deutlich, wie Rezipienten erkennen, welche perspektivisch dargebotenen Informationen multiperspektivische Inferenzen auslösen. Außerdem konnte drittens nicht ausreichend erklärt werden, wie gesteuert wird, auf welche innertextuellen Kontexte zum Ziehen einer Inferenz zugegriffen wird. Für diese drei Fragen konnten mit Hilfe der Erkenntnisse der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft Antwortvorschläge entwickelt werden, die am aktuellen Stand der Multiperspektivitätsforschung anschließen und diesen ergänzen.

Grundbedingung für den Prozess der Perspektivenkonstruktion ist es, dass einer textuell erzeugten Entität die Fähigkeit intentionalen Sprechens zugeschrieben wird, sie also als Perspektive erkannt wird. Diese basale mentale Abbildung kann inferentiell ergänzt, d.h. auf Basis schematischer Vorstellungen über Menschen anthropomorphisiert werden, wenn Bezeichnungen hinzutreten, die dies erlauben.

Von der kognitionswissenschaftlich arbeitenden Multiperspektivitätsforschung war vermutet worden, dass Anthropomorphisierbarkeit eine Bedingung für das Entstehen einer Perspektive darstellt. Diese Arbeit schließt sich der Ansicht an, dass Perspektiven anthropomorphisiert werden. Es ist aus Sicht dieser Arbeit aber zu ergänzen, dass dies nicht für alle Arten von Perspektiven in gleichem Maße zutrifft: Wenn Bezeichnungen darauf schließen lassen, dass die als Perspektive erkannte Entität nicht menschlich ist, dann finden die Ergänzungsprozesse in geringerem Maße statt. Perspektiven, die gar nicht bezeichnet werden (d.h. Gedanken- oder Redeartig gestaltete Textanteile wie Kapitelüberschriften, Paratexte oder Rahmungen anderer Art) werden, das ist die in dieser Arbeit vertretene Vermutung, nicht weiter ergänzt.

Ein weiterer hier betrachteter Aspekt der Perspektivenkonstruktion betrifft die Herstellung von Identität zwischen allen im Text vorkommenden Erwähnungen einer Perspektive. Es ist anzunehmen, dass dies unter Rückgriff auf den situativen Rahmen des Texts erfolgt, der Informationen darüber enthält, welche Perspektivträger in einer Situation bereits eingeführt sind und daher potentiell Ziel von Referenzen sein können.

Ergänzend ist in dieser Arbeit vermutet worden, dass auch nicht-situative kontextuelle Rahmen, d.h. kognitive Abbildungen von im Text nicht situativ gebundenen

Perspektivträgern (wie Erzählern oder Rahmungen) existieren, die den Rezipienten die Zuordnung erleichtern.

Diese Vermutung konnte durch die Analyse gestützt werden. Es konnte im Roman „Arbeit und Struktur“ tatsächlich eine nicht episodisch gebundene Form multiperspektivischen Erzählens identifiziert werden, die thematisch an das Thema „Regression in die Kindheit“ gebunden ist (Kapitel 4.3.4). Hier konnte gezeigt werden, dass durch spezifische, multiperspektivische Muster ein Wertungskontext für das Thema Tod etabliert wird, der als Kontrastfolie dient, um die Unabhängigkeit der Position des Protagonisten herauszustellen. Weitere nicht-situative Perspektivenstrukturen sind in den Paratexten zu beobachten (Kapitel 4.3.1). Diese bedienen zwar Muster monoperspektivisch-autobiografischen Erzählens, schaffen durch ihre Multiperspektivität aber gleichzeitig Distanz und erschweren somit eine rein auf autobiografische Authentizität angelegte Lektüre.

Die zweite Leitfrage in Bezug auf die Multiperspektivität war, wie Inferenzen ausgelöst werden. Allgemein gesprochen ist die relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Auffassung, dass semiotische Trigger – also auffällige Textmerkmale – den Verarbeitungsaufwand für die Rezipienten so erhöhen, dass diese den Kontext auf solche Informationen hin absuchen, die in Kombination mit den auffälligen Textmerkmalen Bedeutung produzieren.

Dieses allgemeine Modell ist in dieser Arbeit um ausgewählte weitere Erkenntnisse relevanztheoretischer Literaturwissenschaft ergänzt worden. Mit Hilfe einer Adaption von Furlongs Erkenntnissen auf die Multiperspektivität ließ sich präzisieren, dass die in multiperspektivischen Texten häufig auftretenden Wiederholungen nur dann auffällig werden, wenn sie den Aufwand erhöhen, nicht wenn sie aufwandsminimierende Effekte haben. In Anlehnung an Jannidis konnte festgestellt werden, dass Offensichtlichkeit, Zuverlässigkeit und Relevanz lohnende Beobachtungsdimensionen darstellen, um Auffälligkeit sichtbar zu machen. Ähnlich wie in der Literaturwissenschaft generell ist die Beobachtung von Auffälligkeiten auch in Bezug auf multiperspektivische Texte keineswegs unbekannt, sie ist bisher aber noch nicht verwendet worden, um das Auslösen von Inferenzen zu begründen.¹⁴⁰⁵

Die dritte in dieser Arbeit verfolgte Leitfrage zur Multiperspektivität bezieht sich darauf, wie gesteuert wird, auf welche Kontexte Rezipientinnen zugreifen. Hier wurde das relevanztheoretische Konzept der Manifestheit als zentraler Begriff ausgemacht. Im intratextuellen Kontext sind einige Wissensbestände manifester, d.h. auffälliger als andere, werden also zuerst durchsucht. Die Auffälligkeit kann durch die erzählerische Gestaltung des Textes selbst bedingt sein, wird aber auch durch dem Text vorgängige kulturelle Schemata beeinflusst. Diese steuern die Textlektüre, indem sie textuelle Informationen entweder als erwartbar und somit wenig auffällig oder ungewöhnlich

¹⁴⁰⁵ Surkamp, Carola (2003) und Menhard, Felicitas (2009) verwenden die Kategorie Auffälligkeit zum Feststellen von Unzuverlässigkeit, Pätzold, Torsten (2000) ausschließlich zu klassifikatorischen Zwecken. Nur sehr selten wird sie auch zu Analyse Zwecken funktionalisiert. Vgl. dazu Hartner, Marcus (2012), S. 248 und Menhard, Felicitas (2009), S. 237, 234, 252.

und daher mit besonderem Aufwand zu prozessieren erscheinen lassen. Durch die relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Betrachtung ist also ein Aspekt der Multiperspektivität in den Vordergrund getreten, der von der bisherigen Multiperspektivitätsforschung wenig berücksichtigt worden war:¹⁴⁰⁶ die Rolle des textexternen Kontexts.

Sowohl literarisches als auch realweltliches Wissen ist im mentalen System der Rezipienten schematisch abgebildet, wobei diese Schemata sich nach dem Grad ihrer Abstraktionsstufe unterscheiden. Während nach relevanztheoretischer Auffassung normalerweise zunächst konkretere Schemata durchsucht und erst dann auch abstrakte Schemata aktiviert werden, wenn damit keine adäquaten Effekte erzielt werden konnten, ist dies im Fall von Literatur anders.

Nach der in dieser Arbeit herausgearbeiteten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Auffassung von inferentieller Kommunikation kann angenommen werden, dass ein (bisher allerdings noch nicht empirisch nachgewiesenes) literarisches Kontrollsystem die Lektüre von literarischen Texten beeinflusst. Es sorgt einerseits dafür, dass auf Seiten der Rezipienten die Erwartung besteht, stärkere kognitive Effekte erwarten zu können. Damit geht die Bereitschaft einher, größeren Aufwand zum Erzielen dieser Effekte zu betreiben. Andererseits, so die Annahme, beeinflusst es die Rezipienten, literarische Wissensbestände früher zu aktivieren bzw. bereits subtilere Auffälligkeiten zu beachten.

Auch wenn die Besprechung des extratextuellen Kontexts im Zusammenhang mit der Multiperspektivität auf den ersten Blick überrascht, so ist aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht evident, dass dieser die Manifestheit des intratextuellen Kontexts beeinflusst. Er ist also aus Sicht dieser Arbeit in die Betrachtung von Multiperspektivität einzubeziehen. Gattungs- oder Weltwissen ist auch bei multiperspektivischen Texten ein die Lektüre steuernder Faktor, da es Auswirkungen auf die Manifestheit textueller Informationen hat: Stereotype literarische Muster lösen beispielsweise weniger aufwendige Verarbeitungsprozesse aus als weniger erwartbare Informationen. Dem extratextuellen Kontextwissen widersprechende und daher überraschende Informationen dagegen bleiben stärker im Gedächtnis und stellen stark manifeste kontextuelle Informationen dar.

Die Analyse der Multiperspektivität in „Rabenliebe“ hat gezeigt, dass das gesamte Spektrum von Kontexten (d.h. sowohl innertextuelle als auch extratextuelle Kontexte) für die Analyse relevant sein kann. In diesem Text finden sich explizite Wertungen in der Rahmung einer Episode (durch den späteren Erzähler), das gezielte Etablieren von

¹⁴⁰⁶ Einzig Surkamp berücksichtigt die Rolle soziokultureller Faktoren bei der Perspektivenkonstruktion (Surkamp, Carola (2003), S. 39), die Funktion kollektiver Deutungsschemata für die Ausgestaltung von im Text enthaltene Perspektiven (ebd., S. 40) sowie den Einfluss von Literatur- sowie Weltwissen auf die Rezeptionssteuerung realer Leser (ebd., S. 70ff). Sie berücksichtigt jedoch weder den Faktor Auffälligkeit noch die schematische Verfasstheit von Kontexten.

Wertungskontexten (durch Nebenfiguren) sowie Relativierungen von Textaussagen durch den gattungsgesteuerten Verweis auf Weltwissen (durch Zeitungsmeldungen).

Schwieriger ist die Frage der Gewichtung von Kontexten. Ob die vielfach geäußerte Vermutung zutrifft, dass beim Abwägen der Einflussfaktoren auf den Inferenzprozess literarische Schemata wie z.B. Gattungswissen oder Wissen über Typen fiktionaler Welten bestimmender sind als andere Wissensformen, konnte im Rahmen der hier vorgenommenen Analyse nicht geklärt werden. Diese Frage dürfte ohnehin nur empirisch zu beantworten sein.

Ungewohnt im literaturwissenschaftlichen Kontext ist außerdem die Forderung, nicht nur die Manifestheit kontextueller Informationen, sondern auch die hierarchische Struktur relevanter literarischer Schemata, die diese beeinflusst, mit zu reflektieren. Auch das Berücksichtigen verschiedener Grade von Verarbeitungstiefe stellt ein Novum dar. Für all diese Aspekte existiert noch keine etablierte analytische Praxis, die das Auffinden von Triggern oder die Vorhersage von Suchreihenfolgen vereinfachen würden.

Trotz der Probleme konnte aus dem eben geschilderten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Konzept von Kontext eine Vorgehensweise für die Analyse der Beispieltex te abgeleitet werden, die beide eine Nähe zum autobiografischen Schreiben aufweisen. Mit der Kontextannahme, dass es sich bei einem Text um einen autobiografischen Text handeln könnte, ist grundsätzlich erst einmal das Gattungswissen verbunden, dass ein autobiografischer Text die Erzählung einer Person über ihr eigenes Leben vermittelt. Hinzu tritt je nach Gattungswissen unter Umständen die konventionsgesteuerte Annahme, dass es sich um das authentische Leben einer realen Person handelt, was zur Folge hat, dass lebensweltliche Schemata eine stärkere Rolle spielen, als wenn ausschließlich ein literarisches Kontrollsystem aktiv ist.

In die Analyse ist dieser Kontextfaktor mit zwei Leitfragen eingegangen. Einerseits wurde beobachtet, welche Textmerkmale eine stärker autobiografische bzw. stärker fiktionale Lesart begünstigen. Andererseits wurde betrachtet, welche Auswirkungen die jeweilige Kontextannahme auf die Inferenzprozesse hat, indem sie die Manifestheit textueller Elemente beeinflusst.

Die in dieser Arbeit verfolgte relevanztheoretisch-literaturwissenschaftliche Herangehensweise an die Texte legt diese also nicht auf eine autobiografische bzw. autofiktionale Lesart fest, sondern beobachtet die Trigger für die eine oder andere Lesart genauso wie die Auswirkungen von leserseitigen Kontextannahmen auf die Lektüre. Es wurde also auf den Versuch der Vorhersage von Suchreihenfolgen verzichtet. Stattdessen sind die diskutierten Beobachtungskategorien ergebnisoffen verwendet worden.

Für „Rabenliebe“ hätte vermutet werden können, dass die Kontextannahme, dass es sich bei diesem Text um autobiografisches Schreiben handelt, lebensweltliche Schemata besonders aktiviert und die Bereitschaft, diese in die Lektüre einzubringen, erhöht. Doch konnte durch die Analyse gezeigt werden, dass der Text gleichzeitig eine

eigenständige Position entwirft, die sich jenseits von Schemata oder Klischees bewegt: Durch die in „Rabenliebe“ vorgenommene Trennung von Wertungs-, Empfindungs- und Erlebnisperspektiven gewinnt die in „Rabenliebe“ geschilderte Geschichte erheblich an Komplexität. Sie zeigt nicht nur den in der häufig autobiografisch argumentierenden Sekundärliteratur besprochenen, mit seiner Lebensgeschichte bzw. Mutternarrativen ringenden Erwachsenen; durch die Betrachtung der Multiperspektivität des Texts ist darüber hinaus ein resilientes Kind sichtbar geworden.

Ähnliches lässt sich für „Arbeit und Struktur“ sagen. Auch dieser Text, das hat der Blick in die Sekundärliteratur gezeigt, ist häufig mit der Frage nach seinem autobiografischen Gehalt rezipiert worden. Gleichzeitig irritiert er autobiografische Muster insofern, als dass er mit Multiperspektivität operiert. Statt der häufig mit dem Erzählverfahren Multiperspektivität verbundenen Vermutung von Unglaubwürdigkeit entsteht hier allerdings der gegenteilige Effekt. Dies geschieht auf verschiedenen Wegen.

Wie in Kapitel 4.3.2 gezeigt, erzeugt die Multiperspektivität in „Arbeit und Struktur“ keine Widersprüche, sondern inhaltliche Überschneidungen, die zur Folge haben, dass die Glaubwürdigkeit der Erzählperspektive verstärkt wird. Dadurch werden die aufgrund von Weltwissen eigentlich fragwürdigen Perspektiven eines Kindes bzw. eines psychisch Kranken aufgewertet. Auch in den Rückblenden (Kapitel 4.3.3) wird durch die multiperspektivische Auffächerung der Erzählperspektive in verschiedene Stimmen paradoxerweise ihre Autorität gestärkt.

Die funktionale Trennung von Wahnvorstellungen und rationaler Beobachtung durch die Aufteilung auf verschiedene im Text sogar benannte Perspektiven erweckt den Eindruck, die Erzählperspektive habe Kontrolle über die Ereignisse, während auf Ebene der Geschichte gleichzeitig ein zunehmender Kontrollverlust geschildert wird. Die im Text angelegten Inferenzen widersprechen also deutlich lebensweltlichen Annahmen über Wahn und Gattungswissen zu typischen Effekten von Multiperspektivität.

5.3 Poetische Effekte

Es ist wohl deutlich geworden, dass ein relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Umgang mit Texten nicht zum Auffinden einer einzigen, gültigen Interpretation der Texte geeignet ist. Stattdessen muss probabilistisch abgeschätzt werden, welche auffälligen Indizien und welche manifesten Kontextinformationen mittels welcher Schlüsse kognitive Effekte erzielen, d.h. Bedeutung produzieren. Es geht also darum, annäherungsweise aufzuzeigen, wie der Text arbeitet und kriteriengeleitet das Spektrum möglicher Interpretationen offenzulegen.

Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht wird eine solche probabilistisch argumentierende Analyse inferentieller Kommunikation gerechter als

etwa die Festlegung inferentiell kommunizierender Texte auf einzelne positivistische Aussagen. Die Vieldeutigkeit, die mit inferentieller Kommunikation einhergeht, zu bannen ist daher gar nicht das Ziel der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft. Sie stellt stattdessen analytische Kategorien zur Verfügung, die der analytischen Abbildung der zu Inferenzen führenden Faktoren dienen und somit die intersubjektive Überprüfbarkeit von Interpretationen erhöhen sollen.

Besonders eine dieser Analysekategorien rückt das Bedeutungspotenzial inferentieller Kommunikation in den Fokus und ist gerade für die konzeptionelle wie analytische Betrachtung von Multiperspektivität besonders geeignet. Es handelt sich dabei um die „poetischen Effekte“. Hinter diesem Konzept steht die Auffassung, dass viele kleine Inferenzen kumulative Effekte hervorrufen. Mit ihnen lässt sich der vielfach bei der Lektüre von Literatur beobachtete Zustand erklären, dass Rezipienten bei der Lektüre bestimmter Texte eine besondere Form der Übereinstimmung mit Texten fühlen.

Aus relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Sicht ist dies deshalb der Fall, weil poetische Effekte Inhalte nicht kommunizieren, sondern evozieren. Nicht der Text vermittelt also die Emotionen oder Erfahrungsinhalte, die den Rezipientinnen bekannt vorkommen, sondern es sind ihre eigenen Wissens- und Erfahrungswerte, die aktiviert werden. Diese Effekte sind besonders geeignet, um Emotionen auszudrücken. Die literaturwissenschaftliche Diskussion des Konzepts nennt neben Emotionen auch Qualia, d.h. unmittelbare Erfahrungsinhalte, aber auch abstrakte kulturelle Modelle, die mit Hilfe poetischer Effekte aktiviert, hinterfragt oder ersetzt werden können.

Diese Beobachtungskategorie stellt in der literaturwissenschaftlichen Praxis ein Novum mit besonderem Potenzial dar. Eine Arbeitshypothese dieser Arbeit war, dass poetische Effekte gerade beim Erzählverfahren Multiperspektivität eine wichtige Rolle spielen. Es wurde vermutet, dass die kontinuierliche Kopräsenz verschiedener Perspektiven untrennbar mit dem eigentlichen Erzählen der zu vermittelnden Geschichte verbunden ist und daher eher viele schwache als einzelne starke Implikationen auslösen dürfte. Tatsächlich hat die Kategorie der poetischen Effekte in der Analyse der Beispieltex te den Blick für Phänomene geschärft, die nicht durch eindeutige Aussagen, sondern die Kumulation vieler kleiner Andeutungen entstanden sind.

Dies ist besonders in „Rabenliebe“ der Fall. Dieser Text entwirft ein multiperspektivisches Perspektivengefüge, das wenig explizit erzählt, jedoch dennoch Emotionen vermittelt. Sowohl die Einordnung von Ereignissen als auch das Erzählen von Emotionen werden dem Inferieren durch die Rezipienten überlassen. Dies beginnt schon in den Paratexten, bevor der eigentliche Text einsetzt (Kapitel 4.2.1.). Die hoch inferentielle Erzählweise führt dazu, dass die Emotionen des Protagonisten den Rezipienten nicht dargestellt, sondern nur angedeutet werden, so dass sie diese selbst ergänzen müssen (Kapitel 4.2.2.). Dies gilt ebenso für die Bewertung der geschilderten Misshandlungserfahrungen (Kapitel 4.2.3 und 4.2.4). Die Ergebnisse der Analyse sprechen also für die im Theorieteil geäußerte Vermutung, dass multiperspektivische Texte besonders geeignet sind, um poetische Effekte hervorzurufen.

Eine andere Vermutung, die sich mit Hilfe der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft stützen lässt, stammt aus der Multiperspektivitätsforschung. In der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft wird die Vorstellung vertreten, dass mittels poetischer Effekte auch abstrakte kulturelle Modelle hinterfragbar gemacht werden können. Diese Vorstellung weist deutliche Parallelen zur in der Multiperspektivitätsforschung vertretenen Auffassung auf, Multiperspektivität könne zur Überprüfung kultureller Verstehensmuster führen. Diese Beobachtung wurde dort zwar als Effekt beschrieben, jedoch nicht theoriegeleitet erklärt.

Vor dem Hintergrund des hier entwickelten relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlichen Modelles der Multiperspektivität ist es nun möglich, diese Beobachtung theoriegeleitet zu plausibilisieren. Da Leserinnen bei der Lektüre multiperspektivischer Texte kontinuierlich die perspektivisch dargebotenen Informationen miteinander abgleichen müssen, besteht eine Affinität zum Entstehen vieler kleiner Effekte. Diese wiederum aktivieren nach relevanztheoretisch-literaturwissenschaftlicher Auffassung eher abstrakte Muster, die dann durch die Texte – so wie Surkamp dies für multiperspektivische Texte vermutet – „reflektiert, verarbeitet [...] oder kritisiert werden“¹⁴⁰⁷ können. Dies lässt sich auch im Analysekapitel beobachten. Beide der in der Analyse betrachteten Texte subvertieren, wie oben schon erwähnt, durch ihre multiperspektivische Erzählweise autobiografische Erzählmuster.

Mit dieser Arbeit ist ein Versuch vorgelegt worden, das sich formierende Feld der relevanztheoretischen Literaturwissenschaft sichtbar zu machen, indem auf Basis literaturwissenschaftlicher Anwendungen der Relevanztheorie ein Modell inferentieller literarischer Kommunikation entworfen wurde. Dieses hat sich trotz vieler ungeklärter Punkte als fruchtbar zur Beantwortung von Fragen aus der Multiperspektivitätsforschung erwiesen.

Auf seiner Basis ist ein Beschreibungsmodell für die Multiperspektivität entwickelt worden, das auf die in der Multiperspektivitätsforschung bisher noch nicht theoriegeleitet beantwortete Frage eingeht, wann multiperspektivisches Erzählen relevant ist, d.h. eine eigene Bezeichnung verdient und analytische Kategorien für seine Beschreibung vorschlägt. Mit Hilfe dieser Methodik konnten Inferenzen und somit Bedeutungsanteile des Texts erfasst werden, die in der Sekundärliteratur zu den beiden Romanen bisher nicht gesehen wurden.

Die relevanztheoretische Literaturwissenschaft, so wie sie in dieser Arbeit beschrieben wurde, löst bekannte literaturwissenschaftliche Mittel nicht ab, sondern funktionalisiert vieles neu. Es besteht allerdings auch Erweiterungsbedarf. Die bisher verfügbaren Mittel sind noch nicht optimal geeignet, um verschiedene Grade von Offensichtlichkeit, d.h. Manifestheit textueller Informationen oder die hierarchische Struktur relevanter literarischer Schemata trennscharf zu beschreiben und gegeneinander abzuwägen. Auch das systematische Berücksichtigen verschiedener

¹⁴⁰⁷ Ebd., S. 160.

Grade von Verarbeitungstiefe ist bisher nicht üblich. An diesen Punkten wäre aus Sicht dieser Arbeit theoretisch, empirisch oder mit weiteren Vorschlägen für die analytische Praxis anzusetzen, um die relevanztheoretische Literaturwissenschaft weiterzuentwickeln.

6 Literaturverzeichnis

- Achermann, Eric: Von Fakten und Pakten. Referieren in fiktionalen und autobiographischen Texten. In: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), *Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion*. Bielefeld 2013, S. 49–53.
- Adams, C.: Internet X.509 Public Key Infrastructure. Time-Stamp Protocol (TSP). Online unter: <https://tools.ietf.org/html/rfc3161>, zuletzt geprüft am 25.07.2018.
- Allrath, Gaby: „But why will you say that I am mad?“. Textuelle Signale für die Ermittlung von unreliable narration. In: Ansgar Nünning/Carola Surkamp/Bruno Zerweck (Hgg.), *Unreliable Narration. Studien zur Theorie und Praxis unglaublichen Erzählens in der englischsprachigen Erzählliteratur*. Trier 1998, S. 59–79.
- Allrath, Gaby/Surkamp, Carola: Erzählerische Vermittlung, unzuverlässiges Erzählen, Multiperspektivität und Bewusstseinsdarstellung. In: Vera Nünning (Hg.), *Erzähltextanalyse und Gender Studies*. Stuttgart, Weimar 2004, S. 143–179.
- Andre, Thomas: „Ein Jahr in der Hölle, ein tolles Jahr“. Blog von Wolfgang Herrndorf. Online unter: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/tschick-autor-wolfgang-herrndorf-blog-arbeit-und-struktur-a-936937.html>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.
- anonym: Hab mein Wagen voll geladen. Edition C: Wandervogel 1910. Online unter: <http://www.liederlexikon.de>, zuletzt geprüft am 11.07.2018. In: Eckhard John/Tobias Widmaier (Hgg.), *Populäre und traditionelle Lieder. Historisch-kritisches Liederlexikon*. Freiburg im Breisgau 2012, S. 1–3.
- anonym: Ach bittre Winter, wie bist du kalt. In: Heinz Rölleke (Hg.), *Das Volksliederbuch. Über 300 Lieder, ihre Melodien und Geschichten*. Köln 1993, S. 66.
- Artaud, Antonin: *Schluß mit dem Gottesgericht. Das Theater der Grausamkeit*. München 1988.
- Aus der Diskussion der Jury zu Peter Wawerzinek. In: Peter Wawerzinek/Hubert Winkels (Hgg.), *Klagenfurter Texte - Die Besten 2010. Die 34. Tage der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt*. München, Zürich 2010, S. 31–40.
- Babka, Anna: *Unterbrochen. Gender und die Tropen der Autobiographie*. Wien 2002 (Passagen Literaturtheorie).
- Bachmannpreis: Peter Wawerzinek erhält Bachmannpreis. Online unter: <http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis.eu/de/information/2830/>, zuletzt geprüft am 17.05.2018.

- Balint, Lilla: *Sickness unto Death in the Age of 24/7*. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. In: *Studies in 20th & 21st Century Literature (STTCL)*, 40. Jg., H. 2, S. 1–19.
- Banfield, Ann: *Unspeakable Sentences. Narration and Representation in the Language of Fiction*. Boston 1982.
- Baroni, Raphaël: *Tellability*. Online unter: <http://www.lhn.uni-hamburg.de/article/tellability>, zuletzt geprüft am 29.03.2017. In: Peter Hühn (Hg.), *The Living Handbook of Narratology*. Hamburg 2017.
- Barraud, Jim: *Manifest*. WordPress.com Theme. Online unter: <https://wordpress.com/theme/manifest>, zuletzt geprüft am 25.07.2018.
- Bartels, Gerrit: *Die Kraft der zwei Deckel*. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. Online unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/wolfgang-herrndorfs-arbeit-und-struktur-die-kraft-der-zwei-deckel/9253034.html>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.
- Barthes, Roland: *Sade, Fourier, Loyola*. Frankfurt am Main 2015 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 585).
- Barthes, Roland: *Über mich selbst*. München 1978.
- Barthes, Roland: *L'effet de réel*. In: *Communications*, 11. Jg., H. 1, S. 84–89.
- Bartsch, Christoph: *Von sprachlichen Formen zu mentalen Räumen*. Barbara Dancygier stelle ein kognitiv-linguistisches Beschreibungstool für die Analyse der Bedeutungsgenerierung in Erzähltexten vor. Rezension zu: Barbara Dancygier: *The Language of Stories. A Cognitive Approach*. Cambridge 2012. In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung*, 3. Jg., H. 2, S. 154–163.
- Bayer, Lothar: *Regression*. Online unter: <https://m.portal.hogrefe.com/dorsch/regression/>, zuletzt geprüft am 22.08.2018. In: Dorsch (Hg.), *Lexikon der Psychologie*. Bern 2014.
- Beardsley, Monroe/William K. Wimsatt: *The Intentional Fallacy*. In: Joseph Margolis (Hg.), *Philosophy Looks at the Arts* 1987, S. 367–380.
- Becker, Daniel/Höffer, Anne-Catherine: *Relevance and Narrative (Research)*. Tagungsbericht zu „Relevance and Narrative (Research) – An International Symposium“, Bergische Universität Wuppertal, 30.09.-02.10.2014. In: *DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung*, 4. Jg., H. 1, S. 141–145.
- Beckett, Samuel: *Endspiel*. In: Elmar Tophoven/Klaus Birkenhauer (Hgg.), *Samuel Beckett. Werke*. 1. Frankfurt am Main 1976, S. 101–152.

Berliner Senatsverwaltung für Kultur und Europa: Förderprogramme. Arbeitsstipendien Literatur. Online unter: <https://www.berlin.de/sen/kultur/foerderung/foerderprogramme/literatur/artikel.82132.php>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.

Bisky, Jens: Alle Fallen vermieden. „Arbeit und Struktur“ von Wolfgang Herrndorf. Online unter: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/arbeit-und-struktur-von-wolfgang-herrndorf-abschliessen-wollte-er-nicht-aufhoeren-1.1837839-2>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.

Bode, Christoph: Der Roman. Eine Einführung. Tübingen, Basel 2005.

Bonfadelli, Heinz: Sozial- und Kommunikationswissenschaftliche Ansätze. In: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hgg.), Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin, Boston 2015, S. 63–84.

Booth, Wayne Clayson: The Rhetoric of Fiction. Chicago 1983.

Braun, Michael: Rabenliebe, Mittagsfrau, Vierzig Rosen. Mutterdesaster in den Romanen von Peter Wawerzinek, Julia Franck und Thomas Hürlimann. In: Wirkendes Wort, 61. Jg., H. 3, S. 505–515.

Braungart, Georg: Einleitung. Sektion II. Literatur und Wissensdiskurse als Risikodiskurse. In: Monika Schmitz-Emans/Georg Braungart (Hgg.), Literatur als Wagnis. DFG-Symposion 2011. Berlin 2013, S. 201–207.

Brinkmeier, Birger: Qualia. In: Peter Precht (Hg.), Metzler-Philosophie-Lexikon. Begriffe und Definitionen. Stuttgart [u.a.] 1999, S. 482–483.

Bublitz, Wolfram/Jucker, Andreas H./Schneider, Klaus P. (Hgg.): Handbook of Pragmatics. Berlin, Boston seit 2011.

Burk, Maximilian: ‚dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken‘. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. In: Annina Klappert (Hg.), Wolfgang Herrndorf. Weimar 2015, S. 85–99.

Bürner-Kotzam, Renate: Lektürespuren. Erinnern ist wie über Gehwegplatten kommen, die groß sind, manche zerbrochen. Die Abstände wachsen. Zwischenräume werden Mühe. Peter Wawerzinek: Rabenliebe. In: Zielsprache Deutsch, 38. Jg., H. 1, 59-61.

Burstein, Fabian: Statusmeldung. Roman. Wien 2011.

Canisius, Peter: Einleitung. In: Peter Canisius/Marcus Gerlach (Hgg.), Perspektivität in Sprache und Text. Bochum (Bochumer Beiträge zur Semiotik 6) 1993, S. xi–xvi.

Carston, Robyn/Hall, Alison: Implicature and Explicature. In: Hans-Jörg Schmid (Hg.), Cognitive Pragmatics. Berlin (Handbook of Pragmatics vol. 4) 2012, S. 47–84.

- Christmann, Ursula: Kognitionspsychologische Ansätze. In: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hgg.), Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin, Boston 2015, S. 21–45.
- Christmann, Ursula: Lesen als Sinnkonstitution. In: Ursula Rautenberg/Ute Schneider (Hgg.), Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin, Boston 2015, S. 169–184.
- Clark, Billy: Relevance Theory. Cambridge 2013.
- Clark, H./Marshall, C.: Definite Knowledge and Mutual Knowledge. In: A. Joshi/Bruce H. Weber/Ivan A. Sag (Hgg.), Elements of Discourse Understanding 1981.
- Colonna, Vincent: Autofiction & autres mythomanies littéraires. Paris 2004.
- Crowell, Steven: Existentialism. Online unter: <https://plato.stanford.edu/entries/existentialism/?PHPSESSID=>, zuletzt geprüft am 12.07.2018. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J.
- Der Hase und der Igel. 187. In: Jacob Grimm/Wilhelm Grimm (Hgg.), Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Band 2 1857, S. 403–406.
- Doležel, Lubomír: Heterocosmica. Fiction and Possible Worlds. Baltimore 2010 (Parallax).
- Dobrovsky, Serge: Nah am Text. In: Claudia Gronemann (Hg.), Autofiktion. Hamburg (Kultur & Gespenster 7.2008) 2008, S. 125–137.
- Dudenredaktion: „angeblich“. Online unter: <https://www.duden.de/node/642669/revisions/1684872/view>, zuletzt geprüft am 18.07.2018. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden online o.J.
- Dudenredaktion: „man“. Online unter: <https://www.duden.de/node/639808/revisions/1676196/view>, zuletzt geprüft am 22.08.2018. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden online o.J.
- Dudenredaktion: „sie“. Online unter: <https://www.duden.de/node/639796/revisions/1675512/view>, zuletzt geprüft am 23.07.2018. In: Dudenredaktion (Hg.), Duden online o.J.
- Edelstein, Wolfgang/Keller, Monika/Wahlen, Karl: Entwicklung sozial-kognitiver Prozesse: eine theoretische und empirische Konstruktion. In: Dieter Geulen (Hg.), Perspektivenübernahme und soziales Handeln. Texte zur sozial-kognitiven Entwicklung. Frankfurt am Main (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 348) 1982, S. 181–204.

- Eder, Thomas: Kognitive Literaturwissenschaft. Online unter: https://doi.org/10.1007/978-3-476-00336-2_17. In: Hans Feger (Hg.), Handbuch Literatur und Philosophie. Stuttgart, Weimar 2012, 311-332.
- Ehlich, Konrad: Funktionale Pragmatik – Terme, Themen und Methoden. In: Ludger Hoffmann (Hg.), Sprachwissenschaft. Ein Reader. Berlin, New York 2010, S. 214–231.
- Eichendorff, Joseph von: Werke. Leipzig 1864 (1).
- Emmott, Catherine: Narrative Comprehension. A Discourse Perspective. Oxford 2006.
- Enenkel, Karl A. E.: Die Erfindung des Menschen. Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius. Berlin 2008.
- Fauconnier, Gilles/Turner, Mark: The Way We Think. Conceptual Blending and the Mind's Hidden Complexities. New York 2010.
- Fludernik, Monika: Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Rezension. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 53. Jg., H. 2, S. 262–267.
- Forster, E. M.: Aspects of the Novel. New York 2010.
- Frank, Armin Paul: Nachwort. In: Armin Paul Frank/Ulrich Mölk (Hgg.), Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriss. Berlin 1991, S. 162–166.
- Frank, Armin Paul/Mölk, Ulrich (Hgg.): Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriss. Berlin 1991.
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Rönnau-Böse, Maike: Resilienz. Stuttgart, München, Basel 2015.
- Furlong, Anne: "It's not quite what I had in mind". Adaptation, Faithfulness, and Interpretation. In: Journal of Literary Semantics, 41. Jg., H. 2.
- Furlong, Anne: A Modest Proposal. Linguistics and Literary Studies. In: Canadian Journal of Applied Linguistics (CJAL), 10. Jg., H. 3, S. 325–374.
- Furlong, Anne: Relevance Theory and Literary Interpretation. Doctoral Thesis. Online unter: <http://discovery.ucl.ac.uk/id/eprint/1349785>, zuletzt geprüft am 12.05.2017.
- Gasser, Peter: Autobiographie und Autofiktion. Einige begriffskritische Bemerkungen. In: Elio Pellin/Ulrich Weber (Hgg.), „... all diese fingierten, notierten, in meinem Kopf ungefähr wieder zusammengesetzten Ichs“. Autobiographie und Autofiktion. Göttingen 2012, S. 13–27.

- Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt am Main 2014 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1510).
- Genette, Gérard: Die Erzählung. München 2010 (UTB 8083).
- Genette, Gérard: Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe, hg. von Dieter Hornig. Frankfurt am Main 1993 (Edition Suhrkamp Aesthetica).
- Gessler, Philipp: Wenn Eltern foltern. Gewalt gegen Kinder. Online unter: <http://www.taz.de/!5190909/>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.
- Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit. Frankfurt am Main 2010.
- Gorman, David: Reconsidering Narrative Theory Rhetorically. In: Poetics Today, 31. Jg., H. 2, S. 353–358.
- Greiner, Ulrich: Der Schrei nach der Mutter. Eine Provokation, ein literarisches Ereignis: Peter Wawerzinek's Roman „Rabenliebe“. Online unter: <https://www.zeit.de/2010/34/L-Wawerzinek>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.
- Grice, H. P.: Studies in the Way of Words. Cambridge 1991.
- Gronemann, Claudia: Postmoderne, postkoloniale Konzepte der Autobiographie in der französischen und maghrebinischen Literatur. Autofiction - Nouvelle Autobiographie - Double Autobiographie - Aventure du texte. Hildesheim 2002.
- Hamburger, Käte: Die Logik der Dichtung. Stuttgart 1977.
- Hanuschek, Sven: Literaturwissenschaften. In: Christian Klein (Hg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart 2009, S. 339–348.
- Hartner, Marcus: Multiperspectivity. Online unter: hup.sub.uni-hamburg.de/ihn, zuletzt geprüft am 07.11.2016. In: Peter Hühn (Hg.), The Living Handbook of Narratology. Hamburg 2017.
- Hartner, Marcus: Perspektivische Interaktion im Roman. Kognition, Rezeption, Interpretation. Berlin 2012 (Narratologia 32).
- Hell, Julia: Post-Fascist Fantasies. Psychoanalysis, History, and the Literature of East Germany. Durham 1997 (Post-Contemporary Interventions).
- Herman, David: Cognitive Narratology. (revised). Online unter: <http://www.ihn.uni-hamburg.de/article/cognitive-narratology-revised-version-uploaded-22-september-2013>, zuletzt geprüft am 21.09.2018. In: Peter Hühn (Hg.), The Living Handbook of Narratology. Hamburg 2017.

- Herrndorf, Wolfgang: Bilder deiner großen Liebe. Ein unvollendeter Roman. In: Tobias Rüther (Hg.), Gesamtausgabe. Berlin 2015, S. 465–574.
- Herrndorf, Wolfgang: In Plüschgewittern. Roman. In: Tobias Rüther (Hg.), Gesamtausgabe. Berlin 2015, S. 5–199.
- Herrndorf, Wolfgang: Sand. Roman. In: Tobias Rüther (Hg.), Gesamtausgabe. Berlin 2015, S. 245–737.
- Herrndorf, Wolfgang: Tschick. Roman. In: Tobias Rüther (Hg.), Gesamtausgabe. Berlin 2015, S. 5–244.
- Herrndorf, Wolfgang: Arbeit und Struktur. Schluss. Online unter: <http://www.wolfgang-herrndorf.de/2013/08/schluss/>, zuletzt geprüft am 27.09.2018.
- Herrndorf, Wolfgang: Arbeit und Struktur. Berlin 2013.
- Herrndorf, Wolfgang: Sand. Roman. Berlin 2012.
- Hoffmann, Torsten: Epilog. In: Dieter Burdorf/Christoph Fasbender/Burkhard Moennighoff (Hgg.), Metzler Lexikon Literatur. Begriffe und Definitionen. Stuttgart 2007, S. 195–196.
- Holdenried, Michaela: Autobiographie. Stuttgart 2000 (Reclams Universal-Bibliothek Literaturstudium 17624).
- Holdenried, Michaela: Im Spiegel ein anderer. Erfahrungskrise und Subjektdiskurs im modernen autobiographischen Roman. Heidelberg 1991 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 3, 114).
- Hovland, Carl Iver (Hg.): The Order of Presentation in Persuasion. New Haven 1957.
- Huang, Yan: 14. Types of Inference. Entailment, Presupposition, and Implicature. In: Wolfram Bublitz/Neal R. Norrick (Hgg.), Foundations of Pragmatics. Berlin, New York 2011, S. 397–421.
- Hutcheon, Linda: A Poetics of Postmodernism. History, Theory, Fiction. New York 2000.
- Iser, Wolfgang: Der implizite Leser. Kommunikationsformen des Romans von Bunyan bis Beckett. München 1994.
- Jannidis, Fotis: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Berlin 2004 (Narratologia 3).
- Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martinez, Matias/Winko, Simone (Hgg.): Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 71).

- Kafka, Franz: Die Verwandlung. Text und Kommentar. Frankfurt 1999.
- Kellermann, Ralf: Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Rezension. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 39. Jg., H. 4, S. 319–322.
- Köppe, Tilman/Winko, Simone: Theorien und Methoden der Literaturwissenschaft. In: Thomas Anz (Hg.), Handbuch Literaturwissenschaft. Stuttgart, Weimar 2007, S. 285–371.
- Korta, Kepa/Perry, John: Pragmatics. Online unter: <http://plato.stanford.edu/archives/win2012/entries/pragmatics/>, zuletzt geprüft am 29.01.2015. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J.
- Kraus, Esther: Faktualität und Fiktionalität in autobiographischen Texten des 20. Jahrhunderts. Marburg 2013.
- Krekeler, Elmar: Mutterseelenallein. Peter Wawerzinek wurde von seinen Eltern verlassen, er wuchs im Heim auf und lernte erst mit vier sprechen. Jetzt, mit Mitte fünfzig, hat er sich endlich freigeschrieben. Online unter: https://www.welt.de/welt_print/kultur/article8514895/Mutterseelenallein.html, zuletzt geprüft am 17.05.2018.
- Kürschner, Manja: Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800. Rezension. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 43. Jg., H. 4, S. 281–284.
- Lämmert, Eberhard: Bauformen des Erzählens. Stuttgart 2004.
- Langacker, Ronald: Construal. In: Ewa Dabrowska/Dagmar Divjak (Hgg.), Handbook of Cognitive Linguistics. Berlin, München, Boston 2015, S. 120–142.
- Lanser, Susan: Sexing Narratology. Towards a Gendered Poetics of Narrative Voice. In: Walter Grünzweig/Andreas Solbach (Hgg.), Grenzüberschreitungen: Narratologie im Kontext. Transcending Boundaries : Narratology in Context. Tübingen 1999, S. 167–183.
- Leech, Geoffrey N.: Stylistics. In: Teun Adrianus van Dijk (Hg.), Discourse and Literature. Amsterdam (Critical Theory) 1985, S. 39.
- Lehmann, Jürgen: Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie. Berlin, Boston 1988 (Studien zur deutschen Literatur 98).
- Lejeune, Philippe: Le pacte autobiographique. Paris 1996 (Points Essais 326).
- Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt. Frankfurt am Main 1994 (Edition Suhrkamp Aesthetica).

- Leopold, Maria: Forschungsüberblick und heuristisches Modell. Sven Strasens Synthese literatur-, kognitions- und kulturwissenschaftlicher Rezeptionstheorien. Rezension. In: DIEGESIS. Interdisziplinäres E-Journal für Erzählforschung, 1. Jg., H. 1, S. 90–94.
- Levinson, Stephen C.: *Pragmatics*. Cambridge 2013 (Cambridge Textbooks in Linguistics).
- Lindemann, Uwe: Die Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen: Polyperspektivismus, Spannung und der iterative Modus der Narration bei Samuel Richardson, Choderlos de Laclos, Ludwig Tieck, Wilkie Collins und Robert Browning. In: Kurt Röttgers/Monika Schmitz-Emans (Hgg.), *Perspektive in Literatur und bildender Kunst*. Essen (Philosophisch-literarische Reflexionen Bd. 1) 1999, S. 48–81.
- Link, Jürgen: *Elementare Literatur und generative Diskursanalyse*. München 1983.
- Löschnigg, Martin: Postclassical Narratology and the Theory of Autobiography. In: Monika Fludernik (Hg.), *Postclassical Narratology. Approaches and Analyses*. Columbus (Theory and Interpretation of Narrative) 2010, S. 255–274.
- Mackenzie, Ian: Adrian Pilkington, *Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective*. Rezension. In: *Journal of Literary Semantics*, 31. Jg., H. 2, S. 61.
- Magenau, Jörg: Drama einer Kindheit. Wawerzinek-Roman „Rabenliebe“. Online unter: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/wawerzinek-roman-rabenliebe-drama-einer-kindheit/1905236.html>, zuletzt geprüft am 27.11.2018.
- Martinez, Matias/Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München 1999 (C.H. Beck Studium).
- Matala de Mazza, Ethel/Pornschlegel, Clemens: *Inszenierte Welt. Theatralität als Argument literarischer Texte*. Freiburg im Breisgau 2003 (Rombach-Wissenschaften Reihe Litterae 106).
- Mauz, Andreas: *Machtworte. Studien zur Poetik des „heiligen Textes“*. Tübingen 2016.
- Menhard, Felicitas: *Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800*. Trier 2009 (ELCH: Studies in English Literary and Cultural History = ELK: Studien zur Englischen Literatur- und Kulturwissenschaft Bd. 36).
- Michalski, Anja-Simone: *Genealogie eines Gefühls. Peter Wawerzineks Mängelwesen*. In: *Die heile Familie. Geschichten vom Mythos in Recht und Literatur*. Berlin/Boston 2015 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur v.141), S. 224–247.

- Michelbach, Elisabeth: ‚Dem Leben wie einem Roman zu Leibe rücken‘. Wolfgang Herrndorfs Blog und Buch „Arbeit und Struktur“ zwischen digitalem Gebrauchstext und literarischem Werk. In: Textpraxis, Sonderausgabe 1, S. 107–129.
- Mölk, Ulrich: Vorwort. In: Armin Paul Frank/Ulrich Mölk (Hgg.), Frühe Formen mehrperspektivischen Erzählens von der Edda bis Flaubert. Ein Problemaufriss. Berlin 1991, S. v–vii.
- Müller, Wolfgang G.: Conflicting Reports. Multiperspektivität und unzuverlässiges Erzählen im englischsprachigen Roman seit 1800. Rezension. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, 52. Jg., S. 483–487.
- Nagel, Thomas: What Is It Like to Be a Bat? In: The Philosophical Review, 83. Jg., H. 4, S. 435.
- Neuhaus, Volker: Typen multiperspektivischen Erzählens. Köln 1971 (Literatur und Leben 13).
- Nielsen, Henrik Skov: Natural Authors, Unnatural Narration. In: Jan Alber/Monika Fludernik (Hgg.), Postclassical Narratology. Approaches and Analyses. Columbus (Theory and Interpretation of Narrative) 2010, S. 275–301.
- Nünning, Ansgar: Meta-Autobiographien. Gattungstypologische, narratologische und funktionsgeschichtliche Überlegungen zur Poetik und zum Wissen innovativer Autobiographien. In: Uwe Baumann/Karl August Neuhausen (Hgg.), Autobiographie. Eine interdisziplinäre Gattung zwischen klassischer Tradition und (post-)moderner Variation. Göttingen (Super alta perennis 14) 2013, S. 27–82.
- Nünning, Ansgar: Metaautobiographien. Gattungsgedächtnis, Gattungskritik und Funktionen selbstreflexiver fiktionaler Autofiktionen. In: Christoph Parry/Edgar Platen (Hgg.), Grenzen der Fiktionalität und der Erinnerung. München (Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur 2) 2007, S. 269–292.
- Nünning, Ansgar: Renaissance eines anthropomorphisierten Passepartouts oder Nachruf auf ein literaturkritisches Phänomen? Überlegungen und Alternativen zum Konzept des *implied author*. In: Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 67. Jg., S. 1–25.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera: Making Gendered Selves. Analysekatgeorien und Forschungsperspektiven einer genderorientierten Erzähltheorie und Erzähltextanalyse. In: Sigrid Nieberle (Hg.), Narration und Geschlecht. Texte - Medien - Episteme. Köln, Weimar, Wien 2006, S. 23–44.
- Nünning, Ansgar/Nünning, Vera: Multiperspektivität aus narratologischer Sicht: Erzähltheoretische Grundlagen und Kategorien zur Analyse der Perspektivenstruktur narrativer Texte. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.),

Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 39–77.

Nünning, Ansgar/Nünning, Vera: Von ‚der‘ Erzählperspektive zur Perspektivenstruktur narrativer Texte: Überlegungen zur Definition, Konzeptualisierung und Untersuchbarkeit von Multiperspektivität. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 3–38.

Nünning, Vera/Nünning, Ansgar (Hgg.): Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000.

Opitz, Michael: Muttersuche und Mutterfindung. Online unter: https://www.deutschlandfunkkultur.de/muttersuche-und-mutterfindung.950.de.html?dram:article_id=139158, zuletzt geprüft am 27.11.2018.

Österle, David: A Life in Memory Fragments. Roland Barthes's ‚Biographemes‘. In: Edward Saunders/Wilhelm Hemecker/Gregor Schima (Hgg.), Biography in Theory. Key Texts with Commentaries 2017, S. 178–185.

Pätzold, Torsten: Textstrukturen und narrative Welten. Narratologische Untersuchungen zur Multiperspektivität am Beispiel von Bodo Kirchhoffs „Infanta“ und Helmut Kraussers „Melodien“. Frankfurt am Main 2000 (Europäische Hochschulschriften Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur 1779).

Pfister, Manfred: Studien zum Wandel der Perspektivenstruktur in elisabethanischen und jakobäischen Komödien. München 1974 (Münchener Universitäts-Schriften. Reihe der Philosophischen Fakultät).

Pilkington, Adrian: Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective. Amsterdam, Philadelphia 2000 (Pragmatics and Beyond 75).

Poe, Edgar Allan: „Tell Tale Heart“ and Other Writings 1983 (Bantam Classics).

Precht, Peter: Inferenztheorie. In: Helmut Glück/Michael Rödel (Hgg.), Metzler Lexikon Sprache. Stuttgart 2016, S. 288.

Propp, Vladimir: Morphologie des Märchens, hg. von Karl Eimermacher. Frankfurt (Main) 1975 (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 131).

Pyta, Wolfram: Biographisches Arbeiten als Methode. In: Christian Klein (Hg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart 2009, S. 331–338.

- Reimann, Brigitte: Ich bedaure nichts. Tagebücher 1955 - 1963, hg. von Angela Drescher. Berlin 2011 (1536).
- Richter, Caterina: Zwischen Literatur und Internet. Medienübergreifende Schreibweisen in Fabian Bursteins „Statusmeldung“ und Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“. Masterarbeit. Online unter: urn:nbn:at:at-ubg:1-83736.
- Rockstuhl, Harald (Hg.): Familiengesetzbuch der DDR 1965-1990. Familiengesetzbuch der Deutschen Demokratischen Republik vom 20. Dezember 1965 in der Fassung des Einführungsgesetzes vom 19. Juni 1975 zum Zivilgesetzbuch der DDR. Bad Langensalza 2006.
- Ryan, Marie-Laure: Avatars of Story. Minneapolis, Minn. 2009 (Electronic Mediations 17).
- Ryan, Marie-Laure: Possible Worlds, Artificial Intelligence, and Narrative Theory. Bloomington 1992.
- Ryan, Marie-Laure: Fiction, Non-Factuals, and the Principle of Minimal Departure. In: Poetics, 9. Jg., H. 4, S. 403–422.
- Schabert, Ina: The Authorial Mind and the Question of Gender. In: Ulrich Broich/Elmar Lehmann/Bernd Lenz (Hgg.), Telling Stories. Studies in Honour of Ulrich Broich on the Occasion of his 60th birthday. Amsterdam, Philadelphia 1992.
- Schank, Roger C./Abelson, Robert P.: Scripts, Plans, Goals and Understanding. An Inquiry into Human Knowledge Structures. Hillsdale, NJ 1977 (The Artificial Intelligence Series).
- Schmid, Hans-Jörg (Hg.): Cognitive Pragmatics. Berlin 2012 (Handbook of Pragmatics vol. 4).
- Schmid, Wolf: Implied Author. Online unter: [hup.sub.uni-hamburg.de/lhn/index.php?title=Implied Author&oldid=2068](http://hup.sub.uni-hamburg.de/lhn/index.php?title=Implied+Author&oldid=2068), zuletzt geprüft am 29.03.2017. In: Peter Hühn (Hg.), The Living Handbook of Narratology. Hamburg 2017.
- Schmid, Wolf: Elemente der Narratologie. Berlin 2014.
- Schmid, Wolf: Narratology. An Introduction. Berlin, New York 2010 (De Gruyter graduate).
- Schmidt, Jochen: Schmidt liest Proust. Quadratur der Krise. Dresden 2009.
- Schmidt, Nadine Jessica: Konstruktionen literarischer Authentizität in autobiographischen Erzähltexten. Exemplarische Studien zu Christa Wolf, Ruth Klüger, Benjamin Wilkomirski und Günter Grass. Göttingen 2014 (Literatur- und Mediengeschichte der Moderne Band 3).

- Schwab, Silvia: Autobiographik und Lebenserfahrung. Würzburg 1981 (Epistemata 4).
- Siegel, Elke: ‚die mühsame Verschriftlichung meiner peinlichen Existenz‘. Wolfgang Herrndorfs „Arbeit und Struktur“ zwischen Tagebuch, Blog und Buch. In: Zeitschrift für Germanistik, 26. Jg., H. 2, S. 348–372.
- Simhandl, Peter: Antonin Artauds Theater der Grausamkeit. In: Theatergeschichte in einem Band. Berlin 2001, S. 395–399.
- Smith, Sidonie/Watson, Julia: The Trouble with Autobiography. Cautionary Notes for Narrative Theorists. In: James Phelan/Peter Rabinowitz (Hgg.), A Companion to Narrative Theory. Oxford, UK 2005, S. 356–371.
- Sodian, Beate/Perst, Hannah/Meinhardt, Jörg: Entwicklung der Theory of Mind in der Kindheit. In: Hans Förstl (Hg.), Theory of Mind. Berlin, Heidelberg 2012, S. 61–77.
- Specht, Benjamin: Polyvalenz – Autonomieästhetik – Kanon. Überlegungen zum Zusammenhang von Textstruktur und historischer Ästhetik bei der Herausbildung des deutschsprachigen Literaturkanons. In: Matthias Beilein/Claudia Stockinger/Simone Winko (Hgg.), Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft. Berlin (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 129) 2012, S. 19–40.
- Sperber, Dan/Wilson, Deirdre: Relevance. Communication and Cognition. Oxford 1995.
- Spoerhase, Carlos: Hypothetischer Intentionalismus. Rekonstruktion und Kritik. In: Journal of Literary Theory, 1. Jg., H. 1, S. 81–110.
- Stangl, W.: Theory of Mind. Online unter: <http://lexikon.stangl.eu/511/theory-of-mind/>, zuletzt geprüft am 13.03.2018.
- Stedman, Gesa: Fotis Jannidis, Figur und Person. Beitrag zu einer historischen Narratologie. Rezension. In: Anglia - Zeitschrift für englische Philologie, 125. Jg., H. 2, S. 403–406.
- Stiftung Preussische Seehandlung: Förderprojekte 2009. Online unter: <https://www.stiftung-seehandlung.de/foerderprojekte-2009-auswahl/>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.
- Stiftung Preussische Seehandlung: Förderungsprogramm. Online unter: <https://www.stiftung-seehandlung.de/foederungsprogramm/>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.
- Strasen, Sven: Rezeptionstheorien. Literatur- sprach- und kulturwissenschaftliche Ansätze und kulturelle Modelle. Trier 2008 (WVT-Handbücher zum literaturwissenschaftlichen Studium Bd. 10).

- Surkamp, Carola: Die Perspektivenstruktur narrativer Texte. Zu ihrer Theorie und Geschichte im englischen Roman zwischen Viktorianismus und Moderne. Trier 2003 (ELCH: Studies in English Literary and Cultural History = ELK: Studien zur Englischen Literatur- und Kulturwissenschaft Bd. 9).
- Surkamp, Carola: Textstrukturen und narrative Welten. Narratologische Untersuchungen zur Multiperspektivität am Beispiel von Bodo Kirchhoffs „Infanta“ und Helmut Kraussers „Melodien“. Rezension. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht, 34. Jg., H. 3, S. 274–275.
- Surkamp, Carola: Die Perspektivenstruktur narrativer Texte aus der Sicht der possible-worlds theory: Zur literarischen Inszenierung der Pluralität subjektiver Wirklichkeitsmodelle. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 111–132.
- Tendahl, Markus: Relevanztheorie und kognitive Linguistik vereint in einer hybriden Metapherntheorie. In: Constanze Spieß/Klaus-Michael Köpcke (Hgg.), Metapher und Metonymie. Theoretische, methodische und empirische Zugänge. Berlin, München (Empirische Linguistik / Empirical Linguistics 1) 2015, S. 25–49.
- Tendahl, Markus: A Hybrid Theory of Metaphor. Relevance Theory and Cognitive Linguistics. Basingstoke 2009.
- Thomson Reuters: Web of Science. Online unter: <http://clarivate.com/scientific-and-academic-research/research-discovery/web-of-science/>, zuletzt geprüft am 12.05.2017.
- Tye, Michael: Qualia. Online unter: <https://plato.stanford.edu/archives/win2016/entries/qualia/>, zuletzt geprüft am 06.10.2016. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J.
- van Dijk, Teun Adrianus/Kintsch, Walter: Strategies of Discourse Comprehension. New York 1983.
- Vehmeier, Anke: Die Pressenachricht. In: Dietz Schwiesau/Josef Ohler (Hgg.), Nachrichten - klassisch und multimedial. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis. Wiesbaden (Journalistische Praxis) 2016, S. 201–219.
- Verhagen, Arie: Grammar and Cooperative Communication. In: Ewa Dabrowska/Dagmar Divjak (Hgg.), Handbook of Cognitive Linguistics. Berlin, München, Boston 2015, S. 232–252.

- Verlag Galiani Berlin: Über Galiani. Verlagsgeschichte. Online unter: <http://www.galiani.de/verlag/verlagsgeschichte.html>, zuletzt geprüft am 10.05.2018.
- Vogt, Robert: Perspektivische Interaktion im Roman. Kognition, Rezeption, Interpretation. Rezension. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift, 63. Jg., H. 1, S. 168–171.
- Vossenkuhl, Wilhelm: Zur Pragmatik sprachlichen Handelns. In: Herbert Stachowiak (Hg.), Sprachphilosophie, Sprachpragmatik und formative Pragmatik. Hamburg (Pragmatik Bd. 4) 1993, S. 85–103.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: Einleitung. Was ist Auto(r)fiktion? In: Martina Wagner-Egelhaaf (Hg.), Auto(r)fiktion. Literarische Verfahren der Selbstkonstruktion. Bielefeld 2013, S. 7–21.
- Wagner-Egelhaaf, Martina: Autobiographie. Stuttgart 2000 (Sammlung Metzler 323).
- Walsh, Richard: Rhetoric of Fictionality. Narrative Theory and the Idea of Fiction. Columbus 2007.
- Walsh, Richard: The Pragmatics of Narrative Fictionality. In: James Phelan/Peter Rabinowitz (Hgg.), A Companion to Narrative Theory. Oxford, UK 2005, S. 150–164.
- Walter-Jochum, Robert: Autobiografietheorie in der Postmoderne. Subjektivität in Texten von Johann Wolfgang von Goethe, Thomas Bernhard, Josef Winkler, Thomas Glavinic und Paul Auster. Bielefeld 2016 (Lettre).
- Wawerzinek, Peter: Ich finde dich. Rabenliebe. Online unter: http://archiv.bachmannpreis.orf.at/bachmannpreis.eu/presse/tddl2010/deutsch/Wawerzinek_d.pdf, zuletzt geprüft am 17.05.2018.
- Wawerzinek, Peter: Rabenliebe. Eine Erschütterung (e-book). Köln 2010.
- Wawerzinek, Peter: Rabenliebe. Roman. Berlin 2010.
- Weinrich, Harald: Vorwort. In: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt am Main 2014 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1510), S. 7–8.
- Wetzel, Linda: Types and Tokens. In: Edward N. Zalta (Hg.), The Stanford Encyclopedia of Philosophy o.J.
- Wilson, Deirdre: Relevance and the Interpretation of Literary Works. In: UCL Working Papers in Linguistics, H. 23, S. 69–80.
- Wolf, Christa: Kindheitsmuster. Berlin, Weimar 1976 (Suhrkamp-Taschenbuch).

- Wolf, Werner: Multiperspektivität: Das Konzept und seine Applikationsmöglichkeiten auf Rahmungen in Erzählwerken. In: Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hgg.), Multiperspektivisches Erzählen. Zur Theorie und Geschichte der Perspektivenstruktur im englischen Roman des 18. bis 20. Jahrhunderts. Trier 2000, S. 79–110.
- Wolff, Martina: Die Perspektivenstruktur narrativer Texte. Zu ihrer Theorie und Geschichte im englischen Roman zwischen Viktorianismus und Moderne. Rezension. In: Anglistik. Mitteilungen des deutschen Anglistenverbandes, 16. Jg., H. 2, S. 172–175.
- Yus, Francisco: Poetic Effects. A Relevance Theory Perspective. Rezension. In: Journal of Pragmatics, 34. Jg., H. 5, S. 619–628.
- Yus, Francisco: Relevance Theory Online Bibliographic Service. Thematic Sections. Online unter: <http://personal.ua.es/francisco.yus/rt.html#Lit>, zuletzt geprüft am 29.01.2015.
- Zeman, Sonja: Confronting Perspectives. Modeling Perspectival Complexity in Language and Cognition. In: Glossa: A Journal of General Linguistics, 2. Jg., H. 1, S. 1–22.
- Zipfel, Frank: Autofiktion. Zwischen den Grenzen von Faktualität, Fiktionalität und Literarität? In: Simone Winko/Fotis Jannidis/Gerhard Lauer (Hgg.), Grenzen der Literatur. Zu Begriff und Phänomen des Literarischen. Berlin (Revisionen 2) 2009, S. 287–314.
- Zwaan, Rolf A.: Aspects of Literary Comprehension. A Cognitive Approach. Amsterdam 1993 (Utrecht publications in general and comparative literature 29).